6ozg

Rostock im Sept. 182

vergl. d. Schrift: Joh. Jost Sommer u.
Gest. von Hosbach. Zwei Theile bei
b. Dümmler Schwalbe. Gesetzt. Januar

[illegible]

Dr. Georg Chriſtian Knapp's,

Königl. Conſiſtorialraths ꝛc.

Leben und Charactere einiger gelehrten und frommen Männer des vorigen Jahrhunderts.

Nebſt

zwey kleinen theologiſchen Aufſätzen.

BR1700
A2K52
1829
C.1.
Gen

Halle,
in der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1829.

Vorrede.

Die gegenwärtige Auswahl und Sammlung kleiner biographiſchen und theologiſchen Schriften des ſeligen Dr. Knapp iſt von ſeinem nun auch verewigten Collegen, dem Herrn Canzler Niemeyer, veranſtaltet worden, wie derſelbe ſchon in den Epicedien S. 84. vorläufig darauf aufmerkſam gemacht hatte. Er glaubte, daß es vielen von den ehemaligen Zuhörern und Freunden des ſeligen Knapp willkommen ſeyn dürfte, dieſe in Zeitſchriften zerſtreuten und daher weniger bekannten Aufſätze, welche wenigſtens zum Theil einen bleibenden Werth haben und gerade jetzt zu einer lehrreichen Ver-

 glei-

gleichung der Gegenwart mit einer mehrfach ähnlichen Vergangenheit Stoff und Anlaß gegeben, in einer beſondern Sammlung zu beſitzen. Und gewiß wird er ſich darin nicht getäuſcht haben.

Der Unterzeichnete, welcher ſonach an der Herausgabe dieſer Sammlung keinen unmittelbaren Antheil genommen hat, folgt nur einer Aufforderung der Verlagshandlung, wenn er in dieſer kurzen Vorrede eine Nachricht über den Inhalt derſelben giebt. Er kann dies um ſo eher thun, da er ſelbſt mehrere Aufſätze ſeines verewigten Schwiegervaters dem ſeligen Canzler Niemeyer nachgewieſen und mitgetheilt hat.

Was nun zuvörderſt die Biographieen und Charakteriſtiken betrifft, ſo ſind dieſelben meiſt für die Zeitſchrift Frankens Stiftungen, herausgegeben von Schulze, Knapp und Niemeyer, Halle 1792—96. in 3 Theilen, zuerſt gearbeitet und in derſelben abgedruckt. Die erſte, Philipp Jacob Spener, S. 1—38, welche ſchon früher in den Wöchentlichen Halliſchen Anzeigen 1783. Num. X—XII. erſchienen iſt, findet ſich daſelbſt B. I.

S. 79

S. 79—114, und wiederholt mit einigen kleinen Verbeſſerungen in den gleichfalls im Verlag der Waiſenhaus-Buchhandlung erſchienenen Biographen B. IV. S. 127—160, wonach ſie hier wiedergegeben iſt. Es ſind bey dieſer Arbeit beſonders die S. 4. angeführten Nachrichten und Mittheilungen des Baron von Canſtein über Spener benutzt, und die eigenen Schriften Speners vielfach berückſichtigt, welche der ſelige Verfaſſer fleißig geleſen hatte, und deren Gebrauch er damals, als ſie faſt in Vergeſſenheit gerathen waren, durch dieſen Aufſatz auch andern empfehlen wollte. Immer aber wird man das von einem Geiſtesverwandten mit Liebe und Treue gezeichnete Bild des ehrwürdigen Spener gern betrachten neben dem Denkmal, welches J. M. Schröckh demſelben in der Allgemeinen Biographie Th. 6. S. 383 ff. errichtet hat. Eine umfaſſendere und tiefer eingehende Schilderung Speners und ſeiner Zeit erhalten wir gegenwärtig vom Herrn Prediger Hoßbach zu Berlin.

Der zweyte längere Aufſatz, Speners und Frankens Klagen rc. S. 39—146. ſteht

ſteht in jener Zeitſchrift B. II. S. 33 — 84. und S. 161 — 220. Obſchon der ſel. Verfaſſer zunächſt beabſichtigte, durch denſelben die Leſer der Zeitſchrift mit dem Zwecke der Halliſchen Anſtalten und dem Eigenthümlichen des Geiſtes ihrer Stifter bekannt zu machen, ſo iſt doch ſein Inhalt von allgemeinerer Bedeutung und für alle Zeiten beachtungswerth. Man findet darin beſonders die Anſichten jener zwey um die evangeliſche Kirche hochverdienten Männer über den wahren Zweck und die beſte Einrichtung des akademiſchen Studiums der Theologie auf eine anſprechende Weiſe zuſammengeſtellt, ſo daß man meiſt ihre eigenen Worte lieſet. Man kann damit vergleichen die Darſtellung Frankens als akademiſchen Lehrers von J. L. Schulze in Frankens Stiftungen B. II. S. 221 — 266. und von dem Herrn Licentiaten Dr. Guerike in deſſen Denkſchrift über Franke, Halle 1827. S. 215 ff.

Der dritte und vierte Aufſatz endlich, die Biographieen Freylinghauſens und Elers S. 147 — 202. ſind in Frankens Stiftungen B. II. S. 305 — 333. und S.

452—476. gedruckt. Außer dieſen Aufſätzen hat der ſel. Knapp, einiger kleinern Mittheilungen nicht zu gedenken, zu jener Zeitſchrift noch Beyträge zur Lebensgeſchichte A. H. Frankens B. II. S. 416—451. und eine Topographiſch-hiſtoriſche Beſchreibung der Halliſchen Waiſenhausanſtalten B. III. S. 33 ff. geliefert. Die letztere iſt in gegenwärtige Sammlung nicht aufgenommen, weil ſie nur ein beſchränktes örtliches Intereſſe hat; die erſtern aber, weil ſie meiſt nur Auszüge enthalten aus ungedruckten Vorleſungen G. A. Frankens, in welchen verſchiedene merkwürdige Lebensumſtände A. H. Frankens erzählt ſind.

Ueber den fünften Aufſatz iſt das nöthige in dem Vorwort S. 205. bemerkt. Gleich demſelben hätte auch die ausführlichere Vorrede vor dem 55ſten Stück der neuern Geſchichte der evangeliſchen Miſſions-Anſtalten (Halle 1799) in dieſer Sammlung eine Stelle finden können, welche theils eine Nachricht von dem Leben und Verdienſten des Dr. Johann Ludwig Schulze enthält, theils die Ueberzeugungen des ſeligen

Knapp

Knapp von dem Zweck der Miſſion und der Lehrart, die ein chriſtlicher Heidenlehrer zu befolgen habe, darlegt. Den Abriß einer allgemeinen proteſtantiſchen Miſſionsgeſchichte mit vorzüglicher Rückſicht auf Oſtindien, welcher von dem ſel. Knapp in dem 66ſten Stück derſelben Geſchichte (Halle 1816) als ein Ergänzungsbeytrag zu Fabricii ſalutaris lux Evangelii etc. gegeben iſt, hat der ſel. Canzler Niemeyer hier wohl deswegen unberückſichtigt gelaſſen, weil die neueren Halliſchen Miſſionsberichte ſich in den Händen vieler finden, und in den letzten Jahren derſelbe Gegenſtand öfter behandelt iſt. Die Beyträge aber zur Lebensgeſchichte A. G. Spangenberg's, welche nur Stellenweiſe in dem Leben Spangenberg's von Jeremias Risler (Barby 1794) benutzt und alſo im Ganzen als ungedruckt zu betrachten ſind, hat der Unterzeichnete nicht unterlaſſen, dem ſel. Canzler Niemeyer handſchriftlich mitzutheilen, welcher ſie jedoch für die Aufnahme in dieſe Sammlung weniger geeignet fand. Sie betreffen hauptſächlich Spangenberg's Berufung nach Halle, ſeine

daſelbſt

daſelbſt erfahrnen Widerwärtigkeiten und Vertreibung aus dieſer Stadt, und ſind mit großer Genauigkeit aus den Acten in den Archiven der theologiſchen Facultät und des Waiſenhauſes gearbeitet. Wiefern ſie über das Verhältniß der damaligen Halliſchen Theologen zu dem Grafen von Zinſendorf und der entſtehenden Brüdergemeinde viel Licht verbreiten und alſo eine kirchenhiſtoriſche Bedeutung haben, wird ſie der Unterzeichnete gelegentlich in einer theologiſchen Zeitſchrift abdrucken laſſen.

Von den beiden letzten Abhandlungen iſt die über die Phariſäer und Sadducäer in den Wöchentlichen Halliſchen Anzeigen 1785. Num. VIII—XIV. zuerſt gedruckt, einer Zeitſchrift, in welcher mehrere ſchätzbare Abhandlungen älterer Halliſchen Theologen ſich finden; die andere über den Vortrag der Lehre vom ſittlichen Naturverderben des Menſchen in Ewald's chriſtlicher Monatſchrift, zweyten Jahrgangs 1802. B. II. S. 3—19. Von den übrigen kleinen Schriften des ſeligen Knapp hätte noch die in Hillmer's chriſtliche Zeitſchrift Jahrgang

gang 1808. S. 694—705. u. Jahrgang 1809. S. 288—300. eingerückte Erklärung einiger neuteſtamentlichen Stellen für ungelehrte aber nachdenkende Chriſten hier wieder abgedruckt werden können.

Möge dieſe Sammlung eine eben ſo freundliche Aufnahme bey dem Publikum finden, als die von dem Unterzeichneten herausgegebenen Vorleſungen des ſel. Knapp über die chriſtliche Glaubenslehre gefunden haben.

Halle, im September 1828.

Dr. Carl Thilo.

I.

Philipp Jacob Spener.

Geboren den 13. Januar 1635.

Geſtorben den 5. Februar 1705.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Seit dem Tode dieſes merkwürdigen Mannes, der zu ſeiner Zeit einer der ausgezeichnetſten Religionslehrer der Lutheriſchen Kirche war, iſt nun ſchon über ein ganzes Jahrhundert verfloſſen. Seine Bemühungen haben außerordentlich viel auf ſein Zeitalter und auf die Nachwelt gewirkt. Aber ſein unleugbares Verdienſt um die Theologie und Verbeſſerung des Religionsunterrichts, wurde, ſonderlich anfangs, von vielen ſehr verkannt, und ſeine Lehre, nebſt den darüber entſtandenen Streitigkeiten, häufig in einem ganz falſchen Lichte dargeſtellt. Deſto nöthiger iſt es, auf den rechten Standpunct aufmerkſam zu ſeyn, wo man hintreten muß, wenn man alles gehörig überſehen, und den Werth dieſes Mannes richtig ſchätzen will. Sein Zeitgenoſſe und vieljähriger vertrauter Freund war A. H. Franke, der ſich, ſo wie die übrigen damaligen Halliſchen Theologen, ganz nach Spenern gebildet hatte, und deſſen Grundſätze durchgängig befolgte. In den Speneriſchen Vorſchlägen liegt daher der Keim zu vielen ſeiner vorzüglichſten und fruchtbarſten Ideen, die von ihm mit einem über alle Erwartung glücklichen Erfolge ausgeführt wurden. Jedoch würde ſein Wir-

kungskreis nie ſo groß, und ſeine Thätigkeit nie ſo wohlthätig geworden ſeyn, wenn ihm nicht ein ſolcher Vorgänger Bahn gemacht hätte *).

Speners Geburtsort war Rappolsweiler im Oberelſaß. Er hatte das Glück, in den Religionswahrheiten ſchon in ſeiner Jugend weit zweckmäßiger und praktiſcher, als damals gewöhnlich war, unterrichtet zu werden. Frühzeitig brachten ihm ſeine Lehrer — Stoll und Horbius — Geſchmack an der Bibel bey, und verbanden damit die beſten Lehr- und Erbauungsſchriften damaliger Zeit, eines Johann Arndt, Immanuel Sontom, und anderer mehr, die in kurzem ſeine liebſten Leſebücher wurden. Er war viel in dem Hauſe der Gräfin von Rap-

*) Das Leben Spener's hat ſein Freund, der Baron Carl Hildebr. von Canſtein in der Vorrede zu Spener's letzten theologiſchen Bedenken (1711) am ausführlichſten beſchrieben. Steinmetz hat dieſe Lebensbeſchreibung ſeiner Sammlung der Spener'ſchen kleinen geiſtlichen Schriften vorgeſetzt, und mit vielen Zuſätzen vermehrt. Einzeln iſt ſie vom D. Lange herausgegeben, Halle 1740. 8. Er hat viel hiſtoriſche Anmerkungen hinzugeſetzt, auch den Lebenslauf des Baron von Canſtein und ein Verzeichniß der Spener'ſchen Schriften beygefügt. — Spener's Schriften ſind jetzt faſt ganz in Vergeſſenheit gerathen. Wer aber den Geiſt derſelben aufzufaſſen vermag, wird ſie auch jetzt noch mit großem Nutzen leſen. Die Abſicht dieſes Aufſatzes geht mit dahin, ſie wieder ins Andenken zu bringen, und ihren Gebrauch zu empfehlen.

Rappolſtein; er hörte ihre Ermahnungen, er ſah ihren frommen Wandel; und beides machte einen bleibenden Eindruck auf ſein jugendliches Herz. Er ſelbſt erkannte es, daß ihm dieſer Aufenthalt ſehr vortheilhaft geweſen, und zur Weckung des frommen und ächtchriſtlichen Sinnes bey ihm überaus viel beygetragen habe.

Sprachen, und die nöthigen Vorbereitungswiſſenſchaften verabſäumte er nicht, ſondern brachte es, ſchon ehe er auf die Univerſität ging, weit darin. Seine ſchnelle Faſſungskraft, und ſein treues Gedächtniß erleichterten ihm ſein Studiren ſehr. Noch in ſeinem Alter wußte er den Ort und die Seite, wo er etwas in Büchern geleſen hatte, genau anzugeben. Seine Predigten ſchrieb er auf, las ſie dreymal durch, und hielt ſie dann wörtlich ſo, wie ſie aufgeſchrieben waren. Hatte er ja im mündlichen Vortrag etwas anders geſagt, ſo wurde es, wenn es auch nur ein einziges Wort war, gleich nachher in der Handſchrift von ihm ſelbſt abgeändert. — Im Jahr 1651 fing er an in Strasburg zu ſtudiren. Der Geiſt der Sectirerey und des Verketzerungseifers herrſchte zu der Zeit dort nicht ſo ſehr, als auf vielen andern Lutheriſchen Univerſitäten. Seine dortigen Lehrer, Dannhauer und Sebaſt. Schmidt, bewieſen mehr Mäßigung, mehr Eifer für thätiges Chriſtenthum, für praktiſche Unterweiſung in den Religionslehren und für das damals ſo ſehr vernachläſſigte

Bibel-

Bibelſtudium. Es iſt auch nicht ſchwer, in Spe- ner's Schriften Dannhauer's Schüler zu erkennen: ſo übereinſtimmend ſind in vielen Stücken Dannhauer's Einſichten und Grundſätze mit den ſeinigen.

Philoſophie hat Spener nie verachtet: er ſtudirte ſie vielmehr in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts zu Strasburg mit vielem Fleiß; äußerte auch bey reifern Jahren in ſeinen Schriften große Achtung für dieſe Wiſſenſchaft. Zwar war er der damals gangbaren ſcholaſtiſchen Philoſophie nicht günſtig — und wer wollte dies tadeln? — aber den Widerſachern der Philoſophie überhaupt, den theoſophiſchen Schwärmern, und einem Daniel Hofmann, konnte ein Mann wie er unmöglich Beyfall geben. Alles, was er ſchrieb, war durchgedacht, (obgleich, ſonderlich im Deutſchen, nicht aufs angenehmſte vorgetragen,) und in ſeinem Ausdruck war ſo viel Beſtimmtheit und Bündigkeit, daß ſeine Gegner ſelbſt geſtanden, ſie würden dadurch in Verlegenheit geſetzt, wenn ſie in ſeinen Büchern Irrlehren aufſuchten. — Grotius war einer ſeiner Lieblingsſchriftſteller, von dem er auch viel Eigenthümliches in der Schreibart, beſonders im Lateiniſchen, angenommen hat. Am meiſten ſchätzte er die treffliche Schrift deſſelben, De jure belli et pacis. Seine Hofmeiſterſtelle, die er bey den beiden Pfalzgrafen am Rhein annahm, als dieſe 1654 die Uni-

verſität Strasburg bezogen, machte es ihm zur Pflicht, ſich mit Geſchichte, Geographie, Genealogie und Heraldik zu beſchäftigen, um ſie darin unterweiſen zu können. Nachher gab er auch auf der Univerſität in dieſen Wiſſenſchaften Unterricht. Sein großes heraldiſches Werk wird immer in Werth bleiben; und wie viel würde er in der Geſchichte geleiſtet haben, wenn er in dieſem Felde weiter fortgearbeitet hätte! Den Vorwurf verdient Spener gewiß nicht, daß er die Gelehrſamkeit geringgeſchätzt habe. Er wußte jeder Wiſſenſchaft ihren Werth zu geben, und ließ ſich durch den Mißbrauch gelehrter Kenntniſſe nicht verleiten, die Wiſſenſchaften ſelbſt zu verachten *). Sein Aufenthalt bey den Pfalzgrafen, und ſeine Reiſe 1660 nach Genf, Baſel, Lyon u. ſ. f., brachten ihm noch andere Vortheile. Er lernte die Welt kennen, gewöhnte ſich zum Umgang mit Vornehmen und Gebildeten, und zu einer gewiſſen Geſchmeidigkeit in Sitten und Betragen, die ihn bey jedermann beliebt machte. Von dem innern Zuſtande der

*) „Ich habe mich oft erklärt, daß ich kein einziges Stück der Erudition verwerfe; und wollte vielmehr, daß alle Studioſi nicht nur frömmer, ſondern auch gelehrter würden. Deswegen iſt mir unter Frommen der Gelehrtere immer angenehmer; ja, ich eifere dagegen, wo mich deucht, daß jemand die Studia etwas zurückſetzt.“ Dies ſind Spener's Worte in ſeiner Vorſtellung gegen D. Schelwig's ſectiriſche Pietiſterey, §. 14.

der proteſtantiſchen Kirche in und außerhalb Deutſchland, bekam er auf ſeinen Reiſen genauere Kenntniß, er hörte die Urtheile der Auswärtigen darüber, und ſammelte ſich einen Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, womit er in der Folge der Zeit vortheilhaft wucherte.

So vorbereitet, trat Spener ſeine Kirchenämter an. Im Jahr 1663 erhielt er die Stelle eines Freypredigers in Strasburg, und wurde zugleich Doctor der Theologie, um, außer ſeinen übrigen Vorleſungen über Geſchichte, Geographie, Politik u. ſ. w., auch theologiſche Collegia leſen zu können. Dieſe Vorleſungen ſetzte er fort, ſo lange er zu Strasburg im Amte ſtand. Seine Abſicht ging ohne Zweifel mit dahin, ſich zu einer theologiſchen Lehrſtelle auf dortiger Univerſität zuzubereiten. Schon damals wurde Spener auswärts ſo bekannt, daß er mehrere Anträge zu wichtigen Stellen erhielt, die er aber ausſchlug; bis er endlich das Seniorat des Miniſteriums zu Frankfurt am Mayn annahm, welches ihm 1666, im 31ſten Jahre ſeines Alters, angetragen wurde. Dieſes Amt verwaltete er 20 Jahr, und ging darauf 1686 als Churfürſtl. Oberhofprediger und Beichtvater nach Dresden, wo er anfangs vielen Beyfall fand. Da er aber im Jahr 1689 dem Churfürſten Johann Georg III. ein Schreiben überreichte, worin er ihm die wahre Beſchaffenheit ſeines Gemüthszuſtandes, zwar beſcheiden, aber

doch

doch mit der ihm eigenen Freymüthigkeit entdeckte: ſo fiel er darüber in Ungnade, und mußte den Hof meiden. Seine Vorgänger hatten, von dem Churfürſten ſelbſt aufgefordert, ein Gleiches gethan, ohne daß es ihnen nachtheilig geworden wäre. Aber ſeine heimlichen Widerſacher am Hofe, wußten ſich dieſer Gelegenheit zu ſeinem Nachtheile zu bedienen. Im Jahr 1691 kam er als Churbrandenburgiſcher Conſiſtorialrath und Probſt an die Nikolaikirche zu Berlin; und dieſes iſt der Zeitpunct, in welchem die ſogenannten pietiſtiſchen Streitigkeiten mit dem größten Eifer geführt wurden.

Bey ſeinen ſeltnen Verdienſten und ausgezeichneten Talenten dachte er gering und anſpruchslos von ſich; er ſchien ſich ſeiner Vorzüge ſelbſt nicht bewußt zu ſeyn. Dieſe unverſtellte Demuth erwarb ihm allgemeine Hochachtung. Er ſchämte ſich nicht, ſeine Mängel öffentlich zu bekennen, und ſeine Gemeinde oft mit Thränen zu bitten, ihn ſeiner Fehler wegen zu erinnern: und ſolche Erinnerungen nahm er mit Sanftmuth und Dankbarkeit an, auch wenn ſie von Leuten geringen Standes kamen. Wenn er Lob und Beyfall erndtete, ſo pflegte er zu ſagen: „Er wiſſe nicht, was andere an ihm fänden, warum ſie ihn ſo hoch ſchätzten und ſo werth hielten,“ oder: „So viel Gutes, und ſo viel Böſes habe er nicht gethan, als andere von ihm glaubten.“ In ſeiner letzten Krankheit verſicherte er ſeine Freunde, daß er

von

von allem Guten, was durch ihn geſchehen ſeyn möchte, ſich ſelbſt nichts zuſchreibe, als was daran fehle. — Seine heftigſten Gegner behandelte er mit großer Schonung und Gelindigkeit; es entfiel ihm kein harter, oder bitterer Ausdruck gegen ſie. „Sie laſſen ſich — ſagte er — von ihren Affecten beherrſchen, ſie ſind mit Vorurtheilen gegen mich eingenommen, und ſehen nicht anders, als durch ein gefärbtes Glas. Meine Abſicht iſt nicht, ſie zu beſchämen, ſondern ſie zu beſſern. Wenn ich auch den Sieg über ſie erhalte, ſo iſt mir's doch allezeit ein bitterer Sieg. Ich haſſe keinen meiner Feinde; ich bin bereit, ihnen zu vergeben, und biete ihnen die Hand dazu." Seinen Freunden war er ein redlicher und theilnehmender Freund: ein Vater der Armen und Hülfsbedürftigen, die nie ungetröſtet von ihm gingen. Seinen Rath, den ſo viele begehrten, gab er aufrichtig, aber mit großer Ueberlegung und weiſer Bedachtſamkeit. Bey aller ſeiner Weltkenntniß wurde er doch oft von Heuchlern und falſchen Freunden getäuſcht. Denn ſeine Gutmüthigkeit erlaubte ihm nicht, mißtrauiſch zu ſeyn. Er konnte ſich, bey ſeiner Redlichkeit, nicht vorſtellen, daß ihn jemand mit Unwahrheiten, wohl gar unter dem Schein des Guten, hintergehen ſollte. — Seine Collegen ließ ers nicht empfinden, daß er zugleich ihr Vorgeſetzter war, er maaßte ſich keiner Herrſchaft über ſie an, und wollte — wie er ſelbſt ſagt —

nicht

nicht mehr als einer unter den andern ſeyn *). Dieſes Verhalten machte ihn ſeinen Untergebnen ſo werth, daß er nicht nur alles von ihnen erhalten konnte, was er begehrte, ſondern, daß ſie ſich ſogar beeiferten, ſeinen Wünſchen zuvorzukommen. Mit einer großen Gleichmüthigkeit und ruhigen Gelaſſenheit war bey ihm doch außerordentlich viel Lebhaftigkeit des Geiſtes verbunden. Indeſſen zeigte ſich dieſe mehr bey ſeinen öffentlichen Vorträgen und in ſchriftlichen Arbeiten, als im Umgang und bey Privatunterredungen. Er vereinigte zwar im Umgang mit dem ihm eigenthümlichen Ernſt, viel Freundlichkeit und herzliches Wohlwollen, das jeden für ihn einnahm; aber öffentlich redete er mit mehr Feuer und Wärme: in Geſellſchaften unterrichtete und erbauete er mehr durch ſein ſtilles Beyſpiel, als durch viele Worte. Zu herzhaften und kühnen Entſchließungen war er, ſeiner ihm eigenthümlichen Stimmung nach, nicht aufgelegt, ſondern eher zur Verzagtheit geneigt. Er geſteht es ſelbſt ſehr oft, daß er ſchüchtern und blöde ſey, und nicht Muth genug habe, manche ſeiner reiflich überdachten Entwürfe ſelbſt auszuführen. Aber eben darum verdienen ſeine freymüthigen Bekenntniſſe der Wahrheit, die er ohne Menſchenfurcht ablegte, deſto mehr

*) Man vergleiche den Aufſatz: „Regeln, die ich mir in meinem Amte gemacht habe,“ in Speners theol. Bedenken, Th. III. S. 654 f.

mehr Achtung und Bewunderung. Hier glaubte er, daß er's der Sache Gottes ſchuldig ſey, ſich ſelbſt zu überwinden. Und darin blieb er ſich immer gleich. Fern von aller Anmaaßung und Selbſtgefälligkeit, wollte er nie für einen Reformator gehalten ſeyn. „Ich will nur — dies ſind ſeine eigenen Worte — unter die Stimmen gehören, die diejenigen zur Reformation auffordern, die Gott dazu berufen und ausgerüſtet hat. Ich bedarf keines Anhangs, und will niemand an mich ziehen.“ Ungeheuchelte Frömmigkeit leuchtete aus allen ſeinen Handlungen hervor. Von der Wahrheit der Lehre Jeſu und dem hohen Werthe des thätigen Chriſtenthums aus Erfahrung aufs innigſte überzeugt, und belebt von dem lauterſten Eifer für das wahre und ewige Wohlſeyn der Menſchen, ließ er ſichs ſein ganzes Leben hindurch angelegen ſeyn, Gottſeligkeit nach Jeſu Vorſchrift und Beyſpiel mit Wärme und Herzlichkeit anzupreiſen, und den Sinn dafür allgemeiner zu verbreiten. Seine liebſte Beſchäftigung war der Umgang mit Gott im Gebet. Dieſes nannte er den Odem ſeines geiſtlichen Lebens; und alle ſeine Geſchäfte, ohne Ausnahme, wurden mit Gebet angefangen, verrichtet und vollendet. Seine Thätigkeit war ununterbrochen und außerordentlich groß. Er verſicherte, daß er nur in der Arbeit Ruhe und Erholung finde: ſie ging ihm aber auch ſchnell und leicht von ſtatten. Nichts war ihm in ſeinen letzten Lebens-

tagen

tagen ſo empfindlich, als die Geſchäftsloſigkeit, wozu ihn ſeine anhaltende Schwachheit nöthigte. In allen ſeinen Verrichtungen herrſchte ſtrenge Ordnung und pünctliche Regelmäßigkeit. Jede Stunde des Tages hatte ihre beſtimmten Geſchäfte. Doch wurde ſeine Arbeitszeit oft bloß auf den Vormittag eingeſchränkt. Der Nachmittag war wegen des vielen Zuſpruchs von Einheimiſchen und Fremden, und wegen anderer unvermeidlichen Zerſtreuungen ſelten ganz in ſeiner Gewalt. Sein ausgebreiteter Briefwechſel verurſachte ihm vielen Zeitaufwand. Er erzählte einſtmals Franken, als dieſer ihn in Dresden zur Neujahrszeit beſuchte, es lägen noch 300 Briefe vom vorigen Jahre bey ihm unbeantwortet. Aber 622 hatte er in demſelben Jahre mit eigener Hand geſchrieben; (denn er ſetzte alles eigenhändig auf;) und viele ſeiner Antwortsſchreiben waren ſo ausführlich, daß ſie weitläufige Abhandlungen wurden, wie man aus ſeinen theologiſchen Bedenken und Conſiliis Latinis ſehen kann.

Sein Körper war feſt und ſtark. Bisweilen hatte er gefährliche Krankheiten zu überſtehen: dafür befand er ſich aber auch in der übrigen Zeit vollkommen wohl, und war immer zu Geſchäften aufgelegt. Er lebte ſehr einfach, und verſchmähete allen Prachtaufwand. Eben ſo natürlich war ſeine Kleidung; und in ſeinem ganzen äußeren Betragen zeichnete er ſich durch nichts Geſuchtes oder Auffallendes aus.

Nun

Nun eine kurze Anzeige ſeiner Verdienſte um Theologie und Religionsunterricht. Er trug ſehr viel dazu bey, daß das verabſäumte Bibelſtudium in der Lutheriſchen Kirche wieder in Gang kam. Die bedenkliche Lage, worin ſich dieſe Religionsgeſellſchaft in Deutſchland in der letzten Hälfte des ſechzehnten und im größten Theil des ſiebzehnten Jahrhunderts befand, und die unaufhörlichen Streitigkeiten mit der Römiſchen Kirche und andern Religionspartheyen, machten die Polemik, oder Antithetik, damals zum allgemeinen Lieblingsſtudium. Alle Theile der Theologie bekamen ein polemiſches Anſehen. Man bediente ſich der Spitzfindigkeiten der ſcholaſtiſchen Philoſophie, um es auch hierin den Gegnern in der Römiſchen Kirche, die mit dieſen Waffen zu ſtreiten gewohnt waren, gleichzuthun. Sprachen und Bibelauslegung wurden dabey als Nebenwerk getrieben. Was man in der ſogenannten Thetik und Antithetik aus der heil. Schrift brauchte, entlehnte man aus den gangbaren Syſtemen und Commentarien. So entſtand denn eine Art von exegetiſcher Tradition, die ſich aus einem Syſtem ins andere fortpflanzte, und die gleichſam feſtſetzte, daß dieſe oder jene Stelle gerade ſo, und nicht anders erklärt werden müſſe. Auf einigen der berühmteſten Univerſitäten las und hörte man bloß Thetik, Polemik und Homiletik. Selbſt damals noch, als Spe-

ner

ner ſchon in Dresden war, konnte Olearius in Leipzig kein exegetiſches Collegium zu Stande bringen, und Carpzov ſchloß ſeine Vorleſungen über den Jeſaias gewöhnlich mit dem erſten Capitel. — Was war die Folge davon? Dieſes, daß Leute, die ſo auf Univerſitäten angeführt waren, unmöglich gute Religionslehrer werden konnten; daß ſie, ſtatt praktiſchen Unterrichts, nur Schultheologie und Streitigkeiten auf die Kanzeln brachten, und daß die Bibel dem Volke ein unbekanntes und verſchloſſenes Buch blieb. Daher drang Spener darauf, daß angehende Prediger die Bibel, als die einige Erkenntnißquelle und Glaubensregel, zu ihrem Hauptſtudium machen, und daß ihnen die Lehrer auf Univerſitäten zur praktiſchen Auslegung derſelben Anleitung geben ſollten *). Auch andere fromme und rechtſchaffene Theologen der damaligen Zeit hatten hierin mit ihm einerley Einſichten: aber keiner wirkte mit ſo glücklichem Erfolg auf ſeine Zeitgenoſſen, als er.

Schon hieraus ergiebt ſich, daß er an der Art zu predigen viel verbeſſert haben müſſe. Hier ſind einige ſeiner Vorſchriften, die er ſorgfältig in Aus-

*) Es verdient hievon ſeine allgemeine Gottesgelahrtheit, und ſeine Geſtalt eines würdigen *Studioſi theol.* nachgeleſen zu werden, in der Sammlung ſeiner kleinen geiſtl. Schriften von Steinmetz, Th. I.

Ausübung zu bringen ſuchte. Der Zweck der Predigt ſey faßliche Unterweiſung in den Hauptwahrheiten der Religion, Anleitung zu Befolgung derſelben, und zur wahren Sinnesänderung und Veredlung des Herzens nach Jeſu Vorſchrift und Muſter; mit einem Wort: Erbauung der Zuhörer. Alles, was dazu nicht diene, gehöre nicht in die Predigt. Deutlichkeit und Herablaſſung zur Faſſungskraft des gemeinen Mannes, ſey eine Haupteigenſchaft guter Predigten. Um dieſe Abſicht deſto ſicherer zu erreichen, pflegte er ſeine Predigten, ehe er ſie hielt, wörtlich aufzuſchreiben. Er drang darauf, daß der Hauptinhalt chriſtlicher Predigten die Lehre von Jeſu Chriſto ſeyn müſſe: von Ihm ſolle alles hergeleitet, auf Ihn alles zurückgeführt werden. Der Lehrer müſſe darum reden, weil er glaube, und die Kraft der Lehre Jeſu an ſeinem eignen Herzen erfahren habe. — Bibliſche Ausdrücke brauchte er lieber, als Syſtemſprache; doch ließ er ihren Sinn nicht unerläutert. Die damals üblichen unnützen und geſchmackloſen Verzierungen, und das unabänderliche Einerley in der Form der Predigten liebte er nicht. Mit den Regeln der gewöhnlichen homiletiſchen Lehrbücher war ihm wenig gedient, und er ſagte oft frey heraus, daß er ſie nicht zu leſen begehre. Auch dies war ein Grundſatz Speners, daß die Predigt nicht Declamation ſeyn müſſe; denn je mehr ſie ſich der Sprache und dem

Ton

Ton einer vertraulichen Unterredung nähere, deſto mehr wirke ſie auf das Herz des Zuhörers. Der Lehrer ſolle alſo die Sprache des Herzens reden, die wieder zu Herzen gehe; denn dahin müſſe er immer arbeiten, daß das Herz der Zuhörer empfände und genöſſe, was ihr Kopf gefaßt habe. Man urtheile nun, wie ſehr die mündlichen Vorträge und die Erbauungsſchriften dieſes Mannes, die Vorträge und Bücher der gemeinen Theologen ſeines Zeitalters, übertreffen, und wie fühlbar dieſe Vorzüge den Zuhörern und Leſern werden mußten. Wie viel mehr würde er noch, auch in Abſicht der Vortragsart, geleiſtet haben, wenn er in den Zeiten der höhern Geiſtescultur, und der vollkommnern Ausbildung unſrer Sprache gelebt hätte! Man überſetze ſeine rauhe und veralterte Sprache in unſer jetziges Deutſch, ſo wird man dies noch mehr beſtätigt finden *).

Es bleibt aber immer wahr, daß der gemeine Mann aus den Predigten — ſelbſt den beſten und faßlichſten — ſelten den Nutzen hat, der davon erwartet wird. Denn es iſt ihm nicht möglich, einem

*) Verſchiedene von ſeinen vorher einzeln gedruckten kleinern Schriften hat Steinmetz zuſammen herausgegeben, unter dem Titel: Speners kleine geiſtliche Schriften. Magdeburg und Leipzig, 1741 und 1742. II Theile in 4.

nem ſo langen und zuſammenhängenden Vortrage in Gedanken gehörig nachzufolgen, da er zu einer ſolchen Anſtrengung nicht gewöhnt iſt. Oft fehlt es ihm auch an den nöthigen Vorkenntniſſen, die in Predigten häufig vorausgeſetzt werden. Dieſem Mangel abzuhelfen, führte Spener das öffentliche Catechiſiren der Jugend in den Kirchen an allen den Orten ein, wo er im Amte ſtand, und ſchrieb für die ungeübten Jugendlehrer catechetiſche Tabellen. Der Erfolg entſprach ſeiner Erwartung vollkommen; und ſchon bey ſeinen Lebzeiten folgte man in mehreren Gemeinden ſeinem Beyſpiel. Bis dahin hatten viele Prediger geglaubt, daß das Catechiſiren unter ihrer Würde ſey, und daß es bloß den Lehrern in niedern Schulen überlaſſen werden müſſe. Als daher Spener in Dresden damit den Anfang machte, äußerten ſelbſt angeſehene Geiſtliche und Weltleute ihre große Verwunderung darüber, „daß ſich ſogar ein Oberhofprediger zu Schulmeiſterverrichtungen herablaſſe.“ So viel vermochte das Vorurtheil auch bey einſichtsvollen Männern!

Der Privaterbauung legte er einen großen Werth bey, beſonders der gemeinſchaftlichen, in einem Cirkel vertrauter und gleichgeſinnter Freunde*). Hier

*) Der Speneriſchen Idee *de eccleſiolis in eccleſia formandis*, — denn dies war ſein eigner Ausdruck, den er gewöhnlich davon brauchte, — ſtimmten die erſten Halli-

Hier laſſe ſich viel Nützliches thun und ſagen, was in öffentlicher Verſammlung nicht wohl geſagt und ausgeführt werden könne. Es ſey hier leicht, die Gemüthsſtimmung, den Herzenszuſtand, und überhaupt das Bedürfniß eines jeden Theilnehmers genau kennen zu lernen, und einer könne dem andern mit Rath und Belehrung zu Hülfe kommen. Um Unordnungen zu verhüten, müßten ſolche Privatverſammlungen unter der Aufſicht eines verſtändigen und frommen Lehrers ſtehen, der dabey mancherley Behutſamkeitsregeln zu beobachten habe. Auch müſſe dahin geſehen werden, daß ſie nie zum Nachtheil des öffentlichen Gottesdienſtes gereichten. Auf vieler Verlangen fing er ſchon 1670 zu Frankfurt dergleichen Zuſammenkünfte an, die damals Collegia pietatis genannt wurden. Er hatte dabey die beſten Abſichten, die auch zu der Zeit faſt allgemein anerkannt,

Halliſchen Theologen völlig bey; und es iſt augenſcheinlich, daß Franke bey Stiftung ſeiner Anſtalten, auf die Ausführung derſelben beſtändig Rückſicht genommen hat. Spener's Vorſchläge ſind hernach in der proteſtantiſchen Kirche anderwärts erweitert, und mehr im Großen ausgeführt worden. — Ein Paar hieher gehörige ſehr merkwürdige Stellen aus Spener's theol. Bedenken, die ſeinen Sinn und Plan deutlich darlegen, findet man in Spangenberg's Lebensbeſchreibung des Grafen von Zinzendorf, S. 234 f., vollſtändig abgedruckt. Ich zeichne noch zwey andere aus, wovon die eine im I. Theil der theol. Bedenken, S. 634 f., und die andere in den *Conſiliis Latinis*, P. III. S. 517. befindlich iſt.

kannt, und bey vielen, die dieſe Erbauungsſtunden beſuchten, vollkommen erreicht wurden. Da aber nicht alle Theilnehmer von der Art waren, wie er ſie vorausſetzte: ſo entſtanden gar bald bey einigen Mißbräuche, die ihm viel Kränkung und üble Nachrede verurſachten, wie ſich weiter unten zeigen wird.

Der wohlthätige Einfluß, den Spener's Bemühungen auf die Verbeſſerung des Unterrichts in der Religionswiſſenſchaft auf Univerſitäten gehabt haben, iſt unverkennbar. Was er auf den meiſten Univerſitäten vermißte, erhellt aus dem Vorhergehenden. Indeſſen würde von ſeinen Verbeſſerungsvorſchlägen weit weniger wirklich ausgeführt ſeyn, wenn er nicht durch ſeine wichtigen Aemter in Churſachſen und im Brandenburgiſchen ſo großen Einfluß auf die Lehranſtalten und auf die künftigen Lehrer ſelbſt gehabt hätte. Zwar ließ ihn der Widerſtand der Sächſiſchen Theologen ſeinen Zweck nicht ganz erreichen: aber da die alten blieben, wie ſie waren, ſo traten jüngere auf, die ſich nach ihm bildeten, und mit großem Beyfall lehrten. Doch was damals in Sachſen nicht ausgerichtet werden konnte, das wurde durch die erſten Theologen der Univerſität zu Halle, Breithaupt, Anton und Franke, ſeinen Grundſätzen vollkommen gemäß ausgeführt.

Von ſeinen Schriften, wodurch er ſich um ſein Zeitalter verdient machte, iſt, was die aſceti-

ſchen

ſchen betrifft, ſchon oben geredet worden. Hier erwähne ich nur noch ſeine theologiſchen Bedenken *). Sie ſind noch immer ein ſehr ausführliches und ſchätzbares moraliſch-caſuiſtiſches Repertorium, ohnerachtet manches darin nicht mehr für unſere Zeiten und Umſtände brauchbar iſt. Wer ſich erſt an die rauhe Schreibart gewöhnt hat, wird ſie mit Vergnügen und Nutzen leſen, und das richtige, reife und treffende Urtheil des Mannes in den ſchwerſten und verwickeltſten Fällen bewundern. Denn die Geſchicklichkeit, eine Sache aus verſchiednen Geſichtspuncten zu betrachten; keinen, auch noch ſo gering ſcheinenden Umſtand unerwogen, und keine Seite des Gegenſtandes unbeleuchtet zu laſſen, beſaß er in einem ſo hohen Grade, daß ihm darin nur wenige gleich kommen werden. Von ſeinen piis deſideriis, die ein ſo großes Aufſehen erregten, und zu ſo vielem Streit Anlaß gaben, werde ich unten reden.

Ehe ich von Spener's Streitigkeiten handle, muß ich eine Anmerkung über die beiden Haupt-

par-

*) Spener's theologiſche Bedenken ſind zu Halle im Verlage des Waiſenhauſes 1700—1709 in 4 Theilen in 4. herausgekommen; und ſeine letzten theolog. Bedenken (die er erſt nach ſeinem Tode zu drucken befahl,) ſind von dem Baron C. H. von Canſtein herausgegeben. Ebendaſelbſt, 3 Theile in 4. 1711. Die *Conſilia et judicia theologica Latina* ſind auch erſt nach ſeinem Tode zu Frankfurt am Mayn 1709 in 3 Theilen in 4. erſchienen.

parteyen in der Lutheriſchen Kirche des ſiebzehnten Jahrhunderts, voranſchicken. Die eine beſchäftigte ſich mehr mit Theorie und gelehrter Speculation, die andere mehr mit praktiſcher Anwendung der Lehren des Chriſtenthums. Jene ſorgte mehr für den Verſtand, dieſe mehr für's Herz. Beide Parteyen, und die Uneinigkeiten zwiſchen beiden, ſind faſt ſo alt, als die chriſtliche Kirche ſelbſt; ob ſie ſich gleich, nach den verſchiedenen Umſtänden des Orts und der Zeit, immer unter verſchiednen Geſtalten gezeigt haben, und noch jetzt zeigen.

Die Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts machten, aus den ſchon angeführten Gründen, ſcholaſtiſche Philoſophie und Antithetik zu ihrer Hauptwiſſenſchaft, und verabſäumten darüber andere Theile der Theologie. Außer den Streitigkeiten mit auswärtigen Religionsparteyen, mehrten ſich auch die innerlichen von Tag zu Tag. Beſonders glaubten die Wittenbergiſchen Theologen, daß es ihr Amt vornehmlich ſey, über Reinigkeit der Lehre zu wachen, weil ſie auf Luthers Lehrſtuhl ſäßen. Der Ton in Streitſchriften war heftig, unfreundlich, und nicht ſelten ungeſittet. Einem Calov war es etwas geringes, in einer kleinen Schrift, die ein anderer für unſchuldig gehalten hätte, einige dreyßig Irrthümer zu finden. Wäre es ſo fortgegangen, was würde endlich aus der Lutheriſchen Kirche geworden ſeyn?

Es blieb aber immer eine nicht geringe Anzahl Theologen übrig, die einen andern Weg betraten, und im Stillen vielen Beyfall fanden. Das waren die Myſtiker; eine Partey, die ſchon in den früheren Jahrhunderten immer gerade dann vorzüglich zahlreich wurde, wenn übertriebene und friedenſtörende Grübeley in der Religionslehre die Oberhand zu bekommen ſchien. Unter ihnen fehlte es nicht an Schwärmern, die Gelehrſamkeit und Philoſophie geradezu verwarfen: aber es wäre höchſt ungerecht, ſie alle in eine Claſſe zu ſetzen. Viele von den eifrigſten und glücklichſten Beförderern der Frömmigkeit und des thätigen Chriſtenthums, laſen ältere und neuere myſtiſche Schriften, und machten ſich viele unterſcheidende Ausdrücke derſelben zu eigen, ohne jedoch den unrichtigen Sinn damit zu verbinden, den ihnen die erſten Erfinder unterlegten. Verdiente wohl der fromme Arndt die Ketzernamen, womit ihn Lucas Oſiander in Tübingen, und deſſen Nachſprecher brandmarkten? Arndt benutzte zwar Vieles aus Valentin Weigel's Schriften, aber darum war er noch kein Weigelianer. Denn die auffallendſten Sätze deſſelben mißbilligte er als ſchriftwidrig. Indeſſen gaben die Streitigkeiten über die Schriften Weigel's, Arndt's, Prätorius, und ähnlich geſinnter Männer, Anlaß, daß faſt alle, die mit dem damaligen Zuſtand der Kirche unzufrieden waren, und Beſſerung wünſchten, ſchwärmeriſcher Grundſätze verdächtig

dächtig wurden. — Während dieſer Gährung trat Spener auf. Bey welcher von beiden Parteyen er die meiſten Fehler ſah, und welcher er am geneigteſten war, ergiebt ſich aus dem Vorhergehenden. Doch zeigte er die Mängel beider mit Freymüthigkeit; wollte gewiſſermaßen zwiſchen beiden Frieden und Vereinigung ſtiften, erfuhr aber von beiden Widerſpruch, und wurde, wider ſeine Abſicht, als Stifter einer neuen Partey angeſehen.

Folgende Sätze Spener's waren die vornehmſten, die von ſeinen Gegnern beſtritten wurden. Schon die Behauptung, daß die Lutheriſche Kirche einer Verbeſſerung bedürfe, ſchien ihnen höchſt bedenklich, ſo ſehr er ſich auch dabey gegen Mißdeutungen zu verwahren geſucht hatte. Denn es gab Enthuſiaſten, die den nahen Umſturz Babels (worunter ſie die Lutheriſche Kirche verſtanden) weiſſagten. „Man müſſe ausgehen aus Babel, um nicht unter den Trümmern deſſelben zu erliegen!“

Ferner machte man ſeine unſchuldige Lehre, (die er jedoch niemand als Glaubensartikel aufdrang,) von der Hoffnung beſſerer Zeiten, verdächtig. Dies, ſagte man, iſt der grobe Chiliasmus, den Thomas Münzer und ſein aufrühreriſcher Anhang predigte, und den ſchon die ſymboliſchen Bücher verdammen *). So etwas war Spenern nie in den Sinn gekommen. Er erwartete

*) Augsburgiſche Confeſſion, im 17ten Artikel.

tete bloß eine größere Erweiterung und mehrere Vervollkommnung der chriſtlichen Kirche, und eine allgemeine Ausbreitung des geiſtlichen Chriſtusreichs in künftigen Zeiten; und berief ſich dabey auf klare Ausſprüche der heil. Schrift. Aber die viel weiter getriebenen Behauptungen D. Peterſen's trugen zur Unterhaltung und Fortſetzung dieſer Streitigkeiten das meiſte bey.

Auch gab Spener's beſcheidene Zurückhaltung im Urtheilen über mehrere Perſonen, die ſich göttlicher Einſprache und Offenbarungen rühmten, Gelegenheit, ihn in den Verdacht des Fanaticismus zu ziehen. Aber nie war Spener ihr Theilnehmer: er wollte nur nicht, daß man, ohne vorhergegangene Prüfung nach der Bibel, gleich entſcheidend über ſie abwęurtheilen ſolle. Man vergleiche ſein Bedenken über die Bourignon *).

Was ſoll ich aber von ſeinen Erbauungsſtunden und Privatverſammlungen ſagen? Bey aller Vorſicht Spener's, und bey ſeinem nachdrücklichen und oft wiederholten Warnen **) vor aller Trennung von der äußern Kirchengemeinſchaft, (die

*) In den letzten theol. Bedenken, Th. I. S. 24 f.

**) Gegen die ſeparatiſtiſchen Grundſätze ſchrieb er das Buch: Der Klagen über das verdorbene Chriſtenthum Mißbrauch und rechter Gebrauch ꝛc. Frankfurt, 1684. (Dritte Auflage 1696.) in 12.

(die er unter keinem Vorwande geſtatten wollte,) wurden doch manche ſeiner Zuhörer Separatiſten. Einige derſelben trugen nur Bedenken, mit Unbekehrten zu communiciren; andere aber wollten nicht einmal dem öffentlichen Gottesdienſte beywohnen, um nicht durch die Gemeinſchaft mit Ungläubigen entweiht zu werden. Bey den meiſten bemühte er ſich vergeblich, ſie von ihrem Irrthum zurück zu bringen. Welcher Kummer für den rechtſchaffenen Mann! Welcher Triumph aber zugleich für ſeine Gegner, die bloß auf den Schaden bey einigen, und nicht auf den bey ſehr vielen wirklich geſtifteten Nutzen ſahen! Ob Spener wohl that, daß er ſeine Privatverſammlungen dennoch fortſetzte? — Ich will keinem mit meinem Urtheile vorgreifen: nur eine Anmerkung wird man mir erlauben. Allemal um die Zeit, wenn eine neue Hauptverbeſſerung oder eine ausgezeichnet merkwürdige Anſtalt in der chriſtlichen Kirche begann, traten Leute auf, die aus Schwäche und übertriebenem Eifer für die von ihnen nur halbverſtandenen neuen Wahrheiten, Schwärmer wurden. Das Licht, das plötzlich in der Finſterniß aufgeht, blendet; und es dauert oft lange, ehe ſich ein ſchwaches Auge an ſeinen Glanz gewöhnt. Wie viele Enthuſiaſten ſtanden nicht in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche auf? Wie viele Fanatiker zur Zeit der Reformation? Sollten darum die Apoſtel ihre Predigt — ſollte darum Luther ſeine Reformation aufgeben? So dachte

auch

auch Spener, ſo beruhigte er ſich, und ging, im Bewußtſeyn ſeiner guten Sache, und des dadurch geſtifteten Segens, ſeinen Gang ruhig und unerſchrocken fort. — An einen ſolchen Mann, wie dieſer war, ſchließt ſich auch gewöhnlich ein Gefolge von Leuten an, die ihre oft ganz entgegengeſetzten Entwürfe unter ſeinem Namen und Schutz auszuführen ſuchen. Dies war damals der Fall bey ſehr vielen, die ſich Spenerianer nannten.

Man beſchuldigte Spenern ferner verſchiedener Irrthümer in der Glaubenslehre. Die Lehren, von der Rechtfertigung, vom Glauben und von den guten Werken, wurden von manchen Lutheriſchen Lehrern damals ſo unbeſtimmt und unvorſichtig vorgetragen, daß ſie viele zur Sicherheit mißbrauchten, und in dem Wahn beſtärkt wurden, daß zu dem Glauben an Jeſum nicht mehr, als das Bekennen mit dem Munde gehöre, und daß Gott auf das ſittliche Verhalten der Chriſten weniger Rückſicht nehme, als auf ihre Rechtgläubigkeit. Spenern war die reine bibliſche Lehre von Jeſu dem Weltheiland, in ihrem ganzen Umfang, ſehr theuer und wichtig — denn er kannte das Wohlthätige derſelben aus eigner Erfahrung des Herzens — er ging daher, wie ſchon bemerkt iſt, in ſeinen Vorträgen beſtändig davon aus; aber, er unterließ auch nicht, bey jeder Gelegenheit einzuſchärfen, daß buchſtäbliche Erkenntniß und bloße

Recht-

Rechtgläubigkeit nicht hinlänglich ſey; daß man den Glauben durch die Werke thätig beweiſen müſſe, wenn man an den Folgen der Erlöſung Chriſti Theil haben, und ſich ſeiner Verſöhnung getröſten wolle. Aber durch allerley Folgerungen, die man aus einigen ſeiner Ausdrücke zog, wußte man auch hier ſeine Behauptungen als verdächtig, und von den Lutheriſchen abweichend, vorzuſtellen. — Mit ſeiner Lehre von dem Unvermögen des ungebeſſerten Menſchen in geiſtlichen Dingen, und von den Gnadenwirkungen, ging es eben ſo. Hier ſtimmte er mit den unverdächtigſten Theologen, ſonderlich mit Johann Muſäus, genau überein; und doch beſchuldigte man ihn, daß er unmittelbare, vom göttlichen Worte unabhängige Gnadenwirkungen behaupte. — Hieher gehört auch der Streit über die Frage: „Ob ein unbekehrter Lehrer bey ſeinen Anvertrauten rechten Nutzen ſchaffen könne;“ welches Spener auf eine ſolche Art und mit ſolchen Gründen verneinte, daß ihm wohl kein Unbefangener ſeine Zuſtimmung wird verſagen können.

Noch muß ich der Streitigkeit über die Mitteldinge (Adiophora) gedenken. Man verſtand darunter allerley ſinnliche Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, als Tanzen, Spielen, Beſuchung der Schauſpiele u. dgl. Der große Haufen der Theologen und Nichttheologen hielt ſie für erlaubt.

Spe-

Spener behauptete nicht, daß ſie, an und für ſich betrachtet, ſündlich wären *). Nur, wie ſie jetzt in der wirklichen Welt wären — die er doch gewiß beſſer kannte, als viele Antiſpenerianer — glaube er nicht, daß ein wahrer Chriſt Theil daran nehmen werde, weil ſo viele Sünden dabey vorgingen, und es ſo ſchwer ſey, ſich vor aller Theilnehmung daran zu hüten. Doch müſſe man es der eignen Einſicht und dem Gewiſſen eines jeden überlaſſen. Er geſtand auch zu, daß man ſeine Zeit noch weit übler, als mit den ſogenannten Mitteldingen zubringen könne, wenn man z. B. den Nächſten in Geſellſchaften verleumde, und andere ſchädliche Geſpräche führe. Aber einige ſeiner Schüler gingen in dieſem Punct viel weiter, als er, und verurſachten durch ihre Uebertreibung und geſetzliche Strenge mancherley Nachtheil. Wer mag indeſſen wohl den größten Schaden geſtiftet haben? ſie, oder ihre Gegner? deren viele in Schriften, und ſelbſt auf Kanzeln, die Lehre von den Mitteldingen ein theures Kleinod der evangeliſchen Kirche nannten. Ein angeſehener Sächſiſcher Geiſtlicher unternahm es ſogar damals, Gebetformulare für Spielende aufzuſetzen **).

Nun

*) Man ſehe z. B. ſeine Conſilia theol., Th. II. S. 113., und die letzten theol. Bedenken, Th. III. S. 710., und a. O. m.

**) Man vergleiche die Schrift von Gottfr. Vockerodt: Aufgedeckter Mitteldings-Betrug. Frankf. und Leipzig, 1698. 12.

Nun noch etwas über die Geſchichte der Streitigkeiten Spener's, und die wahre Veranlaſſung derſelben. Seine pia deſideria (worin die meiſten ſeiner beſtrittenen Sätze kurz beyſammen zu finden ſind,) waren erſt Vorrede zu der neuen Ausgabe der Poſtille Joh. Arndt's, die Spener 1675 heraus gab; ſie wurden aber auch beſonders abgedruckt. Dieſe Schrift enthielt nicht bloß allgemeine Klagen, aber auch keine Anzüglichkeiten und Bitterkeiten, wie ſo manche Aufſätze Anderer ähnlichen Inhalts. Bey aller Freymüthigkeit, herrſchte darin Beſcheidenheit und Sanftmuth. Es war ihm nicht genug, Fehler und Mängel anzuzeigen und zu rügen; ſondern er that auch zugleich ausführbare Verbeſſerungsvorſchläge. Das Buch wurde von mehreren Religionslehrern, und auch von Staatsmännern, mit dem Beyfall aufgenommen, den es verdiente. An vielen Orten ſah man die Mängel der Kirche wirklich ein, und ſuchte ihnen nach Spener's Vorſchlägen abzuhelfen. Dies konnte der Aufmerkſamkeit der Theologen nicht entgehen. Sie — die es zum Theil bequemer fanden, beym Alten zu bleiben — fingen an, über verdächtige Neuerungen zu klagen: doch, anfangs nur im Stillen, ohne ihren Gegner öffentlich in Schriften anzugreifen. Das Anſehn des Mannes war ſchon zu feſt gegründet, er wurde von den höhern Ständen, und ſelbſt an Höfen ſehr geſchätzt; was er geſchrieben hatte,

war

war ſo beſcheiden, ſo behutſam ausgedruckt, dabey aber gröſtentheils ſo treffend und augenſcheinlich wahr, daß es bedenklich ſchien, ihn öffentlich darüber zu beſtreiten. Wenigſtens wollte von den vornehmſten Theologen keiner der erſte ſeyn. Doch würden vielleicht damals ſchon manche Wittenbergiſche, oder andere dieſen gleichgeſinnte Sächſiſche Theologen nicht geſchwiegen haben; hätte nicht Spener am Churſächſiſchen, und den Herzogl. Sächſiſchen Höfen, ſo manche Freunde und Gönner gehabt, die ſeine Verbeſſerungsvorſchläge genehmigten. Ich nenne nur den einzigen, damals ſo viel geltenden, Veit Ludwig von Seckendorf, durch den er auch den erſten Antrag zu ſeinem Amte in Dresden erhielt.

Endlich ſtiftete der Darmſtädtſche Hofprediger, D. Mentzer, einen Diaconus zu Nordhauſen, Georg Conrad Dilfeld, an, Spenern namentlich zu beſtreiten. Schon 1674 hatte dieſer Mann wider die Schriften des Prätorius und Statius, die auch Spener ſchätzte, heftig und ungeſittet geſchrieben, und 1679 kam die Reihe an Spenern. Das Buch führte den Titel: Theoſophia Horbio-Speneriana. Spener, und ſein Schwager, Horbius, wurden darin als Enthuſiaſten, Weigelianer und Donatiſten geſchildert, und der gröſte Theil der oben angeführten Beſchuldigungen gegen ſie vorgetragen. Dagegen vertheidigte ſich Spener beſcheiden und gründlich, ſtellte aber

zugleich den Nordhauſiſchen Diaconus ſo in ſeiner Schwäche und Blöße dar, daß dieſer von denen Theologen, auf deren Beyſtand er ſo ſicher gerechnet hatte, verlaſſen wurde, und der Streit einige Jahre ruhete.

Als Spener nach Dresden kam, waren außer den piis deſideriis, auch ſchon ſeine übrigen verdächtigen Schriften erſchienen. Aber von den Sächſiſchen Theologen hatte damals keiner etwas dagegen zu erinnern. Sie überreichten ihm vielmehr beym Antritt ſeines Amts ſo ſchmeichelhafte Glückwünſchungsgedichte, daß er Bedenken trug, ſie austheilen zu laſſen. D. Carpzov nannte Spenern, ſo lange er noch nicht Oberhofprediger war, einen eifrigen Gotteslehrer, einen hochverdienten Mann, und der D. Schelwig erklärte ihn für einen gottſeligen Theologus. Alberti in Leipzig, verglich ihn gar mit dem heil. Bernhard; und D. Mayer (Profeſſor in Wittenberg, von 1684 — 1686) rühmte ihn als einen tapfern Gottesmann, als ein wahres Muſter chriſtlicher Liebe. Und gerade die drey Theologen, Carpzov, Mayer und Schelwig, wurden nunmehr Spener's heftigſte Widerſacher. Damit aber ihr Betragen nicht zweydeutig ſchiene, wurde die ſeltſame Unterſcheidung, zwiſchen Spenerus *prior* und *poſterior*, ausgeſonnen; ohnerachtet ſeine ſpätern

tern Schriften keine andere Lehren, als die frühern enthielten.

Der Haupturheber des Streits in Sachſen, war der Leipziger Theolog, D. Joh. Benedict Carpzov. Dieſer Mann war ſehr ehrgeizig, und ſtrebte nach der Oberhofpredigerſtelle in Dresden. Sein Plan verunglückte. Spener, — ein Ausländer, ein nicht ganz von üblen Nachreden freyer Theolog — gelangte (1686) zu dieſem wichtigen Poſten. Zwar hatte ihn Carpzov bisher nicht für irrgläubig gehalten, aber Dilfeld's Buch und die umhergehenden Gerüchte waren ihm nicht unbekannt. Er war alſo geneigt, der Sache jetzt weiter nachzudenken. „Mehrere ſeiner Anhänger ſind Separatiſten — ſind Schwärmer geworden. Es könnte alſo doch wohl darauf angeſehen ſeyn, eine neue Secte zu ſtiften. Schwenkfeld, Weigel u. ſ. w. wollten ja auch die Theologie verbeſſern, die Kirche reformiren — eben ſo, wie Spener! Dilfeld mag alſo wohl ſo unrecht nicht haben. — Und ein ſolcher Mann iſt der erſte Theolog in Sachſen? Welche Gefahr für das Land und die ganze evangeliſche Kirche!“ So dachte Carpzov, und entdeckte nun lauter Irrthümer und Fehler, wo er vorher nichts, als lauter Wahrheit, lauter Gutes ſah.

Es dauerte nicht lange, ſo wurden in Sachſen einige obrigkeitliche Verordnungen zu Verbeſſerung des Religionsunterrichts und Predigtweſens gegeben,

 und

und den akademiſchen Theologen nachdrücklich verwieſen, daß ſie bisher keine exegetiſchen Vorleſungen über die Bibel gehalten hatten. Dies rührte von Spenern her. Carpzov konnte nicht unterlaſſen, ſeinen Unmuth darüber in einem akademiſchen Programm zu erkennen zu geben, ob er gleich Spenern nicht nennen durfte. Die übrigen Leipziger Theologen waren gegen Spenern ſo ſehr nicht eingenommen, als Carpzov. Es wurde daher nach Wittenberg geſchrieben, wo er geneigteres Gehör fand, auch an andere Orte; und, wie es ſcheint, ſelbſt nach Dresden, um verſchiedene Angeſehene auf ſeine Seite zu ziehen. In demſelben Jahre, da Spener Oberhofprediger geworden war, fingen die Magiſter in Leipzig, Franke, Anton und Schade, ihre Collegia philo-biblica an, worin ſie bibliſche Bücher, nach Spener's Plan, mit unerwartetem Beyfall und dem ſichtbarſten Nutzen für ihre zahlreichen Zuhörer, praktiſch erklärten. Das ſonderbarſte dabey war, daß ſie Carpzov ſelbſt auf den Gedanken hatte bringen müſſen, da er in einer Predigt, bey der ſie gegenwärtig waren, ſeine Verwunderung bezeigte, daß die Studirenden ſo viele Collegia anthologica, oratoria etc. unter ſich hätten, und doch kein einziges Collegium *biblicum* hielten. — Dieſe Collegia biblica wurden, bald nach ihrem Anfange, eben ſo verdächtig, wie Spener's Erbauungsſtunden. Carpzov glaubte, daß es ſeine Amtspflicht erfordere, dafür

zu

zu warnen, und er erlaubte ſich auch, in ſeinen Predigten bitter darauf anzuſpielen. Die dieſe Collegia beſuchten, nannte man damals in Leipzig Pietiſten *), und beſchuldigte ſie ſchwärmeriſcher und ſeparatiſtiſcher Grundſätze. Wahr iſt es, daß unter den Zuhörern manche ſchwache Leute waren, die in ihrem Aeußern ein gewiſſes unterſcheidendes und ſeltſames Betragen annahmen, wodurch ſie bey andern Anſtoß gaben, und lächerlich wurden. Aber es war ungerecht, daß man dies Spenern und Franken zur Laſt legte.

Endlich fiel Spener (1689) beym Churfürſten in Ungnade. Nun glaubte die Carpzov'ſche Parthey ihres Sieges gewiß zu ſeyn. Carpzov ſchrieb einige Programme im Namen der Univerſität Leipzig, worin er ihn heftig angriff, doch ohne den Namen ſeines Gegners zu nennen. Er, und die Wittenberger gaben vor, daß eine neue Secte geſtiftet werden ſolle, — die Secte der Pietiſten, — die nicht zu den drey Religionspartheyen gehöre, denen im Deutſchen Reiche, nach dem Weſtphäliſchen Friedensſchluß, freye Religionsübung verwilligt ſey; daher müſſe man ſie vom Religionsfrieden öffentlich ausſchließen. Um deſto leichter zum Zweck zu kommen, würde nachher darauf angetragen, daß man ein neues ſymboliſches Buch aufſetzen wolle, und

*) Seit der Zeit wurde der Pietiſtenname erſt recht gewöhnlich; wiewohl ihn auch vorher ſchon einige in Ober-Deutſchland gebraucht hatten.

daß keiner ein Kirchenamt erhalten, oder darin bleiben ſolle, der ſich nicht eidlich darauf verpflichten laſſe.

Als Spener Dresden verließ (1691), wurde der Streit erſt recht heftig. Die theologiſche Facultät zu Wittenberg ſetzte nunmehr eine Chriſt-Lutheriſche Vorſtellung wider ihn auf, worin alle ſeine Irrthümer aufgeſtellt waren, an der Zahl zwey hundert und vier und ſechzig! eine abentheuerliche, wirklich lächerliche Schrift, die Spenern mehr Vortheil, als Schaden brachte*). Man hätte erwarten ſollen, daß, nach Spener's Abſchied aus Sachſen, der Streit allmählig abnehmen, und endlich gar aufhören würde; es erfolgte aber gerade das Gegentheil, hauptſächlich aus folgenden Urſachen.

Die Brandenburgiſchen Lutheriſchen Landeskinder hatten bisher häufig zu Leipzig und Wittenberg Theologie ſtudirt. Denn die theologiſchen Facultäten zu Frankfurt an der Oder und zu Duisburg waren reformirt, und die Univerſität Königsberg, die eine Lutheriſche Facultät hatte, war zu weit entfernt. In Sachſen, und ſonderlich zu Wittenberg, herrſchte der Geiſt der Unduldſamkeit und Parteyſucht in ſo hohem Grade, daß man die Reformirten nicht anders, als wahre Unchriſten ſchil-

*) Ein gegen Spenern widriggeſinnter Geiſtlicher durchblätterte dies Buch bald nach ſeiner Erſcheinung begierig, warf es aber vor Verdruß zur Erde, und ſagte: Nun wird Spener doch Recht behalten!

ſchilderte; und der Religionshaß, den man den hier ſtudirenden Brandenburgern einpflanzte, wurde dann durch dieſe wieder dem Volke und der Jugend eingeflößt, wenn ſie dereinſt in ihrem Vaterlande Kirchenämter oder Schulſtellen erhielten. Dies konnte keine Geſinnungen der Liebe und des Vertrauens gegen den reformirten Landesherrn erwecken. Aus dieſen, und noch einigen andern Gründen, (die aber nicht hieher gehören,) wurde beſchloſſen, die künftigen Lutheriſchen Prediger und Schullehrer im Lande ſelbſt zu bilden, und in Halle eine Univerſität anzulegen. Es iſt gewiß, daß Spener an dieſer Entſchließung des Hofes vielen Antheil hatte. Wie viel entging dadurch andern Univerſitäten, beſonders Leipzig und Wittenberg! Die erſten Profeſſoren der Theologie auf dieſer neuerrichteten Univerſität, lehrten völlig nach Spener's Plan, und Franke und Anton waren ja eben die ſchon in Leipzig ſo ſehr verketzerten Männer. Hieraus iſt die Urſach des fortgeſetzten Streits, und der langdauernden Eiferſucht gegen die Halliſchen Theologen, und alle diejenigen, die in ihrer Schule gebildet waren, ſehr begreiflich.

In der Verurtheilung Spener's gingen einige ſeiner Gegner ſo weit, daß ſie ihm ſogar die Seligkeit ganz entſcheidend abſprachen. D. Fecht in Roſtock, wollte durchaus nicht geſtatten, daß man ſeinem Namen das lateiniſche B. vorſetzen, oder

ihn

ihn den ſeligen Spener nennen ſolle, und er vertheidigte dieſes ſogar in einer beſondern, unter ſeinem Vorſitz öffentlich gehaltenen Diſputation, de beatitudine in Domino defunctorum. Dies war doch noch härter und anmaßender, als was Schelwig von Arndt urtheilte. Er meinte, mit Arndt's Seligkeit ſähe es zwar mißlich aus; doch könne er wohl noch ſelig geworden ſeyn, aber nur wie durch's Feuer.

Die Folgen dieſes langen Streits ſind ſehr wichtig geweſen, und haben zu großen Veränderungen in der proteſtantiſchen Kirche Anlaß gegeben, die anfangs gewiß keine von beiden Parteyen voraus ſah. Eine hiſtoriſche Unterſuchung über den ſogenannten Pietismus, und die Folgen deſſelben, mit Beobachtungsgeiſt und Unparteylichkeit geſchrieben, — dergleichen bisher noch nicht erſchienen iſt, — wäre ein ſehr nützliches Werk, worin ſich viel Merkwürdiges und auch für unſer Zeitalter Lehrreiches ſagen ließe.

II.

Spener's und Frankens
Klagen
über
die Mängel der Religionslehrer und Lehrinſtitute
in der lutheriſchen Kirche,

ihre Verbeſſerungsvorſchläge, und Anſtalten zur
Ausführung derſelben in Halle.

Die Abſicht dieſes Aufſatzes iſt *), die Leſer mit dem Zweck der Halliſchen Anſtalten und dem Eigenthümlichen des Geiſtes ihrer Stifter näher bekannt zu machen. Wie wenige leſen jetzt Spener's und Frankens Schriften? Kein Wunder alſo ſchon deswegen, daß dieſe Männer noch immer ſo häufig verkannt werden. Zwar läßt man jetzt ihren Abſichten, und zum Theil auch ihren Grundſätzen mehr Gerechtigkeit wiederfahren, als ehedem, da noch der Pietiſtenſtreit geführt wurde: aber es iſt doch nur wenigen neuern Schriftſtellern gelungen, ſie im rechten Lichte und ganz in ihrer wahren Geſtalt darzuſtellen. Der Grund davon liegt theils in jener Unbekanntſchaft mit dem Inhalt ihrer Schriften, theils in der gänzlichen Verſchiedenheit der Denkungsart und Geſinnung. Oft iſt es daher auch geſchehen, daß man einzelne ihrer Sätze und Aeußerungen aus dem Zuſammenhang herausgehoben, und ihnen einen Sinn untergelegt hat, der zwar mit den herrſchenden Meinungen unſers Zeitalters übereinſtimmt, aber mit ihrem Syſtem im Widerſpruch ſteht. Da ich mit ihren Schriften und Lehren ſehr frühzeitig bekannt

*) Er erſchien zuerſt im J. 1794 in der Zeitſchrift: Frankens Stiftungen, 2ter Band.

kannt geworden bin, ſo hoffe ich, ihren Sinn auch in dieſer Abhandlung um ſo weniger verfehlt zu haben. Meine früheren Jugendjahre fallen in die Zeit, da die Grundſätze dieſer theologiſchen Schule hier noch geltend waren, wenigſtens in dem Kreiſe, worin ich erzogen und gebildet wurde. — Die Glaubwürdigkeit meiner Darſtellung wird dadurch noch mehr gewinnen, daß ich ſie meiſtens mit ihren eignen Worten reden laſſe, und Stellen aus ihren Schriften unverändert mittheile. So geht auch dem Leſer von dem Originellen und Charakteriſtiſchen der Gedanken und des Ausdrucks nichts verloren: es wird ihm, indem er ſie ſelbſt reden hört, alles mehr vergegenwärtigt und das Hineindenken in jenes Zeitalter erleichtert. Nur die Freyheit habe ich mir genommen, lateiniſche und andere fremde Wörter, die ſie nach der Gewohnheit ihrer Zeiten bisweilen einmiſchen, gleich deutſch zu überſetzen *).

Unſere Kirche hat mancherley Mängel und Gebrechen. Der Glanz, der ihr durch Luthers Kirchenverbeſſerung wiedergeſchenkt war, iſt größtentheils ver-

---

*) Von ihren vielen Schriften ſind bey dieſem Aufſatz folgende am meiſten gebraucht worden: Spener's *pia deſideria*, ſeine theologiſchen Bedenken und *conſilia latina*, die Vorrede zu den tabulis hodoſophicis Dannhaueri: *de impedimentis ſtudii theologici*; die allgemeine Gottesgelahrtheit aller Gläubigen

verſchwunden. Die in Schriften verfaßte Lehre hat ſich unverändert erhalten, aber ſie wird von vielen nicht recht verſtanden und angewendet. Und wer iſt Schuld an dieſen Uebeln? Gewiß nicht der Lehrſtand **allein**; aber er hat doch vielen Antheil daran, und ſoll die Kirche verbeſſert werden, ſo kommt auf Verbeſſerung dieſes Standes das meiſte an; ja, von ihm muß ſie eigentlich ausgehn. Weil nun kein Unſtudirter ein Lehramt erhält: ſo beruhet das Wohl der Kirche ſicherlich mit darauf, daß die Studirenden zweckmäßig unterrichtet und zubereitet werden. Ihre Bildung geht aber nicht erſt auf Univerſitäten an: ſchon vorher muß der Anfang damit gemacht ſeyn; dort ſoll ſie nur **fortgeſetzt** und **vollendet** werden. Verbeſſerung der **häuslichen Erziehung** und der **gelehrten** und **moraliſchen** Bil-

digen Chriſten und rechtſchaffenen Theologen (gegen **Dilfeld's** theoſophia Horbio-Speneriana) und die **Geſtalt eines würdigen** *Studioſi theologiae*. Die drey letztern ſtehen im **erſten** Theil der von **Steinmetz** herausgegebenen Sammlung der **Speneriſchen kleinen geiſtlichen Schriften** (Magdeburg und Leipzig, 1741. 4.). Nach dieſer Ausgabe werde ich die Seitenzahlen dieſer Schriften anführen. Von **Frankens** Büchern habe ich, außer den ſogenannten **Fußſtapfen**, oder der **wahrhaften und umſtändlichen Nachricht vom Waiſenhauſe**, die *Idea Studioſi theologiae*, die *Monita paſtoralia theologica* und die *Lectiones paraeneticas*, oder **öffentlichen Anſprachen an die** *Studioſos theol.*, vornehmlich benutzt.

Bildung der Jugend auf Schulen iſt daher ein Hauptbedürfniß.

Die häusliche Erziehung iſt größtentheils ſorglos und den Vorſchriften des Chriſtenthums zuwider. Selbſt da, wo noch Sorgfalt darauf verwendet wird, geſchieht es ſelten auf die rechte Art. Ehrgeiz und Eigennutz ſind gewöhnlich die einzigen Triebfedern, wodurch man Kinder in Thätigkeit ſetzt und zum Guten anzutreiben ſucht. Die Kinder bemerken auch zeitig genug, daß dies die Hauptbewegungsgründe bey den Handlungen ihrer Eltern ſind. Die Uebung der Gottesverehrung wird gewöhnlich bloß ins Aeußere geſetzt, und nur wenige Eltern haben den Willen und die Geſchicklichkeit, ihren Kindern ächt religiöſe Geſinnungen einzuflößen. Sie ſelbſt ſind falſch geleitet; wie könnten ſie Führer ihrer Kinder werden?

Wer ſeine Söhne zum Lehrſtand beſtimmt, nimmt ſelten Rückſicht darauf, ob ſie die dazu erforderlichen Anlagen und Fähigkeiten beſitzen. Die Religionslehrer unſerer Kirche ſtammen größtentheils aus den niedern Ständen ab. Der Zweck ſolcher Eltern iſt, daß ihre Kinder geehrter, als ſie ſelbſt werden, und mit Gemächlichkeit ihr Brodt verdienen ſollen. Weit und breit herrſcht das Vorurtheil, daß, wer zum Weltmann nicht geſchickt ſey und doch ſtudiren wolle, nur das theologiſche Studium erwäh-

erwählen müſſe; denn dazu könne er noch immer gut genug ſeyn *).

Auf folgende Mängel der Schulen machte Spener ſchon im vorigen Jahrhundert aufmerkſam. Die lateiniſche Sprache — deren Studium allerdings unentbehrlich ſey — werde in den gelehrten Schulen faſt einzig und allein, und doch nicht zweckmäßig, getrieben: Griechiſch viel zu wenig, und Hebräiſch faſt gar nicht; nach Gelegenheit zum Unterricht in den Anfangsgründen anderer nützlichen Kenntniſſe, frage man vergebens. An der Anleitung zu einem frommen und dem Sinn Chriſti gemäßen Wandel fehle es beynahe durchgängig auf höhern und niedern Lehranſtalten. „Selbſt die Schulgeſetze — ſagt er — ſind meiſtens ſo beſchaffen, daß ſie zwar auf andere Dinge ſehr ſorgfältig Rückſicht nehmen, aber in Anſehung dieſes einen Nothwendigen kalt genug abgefaßt ſind.“ Bey dem Religionsunterricht gehe die Bemühung der Lehrer gewöhnlich nur dahin, dem Gedächtniß der Kinder den Inhalt der chriſtlichen Glaubenslehre einzuprägen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſich auch die Kraft derſelben an ihren Herzen äußere. Man könne aber nicht mehr von ihnen erwarten, da ſie ſelbſt nie weiter gegangen wären. Die heilige Schrift werde in den Schulen wenig ge-

---

*) Spener's praefat. ad tabb. hodoſoph., und Franckens lect. paraen. V, 26.

gebraucht, und zur heilſamen Leſung derſelben keine Anleitung gegeben: man begnüge ſich, etwa ein Capitel daraus obenhin und gedankenlos vorleſen zu laſſen. Die moraliſche Bildung werde in den öffentlichen Schulen faſt ganz vernachläſſigt: zwar komme die Jugend mit einigen Kenntniſſen bereichert heraus, aber gewöhnlich moraliſch ſchlimmer, als ſie hineingekommen ſey. „Wolle man daher auf das allgemeine Beſte mit Ernſt bedacht ſeyn, ſo ſey dies ein Hauptmittel, daß man die Schulamtscandidaten zu ihrem wichtigen Geſchäft ſorgfältig zubereite, und keine andere zu Lehrern beſtelle, als wohlgeprüfte, geſchickte und fromme Männer, die außer den Sprachen und andern nöthigen gelehrten Kenntniſſen, die Vorſchriften der chriſtlichen Sittenlehre nicht nur inne hätten, ſondern auch ſelbſt befolgten, und der Jugend beyzubringen wüßten *).“

Dies ſind die Grundſätze, von denen auch Franke ausging, der in der Pädagogik am Ende des vorigen, und zu Anfang dieſes Jahrhunderts Epoche gemacht hat. Er verbeſſerte nicht nur Erziehung und Unterricht in den von ihm geſtifteten und mit dem hieſigen Waiſenhauſe verbundenen Lehranſtalten — den Bürgerſchulen, der lateiniſchen Schule und dem Königl. Pädagogium — ſondern er wirkte zugleich durch dieſe Inſtitute und durch

*) Praef. ad tabb. hodoſ., in der Steinmetziſchen Sammlung, S. 1021 — 1024.

durch die Lehrer und Zöglinge derſelben ſehr vortheil- haft auf das ganze Schul- und Erziehungsweſen in einem großen Theil Deutſchlands und noch über Deutſchland hinaus. Zu Lehrern wurden Candi- daten und Studenten angenommen, denen er eine Methode des Unterrichts vorſchrieb, die ſie genau befolgen mußten. Sie leiſteten ihm auch meiſtens willig Folge. Denn bisher hatten ſie noch keine ei- gene Methode gehabt, der ſie ſich hätten entwöh- nen müſſen, wie dies der Fall bey Männern gewe- ſen ſeyn würde, die ſchon in andern Schulen gelehrt hätten. Wie leicht wird es nicht überhaupt jungen Leuten, ſich nach einem Lehrer zu bilden, den ſie hochſchätzen und lieben? und wie geneigt ſind ſie nicht, in ſeine Ideen und Plane mit einzugehen, zumal, wenn dieſe für ſie den Reiz der Neuheit haben? Aber auch das iſt der Jugend vorzüglich eigen, daß ſie Kenntniſſe, die ihr neu ſind und die ſie für beſonders nützlich und wiſſenswürdig hält, gleich jedermann mitzutheilen, und mit Wärme und Eifer zu verbrei- ten ſucht. Das mannichfaltige Uebel, das aus dem unzeitigen jugendlichen Drang zur Mittheilung ent- ſteht, war Franken gar nicht unbekannt *): aber er

*) Lect. paraenet. I. 70 f. „Es geht den Studirenden oft wie den Kindern. Wenn dieſe irgend am Chriſtfeſt ein neues Kleid bekommen haben, ſo laufen ſie auf den Gaſſen umher und wollen allen Leuten zeigen, was ih- nen Vater und Mutter für ein ſchönes Kleid gegeben haben,

er wußte auch, daß durch dieſen Trieb, unter weiſer Leitung und Aufſicht, ſehr viel Gutes gewirkt werden könne; und ſo benutzte er ihn für ſeine Schulen. Schon hieraus wird begreiflich, wie es zuging, daß er mit jungen Lehrern — von denen ohnehin die Zöglinge am leichteſten und liebſten lernen, weil ſie am meiſten mit ihnen ſympathiſiren — mehr ausrichtete, als auf andern Schulen durch ältere und zum Theil weit gelehrtere und erfahrnere Männer geleiſtet werden konnte. Hiezu kamen nun noch religiöſe Bewegungsgründe, die bey vielen weit mehr, als alles dieſes, zur Erweckung und Erhaltung ihrer den Schulen ſo nützlichen Thätigkeit wirkten; und dadurch eigentlich wurden ſie für ihn erſt recht brauchbare Arbeiter. Doch hievon mehr im Folgenden. Noch bey Frankens Lebzeiten waren oft weit über hundert Lehrer auf einmal bey den Schulen angeſtellt, und nach ſeinem Tode ſtieg die Anzahl derſelben über zweyhundert. Durch die beträchtliche Menge der Studirenden, die jährlich die hieſige Univerſität verließen und dann Aemter erhielten, wurde der verbeſſerte Schulplan in kurzem allge-

---

haben, und — fallen dann wohl damit in den Koth. So geht es auch oft den Studioſis! — — Wenn ſie über eine neue Meinung kommen, ſo müſſen es gleich alle Leute wiſſen, was ſie für ſchöne Sachen gefunden haben, — — ohne darauf zu achten, ob es zum Nutzen, oder zur Erbauung, oder zur Ehre Gottes gereiche, woraus vielfacher Schade für ſie und für andere entſteht.“

allgemein bekannt, und die Halliſche Methode an vielen Orten in und außerhalb Deutſchland eingeführt. Vornehmlich richtete er ſein Augenmerk auf die religiöſe und moraliſche Bildung der Jugend, und die Lehrer erhielten von ihm und ſeinen Mitarbeitern die ſorgfältigſte Anleitung dazu, wie wir unten ſehen werden. Hiebey wurde jedoch die Geiſtescultur nicht vernachläſſigt: vielmehr kann man mit Recht behaupten, daß die Frankiſchen Schulen, die meiſten übrigen in Deutſchland, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, auch in Abſicht der gelehrten und wiſſenſchaftlichen Bildung ihrer Zöglinge, bey weitem übertroffen haben.

Franke urtheilte ſehr richtig, daß alle Uebung auf Univerſitäten in Erziehung und Unterweiſung der Jugend, die beſte Vorbereitung nicht nur zum Schulamt, ſondern auch zum Predigtamt ſey *). Damals aber war außer Halle keine Univerſität, wo die Studirenden ſo gute theoretiſche Anleitung zur Pädagogik, und ſo erwünſchte Gelegenheit zur Uebung darin, unter der gewiſſenhafteſten Aufſicht erfahrner Männer, gehabt hätten. Der Vorwurf, den die Gegner der Speneriſchen Schule Franken und den übrigen Halliſchen Lehrern machten, daß

*) Idea Studioſi theologiae, S. 274.

daß ſie die Humaniora verachteten, die Studirenden nicht dazu anleiteten, ſondern Abneigung dagegen bey ihnen erweckten, war höchſt ungerecht. „Solche — ſagt Franke im freudigen Bewußtſeyn ſeiner guten Sache *) — ſolche mögen einen Ort zeigen, wo den Studirenden mehr und beſſere Gelegenheit dazu gegeben wird, als hier!“ Und gleichwohl iſt dieſe Beſchuldigung auch in neuern Zeiten wiederholt worden. Daß Spener ſelbſt von ſolchen Vorurtheilen weit entfernt war, weiß jeder Kenner ſeiner Schriften. Was man von einigen Schwärmern geſagt hat, daß ſie mit Gelehrſamkeit wider die Gelehrſamkeit geeifert hätten, findet bey ihm keine Anwendung. „Der Studirende — ſchreibt er unter andern **) — ſoll das Leſen anderer, auch heidniſcher Bücher, und das Studium der Sprachen, worin ſie geſchrieben ſind, ſo wenig als Philoſophie und andere Wiſſenſchaften, vernachläſſigen oder verſäumen.“ — — — „Ich weiß kein einiges unter menſchlichen zu allerhand Gelehrſamkeit gehörigen Studiis, das nicht in ſeiner Ordnung einem Studirenden wahrhaftig nützlich werden könnte, wo es ohne Verſäumniß des Nöthigen gehandelt und recht angewendet wird.“

Zur Vorbereitung der Schullehrer beym Waiſenhauſe legte Franke ein doppeltes Seminarium an.

*) Ebendaſ. S. 275.

**) Geſtalt eines würdigen Studioſi theol., S. 1139.

an. Alle, die am ordentlichen Tiſch des Waiſenhauſes ſpeiſeten, machten eigentlich das allgemeine Seminarium für die Schulen deſſelben aus: und eben dadurch, daß ſie dazu aufgenommen wurden, erhielten ſie den Beruf, ſich in allem, was zum Schulamt gehört, ſorgfältig zu üben. Sie hießen *Praeparandi*; und aus ihnen wurden die geſchickteſten gewählt, wenn Stellen abgegangener Lehrer wieder zu beſetzen waren. Sie alle hatten an dem catechetiſchen Inſtitute Antheil, das unten genau beſchrieben werden ſoll. Denen, die in der Latinität und andern nöthigen Vorkenntniſſen auf Schulen verſäumt waren, wurde nachgeholfen. Einer der Inſpectoren des Waiſenhauſes widmete ihnen täglich eine Stunde unentgeltlich, worin lateiniſche Schriftſteller geleſen und Stylübungen vorgenommen wurden. Auf gleiche Art erhielten ſie in der Rechtſchreibung, Kalligraphie und Arithmetik Unterricht. Die künftig in der lateiniſchen Schule lehren wollten, wurden von den Aufſehern dieſer Schule noch beſonders vorbereitet. Sie gingen mit ihnen Stellen aus lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Schriften durch, machten ſie mit der Erklärungsmethode, die ſie in der Schule zu befolgen hätten, bekannt; übten ſie im mündlichen Vortrag, im Diſputiren und in ſchriftlichen Ausarbeitungen. Hier war nun die beſte Gelegenheit, die Talente und Geſchicklichkeit der künftigen Lehrer zu erforſchen;

 und

und dieſe Vorbereitung war zugleich das wirkſamſte Mittel, Uebereinſtimmung der Lehrer in der Methode des Unterrichts zu bewirken. Außerdem war noch ein ſogenanntes *Seminarium* praeceptorum *ſelectum*. Dazu wurden die fähigſten und geübteſten genommen, und gewöhnlich aus jenen Seminariſten ausgeſucht. Es waren ſolche, die ſich recht eigentlich zu Lehrſtellen in gelehrten Schulen zubereiten wollten. Sie wurden in den alten Sprachen, in der Geographie, Geſchichte, Rhetorik und andern Schulwiſſenſchaften unterwieſen, und durch mancherley Uebungen ihrer künftigen Beſtimmung näher gebracht. Dieſe Anleitung genoſſen ſie, nebſt dem freyen Tiſch, zwey Jahre lang, und machten ſich dabey verbindlich, nach Verlauf derſelben, im Pädagogium, oder in den Schulen des Waiſenhauſes drey Jahre Unterricht zu geben. Auch die wirklichen Lehrer der lateiniſchen Schule, hatten wöchentlich dergleichen Stunden, wo ſie ſich, unter der Anführung eines Schulinſpectors, im Studium der Claſſiker, im Styl und im mündlichen Vortrag üben konnten. Zu Inſpectoren, unter deren Aufſicht die ſämmtlichen Präceptores ſtanden, wurden geübte und mit der ganzen Verfaſſung genau bekannte Männer beſtellt. Von ihnen wurden die Lehrer nicht nur zu allem angeleitet, was bey der Unterweiſung und Erziehung der Jugend erforderlich iſt, ſondern auch ſogleich zurecht gewieſen, wenn ſie etwas verſahen. Dies

geſchah

geſchah theils privatim, theils in den wöchentlichen Conferenzen, die ſie mit ihnen hielten *).

Nun wollen wir die Speneriſchen Grundſätze von dem Zweck und der Einrichtung des theologiſchen Studiums auf Univerſitäten kennen lernen.

Wer Theologie ſtudirt, hat die Abſicht, ſich zum Lehramt vorzubereiten. Zwiſchen der ſeligmachenden Erkenntniß eines Chriſten und eines Religionslehrers iſt an ſich kein Unterſchied, beyde gehen auf Einem Wege. Nur der Lehrer muß die Geſchicklichkeit beſitzen, ſeine Erkenntniß andern mitzutheilen; muß ſelbſt ein wahrer Chriſt ſeyn, und dabey tüchtig, andere zu Chriſto zu führen, damit ſie an den von ihm erworbenen Heilsgütern Antheil bekommen. Das theologiſche Studium iſt alſo nicht bloß theoretiſch, ſondern zugleich praktiſch zu treiben; daß nicht nur Erleuchtung im Verſtande, ſondern auch Aenderung im Willen bewirkt werde. Das Herz, ſagt Spener, iſt die Tafel, worauf die wahre Gottesgelahrtheit geſchrieben werden ſoll; und das Studium derſelben muß vornehmlich — wie Franke es auszudrücken pflegte — *Chriſtianiſmi uberior cultura* ſeyn. Der Stand der ſtudirenden Theologen iſt die Pflanzſchule der Kirche, und ihre Zubereitung iſt den Vorſchriften des Stifters der-

*) Frankens Idea, Anhang, S. 280—293.

derſelben gemäß einzurichten. Was ſie an ſich ſelbſt verſäumen, oder durch anderer Schuld an ihnen verſäumt wird, das iſt für die ganze Kirche verſäumt. Dies ſollte daher Hauptzweck der Arbeiten eines Lehrers der Theologie auf Univerſitäten ſeyn, daß er die gründliche Bekehrung und Herzensänderung ſeiner Zuhörer ſuchte. Denn was hat die ganze Religion anders zum Zweck, als die lebendige, oder auf den Willen kräftig wirkende, Gotteserkenntniß und den daraus entſtehenden frohen Glückſeligkeitsgenuß *).

Die heilige Schrift und die ganze Theologie kann auf doppelte Art ſtudirt werden: 1) Mit bloß eigenem, menſchlichen Fleiß, wie man andere Wiſſenſchaften erlernt, als Rechtsgelehrſamkeit, Arzneykunde, Philoſophie. Bey guten Verſtandeskräften kann man auf dieſe Art in der Theologie große Fortſchritte machen, daß man von der heiligen Schrift und den darin enthaltenen Wahrheiten gelehrt zu reden und zu ſchreiben weiß. Dieſe durch eigenen Fleiß erworbene Kenntniß kann eine Philoſophie von göttlichen Dingen genannt werden. 2) In Mitwirkung und unter dem Einfluß des heiligen Gottesgeiſtes. Dadurch wird die Erkenntniß der göttlichen Lehren der heil. Schrift erſt lebendig, und der Fleiß des Studirenden — woran er es

*) Geſtalt eines würdigen *Stud. theol.*, S. 1137. Frankens Idea Stud. th. und lect. paraen.

es nie darf fehlen laſſen — geheiligt; indem er die heilſamen Wahrheiten nicht bloß in den Kopf, ſondern auch ins Herz faßt. Jene Philoſophie von geiſtlichen Dingen kann für den Studirenden mancherley Nutzen haben; nur zu ſeiner Seligkeit hilft ſie ihm nicht; und ſie allein kann ihm nie die ganze zu ſeinem künftigen Amt nöthige Tüchtigkeit geben. Dieſe erlangt er bloß durch den Beyſtand des heil. Geiſtes und durch eigene praktiſche Erfahrung der Dinge, die er einſt andere lehren ſoll. Hier ſind alſo zwey Abwege zu vermeiden: der eine, daß man bey Forſchung und Anwendung der heiligen Schrift dem Lichte der Vernunft und eigenem Fleiße nicht alles allein zuſchreibe; und der andere, daß man die Erleuchtung des Menſchen nicht aus einer innern Offenbarung Gottes herleite und das geſchriebene Wort als unkräftig und entbehrlich dazu anſehe. Jenes iſt der Irrweg der Socinianer, dieſes der Quacker und anderer Enthuſiaſten. Der Mittelweg iſt der richtige. Nämlich die heil. Schrift iſt nicht nur ein Repertorium der göttlichen Wahrheiten, die zu unſerm Heil geoffenbaret ſind, ſondern ſie iſt auch das Mittel, lebendige Erkenntniß derſelben in uns zu wirken. Es iſt Pflicht, in der Schrift zu forſchen: aber niemand glaube, daß er es durch eigene Bemühung allein ausrichten könne, und daß er ohne den durch das Wort der Schrift an ſeinem Herzen wirkenden Geiſt Gottes eine lebendige Erkennt-

kenntniß der Heilswahrheiten erlangen werde. Das Reſultat von dem, was Spener hierüber in mehrern Schriften *) ausführlich geſagt hat, findet man in folgenden Worten Frankens kurz beyſammen **): „Im theologiſchen Studio halte ich es allerdings für einen Grundirrthum, wenn jemand ſich beredet, daß er ohne heiligen Geiſt recht Theologie ſtudiren könne. Es kann, — — ſo lange er bey dieſem Irrthum bleibt, aus einem ſolchen nichts anders werden, als ein blinder Phariſäer. Alle Arbeit iſt an ihm verloren, wenn ihm auch in unſern Collegiis die heilſamſten Vorſchläge gegeben werden. — — Hingegen iſt es eine Grundwahrheit im theologiſchen Studio, daß die Hauptſache deſſelben darin beſtehe, daß einer den Geiſt Gottes erlange. — Man muß dies aber nicht bloß in der Theorie haben, ſondern der Sache ſelbſt theilhaftig werden.“

Aus jenem Grundirrthum entſteht vielerley Schaden für Studirende und für die ganze Kirche. Daher kommt es nämlich:

1) Daß die Studirenden ſich bloß auf ihren eigenen Verſtand und Fleiß verlaſſen; daß ſie ſtolz und aufgeblaſen werden, ſich ſelbſt alles, dem göttlichen Beyſtand aber nichts zuſchreiben.

Bey

*) Man ſehe die ſämmtlichen oben angeführten Bücher, beſonders die allgem. Gottesgelahrtheit, S. 285 f.

**) Lect. paraen., III. 184.

Bey dieſem, und den folgenden Sätzen, die aus der Vorrede zu den tabulis hodoſoph. genommen ſind, wird es nicht überflüſſig ſeyn, verſchiedene erläuternde Stellen aus Speners und Frankens Schriften hinzuzuſetzen:

„Es iſt nicht genug, daß ein Studirender gelehrt werde, ſondern ein rechtſchaffenes Weſen im Chriſtenthum muß zum Grunde liegen. — — Soll aber jemand Lehrer werden, ſo iſts auch nicht genug, daß er fromm ſey, ſondern er muß eine gründliche theologiſche Wiſſenſchaft haben, damit er ſeinem Amte ein Gnüge leiſten könne *).“ „Ein chriſtlicher Studirender betet ſo eifrig um göttliche Erleuchtung, als bedürfte er keines eigenen Fleißes: dabey ſtudirt er aber mit ſolchem Fleiße, als ob er mit ſeiner Arbeit alles ausrichten müßte. Denn es wäre Vermeſſenheit und Verſuchung Gottes, nur beten, und dann ohne eigenen Fleiß die göttliche Erleuchtung erwarten wollen **).“

„Darin liegt aller Segen im Lehramt, daß man aller Diener zu werden ſuche. — Das wird man aber nicht, wenn man nicht demüthig iſt und ſich dazu in ſeinen Vorbereitungsjahren gewöhnt. — Ohne Demuth hat niemand Segen in

*) Franke, Idea, S. 37.

**) Spener, Geſtalt eines würd. Stud., S. 1147.

in ſeinem Studiren und Amte, und kommt zu keiner lebendigen Erkenntniß Chriſti *)."

2) Daß ſie nur bemüht ſind, ihre Kenntniſſe zu erweitern, aber wenig Zeit und Fleiß auf das Praktiſche, aufs Gebet und andere Uebungen der Gottſeligkeit, wenden; ja, daß ſie dieſe gering ſchätzen und verachten.

Spener empfahl ſtudirenden Theologen den Fleiß im Gebet ſehr angelegentlich. Wer ſein Unvermögen in wahrer Herzensdemuth erkenne, und die Ueberzeugung habe, daß ohne Gottes Beyſtand ſein eigener Fleiß und alle Bemühung ſeiner Lehrer vergeblich ſey, der werde beſtändig Antrieb genug zum Gebet bey ſich fühlen. Die hierauf verwendete Zeit ſey nicht Verluſt, ſondern Gewinn für das Studium. Denn nach Luthers richtigem Grundſatz müſſe die wahre Theologie im Gebet erlernt werden.

Er drang ferner darauf, daß die Studirenden auf Univerſitäten nicht ſowohl für die Schule, als vielmehr für das Leben gebildet werden ſollten. Nie müſſe es an der Anleitung fehlen, wie ſie das Gelernte zu ihrem Nutzen anzuwenden und auf den Hauptzweck zu richten hätten: beſonders müſſe ihnen das Praktiſche und alle Uebungen, wodurch ſie Erfahrung in geiſtlichen Dingen erlangten, um

ſo

*) Lect. paraen. VI, 390. IV, 214 f.

ſo mehr wichtig gemacht werden, weil es bekannt ſey, daß die Jugend gerade dies am meiſten vernachläſſige.

„So wie einer, der eine Wiſſenſchaft in natürlichen Dingen erlangen will, die auf die Praxis angeſehen ſind, ſich nicht begnügt, daß er nur etwas davon wiſſe, ſondern gleich darauf bedacht iſt, daß er zur Uebung komme: ſo ſoll es noch vielmehr im theologiſchen Studio ſeyn. — — Die Wiſſenſchaft iſt nicht zu verachten: aber ſie muß in die Praxin hineingeführt werden *).“ — — „Oft aber geht es den ſtudirenden Theologen wie denen, welche in ihren Gärten gern ſeltene Gewächſe haben und ſich damit ein Anſehen machen wollen, dagegen aber um nutzbare Obſtbäume unbekümmert ſind, die ſie viel zu verächtlich halten **).“

„Wer das Wort Gottes nicht zu dem Ende braucht, daß er zuvörderſt ſelbſt ein wahrer Chriſt dadurch werden möge, der wird keinen wahren Nutzen davon haben, wenn er auch der Schrift Meiſter wäre. — — Ein Quentchen lebendigen Glaubens iſt höher zu ſchätzen, als ein Centner des bloßen hiſtoriſchen Wiſſens; und ein Tropfen wahrer Liebe, als ein ganzes Meer der Wiſſenſchaft aller Geheimniſſe ***).“ — „Auf Univerſitäten faßt man

*) Lect. par. V, 291.

**) Ebendaſ. S. 265.

***) Idea Stud. theol., S. 50 und 95.

man meiſtentheils bloß die Anfangsgründe der göttlichen Lehren in den Kopf, und bleibt ſo dürr, ſo kraftlos, ſo blind und bloß dabey, daß die Geſtalt, darin das Evangelium die Menſchen verſetzt, nirgends anzutreffen iſt. Wir haben ſolches um ſo mehr zu erwägen, weil wirklich kein Volk unter der Sonne zum Reich Gottes untüchtiger iſt, als die Gelehrten. Wenn Gott der Herr einen Gelehrten bekehrt, ſo thut er ein rechtes Wunder. *).“

3) Daß ſie glauben, ſie hätten nicht nöthig, ein heiliges Leben zu führen; welches doch doppelte Pflicht derer iſt, die ſich dem Dienſte Gottes und der heiligen Lehre Jeſu gewidmet haben. Sie meinen, wenn ſie einſt ein geiſtliches Amt erlangten, dann erſt ſey es Zeit, mit den Kleidern ihr Leben zu ändern: ſo lange ſie noch auf Univerſitäten wären, ſey ihnen erlaubt, frey zu leben, und ſich nach dem Sinn und Gebrauch der Welt zu richten.

Als die Abgeordneten der Böhmiſchen Brüder die proteſtantiſchen Univerſitäten in Deutſchland beſehen hatten und darauf zu Luthern kamen, äußerten ſie freymüthig: „ſe non poſſe rebus illorum bene ominari, quam diu per illorum ſcholas et academias tantam *ſcientiae* tantillamque *conſcientiae*

*) Lect. par. I, 127.

ſcientiae videant ſuſcipi curam *).“ Wie oft hat nicht Spener dieſe Klage auch geführt! und in Frankens Schriften findet man viele ſehr nachdrückliche Stellen von den Mängeln der evangeliſchen Univerſitäten, beſonders von dem großen ſittlichen Verderben, das auf denſelben herrſche, und von den ſchädlichen Folgen, die daraus für Staat und Kirche entſtehen **).

Die Lehre dieſer Männer von der chriſtlichen Heiligkeit war kürzlich folgende. Die rechte Heiligkeit des Lebens ſey nicht die geſetzliche — denn bey aller Strenge gegen ſich ſelbſt, bey allem Kämpfen und Ringen, gelange man doch nie zum Ziele, führe ein Leben voller Furcht und Angſt, und ſey leer von allem freudigen Zutrauen zu Gott und Jeſu Chriſto — ſondern die evangeliſche, die aus Liebe und williger Dankbarkeit für das empfangene unverdiente Gute entſtehe. Alſo, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und Chriſtum ſey der Grund der chriſtlichen Sittenlehre. Dadurch unterſcheide ſie ſich von der Moral der Heiden, die nie auf den Grund der Liebe und Barmherzigkeit Gottes gekommen wären. Die geſetzliche Heiligkeit führe auch leicht

*) *Jo: Am. Comenii* Hiſtor. Fratrum Bohemor., S. 25 der Halliſchen Ausgabe.

**) Z. B. Lect. par. V, 90. 180 f. VI, 15. 16. und in der Rede *de reformatione academiarum*, in den Reliquiis opuſculorum A. H. Frankii, hinter *G. A. Frankii Pentas programmatum* (Halae 1735. 8.), S. 221 f.

leicht zum Stolz, wegen der darauf verwendeten ſauren Arbeit und Mühe, wofür man auf Belohnung Anſpruch mache: bey der evangeliſchen hingegen bleibe man am gewiſſeſten in wahrer Demuth, indem man auf ſeine Tugend nicht vertraue, ſo weit man es darin auch immer gebracht haben möge. — Es ſey erfahrungsmäßig, daß ſolche Prediger, die ſchon in ihren Vorbereitungsjahren die Kraft des Evangeliums an ihren Herzen erfahren, und ſelbſt auf den einigen wahren Grund der Sittlichkeit gebauet hätten, in ihrem Amte das meiſte ausrichteten *).

Es iſt ein bekannter Vorwurf, daß Spener und die erſten Halliſchen Theologen zu ſehr auf Methodismus und äußeres Formenwerk beym Chriſtenthum gedrungen hätten. Ich leugne nicht, daß hier vieles verſehen ſey, ſonderlich von denen, die ſich nach den Namen dieſer Lehrer nannten, ohne in ihren Geiſt eingedrungen zu ſeyn. Wie ſie ſelbſt darüber gedacht haben, kann man aus folgenden Worten Spener's ſehen **): „Wo es hauptſächlich auf äußerliche Kleider, Gebehrden und ſolcher Art Uebungen ankommen ſollte, iſts nicht am rechten

*) Spener's Geſtalt eines würd. Stud. theol. und Frankens Lect. par. II, 221. VII, 221. 270 f. 291. 466 f.

**) Geſtalt eines würd. Stud. theol. S. 1154. Hiemit ſtimmen auch Frankens Aeußerungen überein, z. E. Lect. par. IV, 310.

ten Ort angegriffen. Es ſteht freylich einem Studioſo Theologiä nicht an, auch in prächtigen Kleidern, in Haaren und Gebehrden ſich der Welt gleich zu ſtellen, vielmehr hat er ſich aller auch äußerlichen Demuth und Verleugnung der Pracht zu befleißigen. — — Aber, wo es zu einer Singularität, ſonderbaren Tracht, und eigenen Gewiſſensregeln kommen wollte, gäbe es wiederum einen Anfang einer Möncherey, und mehrern Anſtoß.“

4) Daß ſie ſich bey ihrem theologiſchen Studium bloß das Zeitliche zum letzten Zweck machen, alſo nur darum zu einem geiſtlichen Amte tüchtig zu werden ſuchen, damit ſie angeſehener und bequemer leben, und ſich nebſt den Ihrigen reichlicher verſorgen können. Jeder ſucht daher auf dem Wege, der ihm der kürzeſte und bequemſte ſcheint, zum vorgeſteckten Ziele zu gelangen; und in der Wahl der Mittel dazu ſind nur wenige gewiſſenhaft.

5) Daß ſie daher nur das finden, was ſie ſuchen, nämlich eine buchſtäbliche Erkenntniß göttlicher Dinge und eine Gelehrſamkeit, die leer iſt von aller göttlichen Kraft. Beſonders ſchätzen ſie die Gabe zu reden und die Uebung und Fertigkeit darin über alles; in der Meinung, daß dies die Sache ſey, worauf es eigentlich allein ankomme.

Ich theile hier aus einem Aufſatz Spener's *) noch folgendes mit: „Wie die meiſten Studioſi Theologiä insgemein, leider! beſchaffen ſind.“ — „Deren Art beſteht darin, daß ſie zwar etwa von Jugend auf zu dem Studio gewidmet, oder von den Ihrigen dazu verordnet worden, in der Abſicht, einmal Prediger zu werden; welches ſie allein als eine Handthierung des menſchlichen Lebens anſehen, da man in ſolchem Stande vor andern, als Bauern, Handwerkern, Bürgern u. ſ. f., ein geehrtes Leben habe, auch müßiger ſey von grober Handarbeit und dabey ſein ehrliches Auskommen habe. Das iſt der endliche Zweck, nach dem ſie alles einrichten: daher ſie in Schulen und auf Univerſitäten nichts anders ſuchen, als wie ſie das Predigen und die übrigen Geſchäfte verrichten lernen, wie ein anderer ein Handwerk lernt und darauf wandert. Daher ſind ſie entweder nicht einmal fleißig im Studiren; und verlaſſen ſich darauf, daß ſie ſich einmal im Amte der Poſtillen und anderer Bücher bedienen könnten, daraus auswendig zu lernen, oder zuſammen zu ſchreiben, was für die Bauern gut genug ſeyn möge; legen ſich daher auch in den Studirjahren auf die faule Seite, bringen die Zeit mit Müßiggang, Freſſen, Saufen und Leichtfertigkeit zu: oder, wo noch eine Begierde zu mehrern Ehren iſt, ſind ſie im Studiren fleißig, um zu wichtigern Stellen Hoffnung zu bekom-

*) Kleine geiſtl. Schriften, Th. I. S. 1163—1165.

bekommen; hangen aber auch dann dem unordentlichen Studentenleben nach: oder, wo ſie ſich äußerlich ehrbar und tugendhaft aufführen, regiert doch bey ihnen lauter Eigenliebe, Ehrſucht und fleiſchlicher Sinn. Denn es iſt ihnen um nichts anders zu thun, als in der Welt etwas zu werden. Wenn ſie daher im weltlichen Stande ihr Glück beſſer zu machen wüßten, und Gelegenheit dazu hätten, ſo würden ſie denſelben lieber wählen. Deswegen kommt es bey ihnen nimmermehr zu einer Verleugnung ihrer ſelbſt, oder redlichen Begierde, Gott allein treulich zu dienen, ob man auch in Armuth, Verachtung und Leiden ſein Leben ſollte zubringen müſſen: denn das wäre ihnen ungelegen. Sind die Studia, der Meinung nach, ſo weit einer zu kommen verlangt, abſolvirt: ſo iſt gleich ein ungeduldiges Verlangen nach Beförderung vorhanden, wiederum nicht in redlicher Abſicht, allein Gottes Ehre zu befördern und Menſchen zur Seligkeit zu führen, ſondern eine Stelle zu bekommen, damit man heirathen, ſein Hausweſen anfangen und ſein Brodt verdienen möge. Da läuft man nach Stellen, die ledig werden, aber meiſtens nur nach ſolchen, die die einträglichſten ſind, man bittet darum, man bewirbt ſich um Patronen; und, wo man damit durchzudringen hofft, braucht man auch wohl andere unerlaubte Mittel. Kommt man ins Amt, ſo iſt der Zweck erreicht; außer etwa, daß man trachtet

künftig noch beſſer befördert zu werden. Die Arbeit thut man nur, weil man ſein Brodt davon hat: daher je weniger Arbeit und mehr Einkommen, deſto lieber hat man es, und hütet ſich, bey Leib keine neue Arbeit, wie nöthig ſie auch wäre, ſich ſelbſt zu machen, oder auflegen zu laſſen, man habe denn auch dafür neue leibliche Vergeltung. So treibt man denn ſein Amt als ſein Handwerk, Acker und Pflug. Dabey iſt der Lebenswandel entweder auch vor der Welt ſträflich, oder, wenn einige ſich beſſer verhalten, um nicht ſonſt in Verachtung zu kommen: ſo ſind doch allezeit die Abſichten fleiſchlich. Dieſes iſt die Art der unwürdigen Studioſorum, die meiſtens auch gleicher Art Prediger abgeben: ja, die Sünden, die dieſe durch ihr ganzes Amt begehen, kommen meiſtentheils daher, weil ſie ſolchen Sinn in den Studentenjahren gefaßt haben.“

Ihm war es alſo ausgemacht, daß die mehreſten ſtudirenden Theologen nicht wüßten, was Theologie ſey und in welcher Abſicht ſie dieſelbe erlernten. Man dürfe ſich daher nicht wundern, wenn man nur wenige ordnungsmäßig und methodiſch ſtudiren ſehe. Gewöhnlich folge einer dem andern blindlings nach, recht ſo, wie Seneka ſagt *): „ſequimur antecedentium gregem, pergentes non qua eundum eſt, ſed qua itur.“ — Von Gottesgelehr-

*) De vita beata, cap. I.

gelehrten erwarte man jetzt viel Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten; und von dem ganzen Stande derſelben würden ſie allerdings mit Recht gefordert. Nur, was überhaupt nöthig ſey, könne darum nicht immer von allen und jeden verlangt, noch jedem einzelnen Studirenden angeprieſen werden, indem nicht nur die Fähigkeiten und Vorkenntniſſe derſelben, ſondern auch die Aemter, die Candidaten der Theologie erhielten, ſehr verſchieden wären. Man müſſe daher beym akademiſchen Unterricht einen Unterſchied machen, und nicht allen einerley Studienplan vorſchreiben. — Er unterſcheidet dreyerley Arten der ſtudirenden Theologen: 1) Die vorzüglich guten Köpfe, die zugleich ſo viel eigenes Vermögen haben, oder ſo viel Unterſtützung genießen — woran es fähigen Köpfen nur ſelten fehlt — daß ſie ſich länger als gewöhnlich auf Univerſitäten aufhalten können. Dieſe haben den innern Beruf, ſich zu Stellen, wozu eine vielumfaſſende Gelehrſamkeit erfordert wird, vorzubereiten. 2) Andere haben mittelmäßige Fähigkeiten und Güter, bringen weniger Kenntniſſe mit auf Univerſitäten, und können daſelbſt kaum länger verweilen, als vier, bis fünf Jahre. (So konnte Spener noch ſchreiben: jetzt verweilen ſie kaum dritthalb, bis drey Jahre.) Bey dieſen iſt der Studienplan beſchränkter, und ſie haben zu weniger wichtigen Stellen Beruf. 3) Viele ſind arm am Verſtande, an Kenntniſſen und an Gelde.

 Die

Die endigen ihren akademiſchen Curſus in wenigen Jahren — zu Spener's und Frankens Zeiten doch nicht leicht geſchwinder, als in drey Jahren. — Sie können vorausſehen, daß ſie nur zu geringen Aemtern gelangen werden. Bey dieſer Verſchiedenheit der Subjecte muß der Endzweck die Mittel ſelbſt beſtimmen. Jeder muß ſich ſo viel theologiſche Kenntniſſe zu erwerben ſuchen, als er zu Erreichung ſeines Zwecks für nöthig und nützlich hält. Wollten ſich die aus der dritten Claſſe auf alles das einlaſſen, was denen, die zur erſten gehören, zu wiſſen nöthig iſt, ſo würde dies für ſie die nachtheiligſten Folgen haben. Denn für vieles haben dieſe keine Empfänglichkeit, und ſie würden darüber gerade das verſäumen, was recht eigentlich für ſie gehört und ihnen unentbehrlich iſt *).

Auf Univerſitäten läßt ſich zwar keine genaue Auswahl der Köpfe machen, und die Lehrer können die Studirenden nicht nöthigen, den Studienplan zu befolgen, der für ſie der beſte wäre. Es kommt alſo — wie Franke richtig erinnert **) — hauptſächlich darauf an, „bey Beſetzung der Aemter dahin zu ſehen, daß man eine rechte Auswahl der Subjecte treffe, und prüfe, was jedes Amt für Geſchicklichkeit erfordere; und es dann keinem anvertraue, als einem ſolchen, der dazu tüchtig iſt.“ Indeſ-

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1031, 1034 f. 1039.

**) Idea Stud. theolog., S. 126.

Indeſſen verſprach ſich doch Spener ſehr viel davon, wenn man auf Univerſitäten den Studirenden jene irrige Meinung vom theologiſchen Studium, die Quelle ſo vieler andern Vorurtheile! in Zeiten zu benehmen ſuchte, und ihnen Anleitung gäbe, wie ſie ihr Studiren ſowohl überhaupt, als auch ihren beſondern Anlagen und Beſtimmungen gemäß einzurichten hätten. Er that deswegen im Jahr 1690 den Vorſchlag, „daß bey jeder Univerſität ein gelehrter, verſtändiger und frommer Theolog auf öffentliche Koſten beſtellt werden möchte, der nicht nur die Kenntniſſe und Tüchtigkeit der neuankommenden Studirenden prüfte, ſondern ihnen beſonders auch richtige Begriffe von der Gottesgelahrtheit beybrächte, damit ſie wüßten, worauf es dabey eigentlich ankomme, und wie ſie dieſelbe in der gehörigen Ordnung ſtudiren müßten *).“

Nur ein ſolcher Theolog auf jeder Univerſität! nicht, als wäre es nicht beſſer, wenn ſich alle zu dieſem Zweck vereinigten: ſondern, weil damals höchſtens nur dieſes ausführbar ſchien. Denn zu einer ſolchen Vereinigung der Gemüther, die das Ziel ſeiner Wünſche war, hatte es zu der Zeit noch keinen Anſchein, am wenigſten in dem Lande, wo er dieſes ſchrieb, in Churſachſen. Aber ein Jahr darauf öffnete ſich ihm in einem andern Lande die angenehm-

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1030.

nehmſte Ausſicht zur Erfüllung ſeiner kühnſten Wünſche. Denn 1691 wurde der Anfang zur Stiftung der Halliſchen Univerſität gemacht, woran Spener, der in demſelben Jahre nach Berlin gegangen war, vielen Antheil hatte. Seine vieljährigen Freunde, Breithaupt und Franke, erhielten zu Ende des Jahres 1691 ihren Ruf nach Halle, jener als Lehrer der Theologie, dieſer als Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen (denn in die theologiſche Facultät kam er erſt 1698) und Prediger in der Vorſtadt Glaucha: und 1695 kam auch Anton, Frankens innigverbundener Freund, hieher. Dieſe Männer waren eines Sinnes, ſie ſcheueten keine Schwierigkeiten und Hinderniſſe, und vereinigten ihre Kräfte — wie ihre erſten Nachfolger auch thaten — das auszuführen, was bisher bloß fromme Wünſche geweſen waren *).

Um nun dieſen Zweck zu erreichen, wurden in Halle folgende Anſtalten und Einrichtungen gemacht:

I. Jeder ſtudirende Theolog war verbunden, ſich bey dem Decan ſeiner Facultät zu melden, ſobald er vom Prorector immatriculirt war. Der Decan ſchrieb ſeinen Namen in ein dazu beſtimmtes Buch ein, und

*) D. Joh. Wilh. Baier, der 1694 von Jena hieher berufen wurde, hatte zwar nicht ganz gleiche Geſinnungen mit ihnen: doch war er ihnen auf keine Weiſe hinderlich. Er ging 1695 als Oberhofprediger und Generalſuperintendent nach Weimar, und ſtarb noch in demſelben Jahre. In ſeine Stelle kam Anton nach Halle.

und wies ihn an, vor der Facultät zu erſcheinen. Es waren nämlich wöchentlich einige Stunden zu Facultätsconventen in dem Hauſe des jedesmaligen Decans ausgeſetzt. Hier wurden die Studirenden, einer nach dem andern, vorgelaſſen. Bey den Neuangekommenen ſuchte man vor allen Dingen zu erforſchen, wie weit ſie in Kenntniſſen auf Schulen, oder auf andern Univerſitäten gekommen wären; und man ſah es gern, wenn ſie ſelbſt kurze Aufſätze in lateiniſcher oder deutſcher Sprache überreichten, worin ſie von ihrem bisherigen Studiren Nachricht gaben, um ſie daraus genauer kennen zu lernen. Hierauf wurden ſie angewieſen, wie ſie nach Beſchaffenheit ihres Zwecks und ihrer Anlagen, ihre Studien einzurichten, worauf ſie ſich beſonders zu legen, wie ſie ihre Zeit einzutheilen, und was für Vorleſungen ſie in dem bevorſtehenden halben Jahre zu hören hätten. Dabey ſtand jedem frey, ſeine Zweifel und Bedenklichkeiten beſcheiden vorzutragen; worauf man, wenn ſie gegründet befunden wurden, billige Rückſicht nahm. Doch dieſes alles geſchah nicht bloß bey den Neuankommenden. Vielmehr waren alle Studirende angewieſen, ſich in jedem halben Jahre von neuem bey der Facultät zu melden, um von ihren bisher gehörten Collegien Rechenſchaft zu geben, und ſich dieſelben aufs neue einrichten zu laſſen. Auch in der Zwiſchenzeit war es jedem verſtattet, vor dem Facultätsconvent zu erſcheinen, so oft er wollte, wenn er

in

in Abſicht ſeines Chriſtenthums, ſeines Studirens, oder ſeiner äußern Angelegenheiten Rath bedurfte. Selbſt Beneficia wurden hier häufig vergeben, Stubengeſellſchaften angewieſen, u. dergl. In den erſten Zeiten erkannten die meiſten Studirenden das Wohlthätige dieſer Anſtalt mit dankbarem Herzen, und unterließen nicht, Gebrauch davon zu machen. „Es hätte — ſagt Franke *) — ein Studioſus Theologiä gedacht, er habe etwas verſäumt, was er ſein Lebelang nicht einbringen könnte, wenn er ſich nicht vor der Facultät geſtellt hätte, um ſeine Studia ſich einrichten zu laſſen.“ Von dem Verhalten der Studenten ſuchte man genaue Nachricht einzuziehn. Wer ausſchweifend lebte, oder ſein Studiren nicht fleißig und vorſchriftsmäßig abwartete, den ließ die Facultät vor ſich fordern, that ihm Vorhaltung darüber, und ermahnte ihn väterlich. Waren die Erinnerungen fruchtlos, oder ſahe man, daß ſich jemand nicht zum Studiren ſchicke: ſo wurde dies ins Vaterland berichtet, und den Angehörigen vorgeſtellt, daß ſie beſſer thäten, wenn ſie ihn abriefen und zu einer andern Lebensart beſtimmten **). Was mit den Studenten in den Facultätsconventen über die Einrichtung der Collegien, des Studirens und der ganzen Lebens=

*) Lect. paraen. IV, 111 f.

**) Von allen dieſen Einrichtungen ſehe man den Anhang zu Frankens Idea Stud. theol., S. 198 f. und die lect. paraen. IV, 65—67. IV, 111 f. VI, 22.

Lebensart verhandelt ward, desgleichen was man ſonſt von ihnen Vortheilhaftes oder Nachtheiliges erfuhr: das alles wurde in ein dazu beſtimmtes Buch eingetragen, um davon bey vorkommender Gelegenheit Gebrauch zu machen.

II. Es war den Studirenden erlaubt, ja es wurde von ihnen gefordert und verlangt, daß ſie ſich privatim bey jedem ihrer Lehrer meldeten. Man rieth ihnen, ſich von Zeit zu Zeit ſchriftlich anzumerken, was ihnen für Hinderniſſe und Schwierigkeiten ſowohl in ihrem Studiren, als auch bey ihrem Chriſtenthum vorgekommen wären, oder worüber ſie ſonſt beſondern Rath und Beyſtand begehrten, z. B. in Anſehung der Wahl der Bücher, die theils zur Erweiterung ihrer Kenntniſſe, theils zu Förderung des praktiſchen Chriſtenthums dienten. Ueber dergleichen Dinge ſollten ſie ſich in den dazu geſetzten Stunden privatim mit ihren Lehrern beſprechen, und die ihnen ertheilten Antworten zu Hauſe ſchriftlich aufzeichnen. Daher empfahl man ihnen auch, Tagebücher zu halten, und gab zu Einrichtung derſelben Anleitung. Sie wurden ferner angewieſen, nicht immer einem, ſondern bald dieſem, bald jenem ihrer Lehrer zuzuſprechen, um allen recht bekannt zu werden, und das Eigenthümliche eines jeden gehörig benutzen zu können. Die Lehrer aber machten es bey dieſen Privatunterredungen zu ihrem Hauptzweck, von den Studirenden genaue Kenntniß im Einzelnen zu bekommen, und an

dem Herzen eines jeden zu arbeiten. Sie ſuchten den Gemüthszuſtand derſelben genau zu erforſchen, um jedem nach ſeinen Bedürfniſſen rathen zu können. Alle dieſe Anſtalten dienten auch dazu, daß die Beneficia für Studirende, bey der Univerſität und beym Waiſenhauſe, nicht leicht ganz unwürdigen zu Theil werden konnten. Selbſt zu Stipendien und andern Wohlthaten, die auswärts vergeben wurden, waren Zeugniſſe der Facultät erforderlich; und man war im Stande, die mehreſten derſelben in ſehr beſtimmten Ausdrücken abzufaſſen *).

III. Beſonders ließen ſichs die erſten Halliſchen Theologen angelegen ſeyn, die Studirenden durch öffentlichen Unterricht und durch ihr Beyſpiel zu einem ernſtlichen und thätigen Chriſtenthum anzuführen. Ihre Bemühungen waren dahin gerichtet, 1) „daß ihre Anvertraueten gründlich verſtehen lernten, worin das wahre Chriſtenthum eigentlich beſtehe: 2) daß ſie lernen ſollten, wie die Lehre von Jeſu Chriſto in ächter apoſtoliſcher Simplicität und Lauterkeit verkündigt, und wie aus ſeiner Erlöſung alles hergeleitet, und darauf alles zurückgeführt werden müſſe: 3) ſie zu erwecken, daß ſie ſichs von ganzem Herzen angelegen ſeyn ließen, auf den Grund, worauf ſie andere hinzuweiſen hätten, näm-

*) S. die Idea Stud. theol. S. 208 f. und Lect. par. IV, 67 f.

nämlich auf Jeſum Chriſtum, auch ſelbſt recht erbauet zu werden *).“

Als Hülfsmittel hiezu brauchten ſie

1) die akademiſchen Vorleſungen über alle Theile der Theologie, als über die heil. Schrift, über Glaubenslehre und Sittenlehre, über die theologiſchen Streitigkeiten u. ſ. f. Hier wurde immer auf denſelben Grund hingewieſen und alles aufs Praktiſche gerichtet, „damit die Zuhörer keine kraftleere und fruchtloſe Wiſſenſchaft, ſondern eine lebendige Erkenntniß der Wahrheit daraus erlangten. Daran aber zeige ſich die Kraft und Frucht der Erkenntniß, daß das Herz dadurch gebeſſert werde **).“ Die ganze Einrichtung dieſer theologiſchen Vorleſungen ſoll unten genauer beſchrieben werden.

2) Die ſogenannten aſcetiſchen und paränetiſchen Lectionen. Das aſcetiſche Collegium wurde des Sonntags, nach der Nachmittagspredigt, im Hörſaal des Waiſenhauſes gehalten. Bey dem Vortrag lag jedesmal eine bibliſche Stelle zum Grunde; und alles wurde auf Uebung und Förderung des wahren Chriſtenthums nach Lehre und Leben angewendet. Das Hauptaugenmerk war hier auf Studirende gerichtet, in ſo fern ſie ſich zum Dienſt der Kirche zubereiten; obgleich auch andern

*) Idea, S. 218 f. vergl S. 47. 48.

**) Idea, S. 222. Lect. par. V, 95. 156.

dern Zuhörern der Zutritt verſtattet wurde. Dieſen Zweck hatte man auch immer bey der Wahl der Materien und bibliſchen Texte vor Augen. So wurden z. B. die Briefe an den Timotheus und Titus in dieſen Stunden oft praktiſch erläutert *).

In den paränetiſchen Lectionen bemühte man ſich, „zu zeigen, was angehende Theologen im Chriſtenthum und im Studiren an Erreichung ihres Zwecks hindere, und wie ſie ſolche Hinderniſſe zu überwinden hätten **).“ Sie bekamen hier eine allgemeine Anleitung zur zweckmäßigen Einrichtung des ganzen theologiſchen Studiums, und zum Gebrauch der dazu erforderlichen Hülfsmittel. Doch hielt Franke bisweilen noch außerdem beſondere Vorleſungen über die Methode des theologiſchen Studiums ***). In den paränetiſchen Vorträgen wurden die meiſten Erinnerungen auf Verbeſſerung der Moralität gerichtet. Es war aber nicht die bloß äußerliche, noch auch die geſetzliche Sittlichkeit, worauf hier angetragen wurde; ſondern, ganz nach den oben angeführten Grundſätzen, die innere und evangeliſche. Unbe-

ſtraft

*) Idea, am angeführten Ort.

**) Lect. par. VI, 35.

***) *Lectiones methodologicae.* Idea, S. 260. Man vergl. *Frankii Summa praelectionum de ſtudiis recte et ordinate tractandis*; in den oben ſchon angeführten *Reliquiis opuſculorum*, S. 263 f.

ſtraft blieb hier nichts von allem Fehlerhaften und Anſtößigen, was man in Reden und Handlungen der Studirenden bemerkt oder vernommen hatte. Franke fing dieſe Vorleſungen im Jahr 1693 an, noch vor der Inauguration der Univerſität; er fuhr damit bis an ſeinen Tod 1727 ununterbrochen fort, und ſein Sohn hat ſie noch mehrere Jahre lang fortgeſetzt. Der Anfang war klein, wie bey allen Frankiſchen Inſtituten. Er hielt ſie damals in ſeinem Studirzimmer privatim, vor einer geringen Anzahl von Zuhörern. Aber bald mußten ſie, bey mehrerm Anwachs der Univerſität, in öffentliche Vorleſungen verwandelt und im großen Hörſaal der theologiſchen Facultät gehalten werden. In der dazu beſtimmten Stunde — Donnerſtags von 10 bis 11 Uhr — fielen die übrigen theologiſchen Collegia aus, damit alle ſtudirende Theologen gegenwärtig ſeyn könnten; und gewöhnlich waren ſie auch, beſonders in den erſten Jahren, hier alle verſammelt, obgleich keiner dazu gezwungen wurde, ſo wenig, wie zu andern Collegien.

Durch dieſe Lectionen hat Franke ſehr viel Gutes gewirkt. Er redete da ſo eindringend, ſo vertraulich und herzlich, wie ein Vater mit ſeinen Kindern redet *); bisweilen freylich ernſtlich und ſtreng — ſtrenger, als es vielleicht unſer ver-

*) Sein eigener, mehrmals gebrauchter Ausdruck, z. B. Lect. par. III, 35.

verwöhntes Zeitalter vertragen würde — aber doch immer ſo, daß man ſah, es ſey Vaterliebe, die ihn dringe. Viele ſeiner Zuhörer haben dieſe Vorleſungen als die eigentliche Grundlage zu ihrem Glück angeſehen, und das Bekenntniß abgelegt, daß ſie hier zuerſt zur gründlichen Herzensbeſſerung erweckt, und zur nützlichen Anwendung ihrer Univerſitätszeit angeführt wären. Nachdem ſie Aemter erhalten und ſich mehr Erfahrung erworben hatten, kam ihnen manches von dem erſt recht zu Statten, was ſie damals hörten, aber nicht ganz verſtanden, oder gehörig anzuwenden wußten. Franke ſelbſt verſichert, er habe von keiner akademiſchen Arbeit ſo viel wahren und bleibenden Segen geſehen, als von dieſer *). Bey der Wahl der Gegenſtände ſeines Vortrags band er ſich an keine feſtgeſetzte Vorſchrift und Ordnung, ſondern richtete ſich nach dem Bedürfniß der Zuhörer. Bisweilen wurden Schriftſtellen zum Grunde gelegt, oder ganze bibliſche Bücher praktiſch durchgegangen, z. E. die Briefe an die Römer und Hebräer: zu anderer Zeit hielt er wieder freye Vorträge über einzelne lehrreiche Materien; und wenn die Sachen von der Art waren, daß eine Stunde nicht hinreichte, ſie ganz zu erſchöpfen, ſo handelte er ſie in mehrern Lectionen nach einander ab. Hier ſind einige Inhaltsanzeigen ſeiner paränetiſchen Vorträge: vom Selbſt-

*) Vorrede zum erſten Theil der paränet. Lectionen, S. 5.

Selbſtbetruge; von der Menſchenfurcht; für Studirende, die den guten Willen haben, ihre Studia und ihr Chriſtenthum gottgefällig zu führen; Anweiſung, wie man ſein Studiren recht einrichten ſolle; wie Studirende den gegenwärtigen Zuſtand der Kirche recht zu erkennen und nützlich anzuwenden haben; wie man die Jugendſünden fliehen ſolle; ob man die Zeit ſeiner Bekehrung wiſſen müſſe? vom Separatismus; von der myſtiſchen Theologie, u. ſ. f. Seit 1695 wurden alle dieſe Lectionen, ſo wie mehrere andere Collegia, Predigten und Erbauungsſtunden, von einigen Studenten, die ſich dazu aus eigenem Antrieb verbanden, und auf gewiſſe verabredete Zeichen im Schreiben mit einander abwechſelten, von Wort zu Wort nachgeſchrieben. Aus dieſen Papieren, die hernach ins Reine geſchrieben und beym Waiſenhauſe aufbewahrt wurden, gab Franke ſelbſt in den Jahren 1726 und 1727 einige paränetiſche Vorleſungen in zwey Octavbänden im Druck heraus, und ſein Sohn ließ noch fünf Theile nachfolgen, deren lezter 1736 herausgekommen iſt. Der Titel iſt: A. H. Frankens *Lectiones paraeneticae*, oder öffentliche Anſprachen an die *Studioſos theologiae* auf der Univerſität zu Halle ꝛc.

3) Die

3) Die Vorträge, die vor gemiſchten Verſammlungen gehalten wurden, als Predigten und Erbauungsſtunden. Die Profeſſores der Theologie predigten damals an allen Sonn- und Feſttagen; Franke in der Kirche, wo er zugleich als Prediger ſtand, die übrigen wechſelsweiſe in der Univerſitätskirche. Die letztern nahmen dann vornehmlich auf die Bedürfniſſe der Jünglinge Rückſicht. Angehende Theologen aber hatten noch den beſondern wichtigen Vortheil, daß ſie die Methode zu predigen von ihren Lehrern praktiſch lernen konnten. Denn hier ſahen ſie, wie dieſelben Wahrheiten, die man ihnen in akademiſchen Vorleſungen ſchulmäßig erklärte, gemeinfaßlich und in einer jedermann verſtändlichen Sprache vorgetragen, und in die Praxis des Chriſtenthums eingeleitet werden müßten *).

Hiezu konnten ſie auch die öffentlichen Erbauungsſtunden benutzen, die auf dem Waiſenhauſe bald von den Directoren ſelbſt, bald von andern gehalten wurden. Die vornehmſten derſelben waren die ſogenannten Singſtunden, am Mittwoch und Sonnabend Nachmittags. Der Name entſtand daher, weil anfänglich eine Hauptabſicht dabey war, die neuen Halliſchen mit ſo vielem Beyfall aufgenommenen Liederweiſen, dem Publicum, und vorzüglich der Jugend, bekannt und geläufig zu machen.

*) Idea, S. 223 f.

machen. Zu der Zeit waren dieſe Verſammlungen ſo volkreich, daß der große kirchenmäßige Verſammlungsſaal des Waiſenhauſes die Menſchenmenge oft kaum faßte. Denn hier kamen nicht nur die ſämmtlichen Schulkinder, nebſt den meiſten übrigen zum Waiſenhauſe gehörigen Perſonen zuſammen, ſondern es fanden ſich auch viele Studenten und andere Stadteinwohner aus allen Ständen dazu ein. Es wurde aber in dieſen Stunden nicht bloß geſungen, ſondern zugleich ein kurzer Vortrag über einen Spruch gehalten; bisweilen auch ein ganzes bibliſches Buch nach und nach erläutert, als die Pſalmen, das Evangelium Johannis u. ſ. w. Den Anfang und Beſchluß machte man mit einem Geſang, der ſich zum Inhalte des Textes ſchickte. Die fleißige Beſuchung der Predigten und Erbauungsſtunden wurde den ſtudirenden Theologen beſonders dazu empfohlen, „daß ſie ſich dadurch ſollten aufmuntern laſſen, den eigentlichen Zweck ihres Studiums ſtets vor Augen zu haben und mit Eifer zu verfolgen; weil doch alles darauf ankomme, daß die Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten mit einer beſtändig fortgeſetzten Uebung verbunden werde. Denn ein Studirender habe dahin zu ſehen, daß er ſich nicht ſelbſt durchs Studiren zerſtreue und von dem einen Nothwendigen abziehen laſſe *).“

4) Die

*) Idea, S. 232 f.

4) Die von ihnen herausgegebenen Schriften. Zur Anleitung für ſtudirende Theologen, wie ſie ihr Studiren zweckmäßig einrichten und ſich zum Lehramt vorbereiten ſollten, war Frankens oft erwähntes Buch, *Idea Studioſi theologiae*, oder Abbildung eines der Theologie Befliſſenen ꝛc. recht eigentlich beſtimmt. Sie ſollten es — wie er ſelbſt ſagt *) — „als einen Spiegel brauchen, um daraus zu erkennen, wie ſie dem Hausherrn brauchbar und zu allem guten Werk geſchickt werden könnten.“ Darum wurden auch häufig öffentliche Vorleſungen darüber gehalten. Die erſte Ausgabe iſt vom Jahr 1712 in 12., und die neueſte von 1758. — Zu gleichem Zweck ſchrieb Franke ſeine *Monita paſtoralia theologica* — — als eine Fortſetzung der *Idea Studioſi theologiae*, wovon die erſte Auflage 1718 in 12. erſchienen iſt. Beyde Schriften ſind auch 1723 lateiniſch überſetzt, und in einem Bande zuſammen herausgekommen. Die Einrichtung der theologiſchen Lehrbücher — wohin beſonders Breithaupts *Theſes* und *inſtitutiones credendorum et agendorum* und Freylinghauſens Grundlegung der Theologie, nebſt dem Compendium, oder kurzem Begriff der chriſtlichen Lehre, gehören — werden wir unten näher kennen lernen. Die erſteren waren für den

*) Im Anhang zur Idea, S. 194.

den akademiſchen Unterricht, und die beyden letztern zunächſt für Schulen beſtimmt.

Am meiſten aber wurden die religiöſen Grundſätze dieſer Männer theils durch die vielen neuen Lieder im Freylinghauſiſchen Geſangbuch, theils durch die zahlreichen kleinen, aus wenigen Bogen beſtehenden Erbauungsſchriften verbreitet. Dieſe Schriften ſind von verſchiedenen Verfaſſern; einige von Freylinghauſen, die mehreſten aber von Franken. Es waren größtentheils Predigten und andere erbauliche Vorträge, die man nachgeſchrieben hatte, und die er dann, nach vorhergeſchehener Durchſicht, drucken ließ. Sie wurden mit großer Begierde von Leuten aus allen Ständen geleſen, ſo, daß einige derſelben, ohnerachtet der ungewöhnlich ſtarken Auflagen von mehreren Tauſenden, doch ſechs, acht, bis zehn Mal bald nach einander wieder aufgelegt ſind. Den Kindern in den ſämmtlichen Schulen des Waiſenhauſes, und andern, die zum Waiſenhauſe gehörten, wurden ſolche um die Zeit herausgekommene kleine Bücher, nach gehaltenem Schulexamen, alſo vier Mal im Jahre, unentgeltlich ausgetheilt; und in dem Buchladen des Waiſenhauſes waren ſie für einen äußerſt wohlfeilen Preis zu haben. Folgende Bemerkung Frankens zeugt von ſeinem richtigen Blick in dergleichen Dingen. „Luthers Schriften — ſagt er *) — ſind faſt ganz in Abgang

*) Lect. par. I, 300.

gekommen, ſeitdem man ſie in *Tomos* oder Bände geſammelt hat. Die kleinen Schriften, die Luther ſo einzeln herausgab, die gingen in die Welt hinein, damit trugen ſich die Leute, die laſen ſie durch, erweckten und ſtärkten ſich daraus. Hernach, da ſie in Tomos gebracht worden, konnten's die Leute nicht mehr bezahlen: beſonders konnte man es nicht mehr haben: und ſo hat die Leſung der Schriften Luthers aufgehört.“ Eben dieſe kleinen Frankiſchen Schriften waren es, die der Buchhandlung und Buchdruckerey des Waiſenhauſes ihr Daſeyn gaben. Ein hier ſtudirender Theolog, Heinrich Julius Elers, übernahm 1698 die Beſorgung des Drucks einer einzelnen Frankiſchen Predigt: von der Pflicht gegen die Armen. Auf vieler Verlangen wurden bald darauf noch mehrere gedruckt. Elers, der vorher keine Kenntniß vom Buchhandel hatte, übernahm auch den Verkauf derſelben, und ging damit auf die Leipziger Meſſe, wo er ſie anfänglich auf einem kleinen Tiſche öffentlich feil hatte. In kurzem kamen noch einige andere Verlagsbücher, meiſt ähnlichen Inhalts, hinzu; und die Geſchäfte der Buchhandlung, die ohne alles Capital angefangen war, mehrten ſich in wenigen Jahren ſo ſehr, daß viele Gehülfen dabey nöthig wurden *). So entſtand durch

*) S. erſte Fortſetzung der wahrhaften und umſtändlichen Nachricht vom Waiſenhauſe, S. 25. 26.

durch die Bemühungen dieſes Mannes ein Handlungsinſtitut, das noch bey ſeinem Leben eins der beträchtlichſten dieſer Art in Deutſchland wurde. — In der Canſteinſchen Bibelanſtalt, welche 1710 gleichfalls beym hieſigen Waiſenhauſe errichtet und Frankens Aufſicht mit untergeben wurde, ſind über eine Million und Siebenhundert Tauſend Bibeln gedruckt worden, und noch beſonders an Neunhundert Tauſend Neue Teſtamente *).

So ſuchten alſo dieſe Männer ihre Anvertrauten zum thätigen Chriſtenthum durch Lehre und Beyſpiel anzuführen. Dieſer Hauptpflicht ihres Amtes — denn dafür hielten ſie es — kamen ſie aufs gewiſſenhafteſte nach, und erweckten ſich dazu täglich unter einander. Franke ſchreibt davon in ihrer aller Namen: „Daß wir dies einmüthig und von Herzen ſuchen, davon mögen wir getroſt und mit aller Freudigkeit — worin wir jedoch nicht uns, ſondern der Gnade Gottes alles zuſchreiben — mit Paulus ſagen: unſer Ruhm iſt der, nämlich das Zeugniß unſers Gewiſſens, daß wir in Einfalt und göttlicher Lauterkeit — — — auf der Welt gewandelt haben, und noch wandeln: wir hoffen aber, daß man uns auch ſo bis ans Ende befinden werde.“ (Idea, S. 215.) Und in dieſer Hoffnung ſind ſie nicht zu Schanden geworden. Was mein ſel. Vater in der Vorrede zum

*) Im Jahr 1827 war die Summe der Bibeln 2,356,986 und der Neuen Teſtamente 1,040,714.

zum erſten Stück ſeiner Sammlung vermiſchter theologiſcher Abhandlungen (Halle, 1759. 8.) von ihnen ſagt, war noch in meinen frühen Jugendjahren eine Stimme aller ihrer dankbaren Zuhörer, deren damals viele unter uns übrig waren: „das Andenken und Anſehen der ehemaligen hieſigen Lehrer bleibt mir billig unvergeßlich, theuer und ehrwürdig, da ich durch Gottes gnädige Regierung gewürdigt worden bin, ſie alle insgeſammt noch perſönlich zu kennen (er kam 1725 nach Halle), ihres geſegneten Unterrichts zu genießen und mit einen von den Augenzeugen abzugeben, die die Wahrheit erkannt haben, die in ihnen geweſen iſt.“ Und kurz vorher ſchreibt er: „ich bin — der Lehre und den Fußſtapfen derſelben gefolgt; aber nicht blindlings, noch bloß um deswillen, weil ſie mir vorgegangen ſind, ſondern weil ich die Sache ſelbſt reiflich überlegt, und den Weg, den ſie gezeigt und gewandelt haben, richtig, und in dem Wort der Wahrheit ſelbſt angezeigt befunden habe.“ —

Unter ihnen allen war Franke durch innere Kraft, durch gemeinnützige unermüdete Thätigkeit und durch den beſonders geſegneten Erfolg aller ſeiner Bemühungen ganz vorzüglich ausgezeichnet. Ihm war auch durch das Predigtamt, das er zugleich mit verwaltete, und in der Folge vornehmlich durch die von ihm geſtifteten Inſtitute, ein größerer Wirkungskreis angewieſen. Wie er ſeine Zeit auskaufte, und

mit

mit welchen Geſinnungen und Vorſätzen er jeden ſei-
ner Tage begann, wollen wir von ihm ſelbſt hören:
„Das kann ich mit Wahrheit ſagen, wenn ich einem
eine Stunde von meiner Lebenszeit gönne, ſo denke
ich, daß ich ihm ein großes Geſchenk gebe. Denn
eine Stunde iſt mir edler, als mir viel Geld und
Gut iſt.“ — — „Früh, wenn ich aufſtehe, — —
ſtelle ich mir vor, daß nun alle meine vorigen Tage
ſchon in die Ewigkeit zurückgetreten ſind, und daß
ich alſo derſelben jetzt zu vergeſſen habe; daß ich
aber mit dieſem Tage nun einen recht neuen Anfang
machen müſſe, — — um ihn als den erſten und
letzten zuzubringen: als den erſten, damit eine recht
neue, grünende Kraft in mir ſey, in welcher das
Werk des Herrn von Statten gehe; als den letz-
ten, daß mir's vorkomme, als wenn darnach keine
Zeit mehr übrig ſey, das nachzuholen, was ich an
dieſem Tage verſäumen würde *).“ — Bey dem
ausgezeichneten Segen ſeiner Arbeit ward er nie an-
maßend und herrſchſüchtig — ein gewöhnlicher Feh-
ler religiöſer Parteyführer! — ſondern blieb in den
Schranken der Demuth und Selbſtverleugnung.
Man ſah aus ſeinen Handlungen, daß Petrus gol-
dene Vorſchrift, nicht als die über das Volk
herrſchen, ſondern werdet Vorbilder der
Heerde, in ſein Herz geſchrieben war. Sein gan-
zer Sinn iſt von ihm in folgenden Worten ausge-
drückt:

*) Lect. par. IV, 71. III, 35. 36.

drückt *): „Ich will mir keine beſondere Autorität über andere anmaßen, ihr Lehrer und Meiſter zu ſeyn, oder gar über ihre Gewiſſen zu herrſchen. Gott weiß, was meine Seele für einen Ekel hat an aller ſolcher Meiſterſchaft, auch wenn man das äußerliche Lehramt dazu mißbraucht. — — Ich halte mich für nichts, als für einen Knecht und Diener: und ſo mir nun der Herr die Fackel ſeines Worts in die Hände giebt, um ſolche andern, wie einem Diener gebührt, vorzutragen, begehre ich um deswillen nichts mehr zu ſeyn, als diejenigen, welchen ich mit meinem Vorleuchten Dienſte leiſte.“ Und gleichwohl war ihm die ſeltene Gabe in beſonders reichem Maaße zu Theil geworden, nachdrucksvoll auf andere zu wirken und ihnen von ſeinem Geiſte gleichſam mitzutheilen. Er gewann aller Herzen durch Liebe, weckte in ihnen den Sinn für Gottſeligkeit und chriſtliche Frömmigkeit, und unterhielt ihn durch ſeinen immer gleichen warmen Eifer. So entzündete dann eine Kohle die andere; ſo brannten alle, die ſich zu ihm hielten, vor Begierde, auch etwas zur Förderung des Werkes Gottes beyzutragen. Wie hätte es ihm alſo zu der Zeit, da ſo vieler Herzen von einem ſolchen Lichte erleuchtet und für die Wahrheit erwärmt waren, an brauchbaren Gehülfen bey ſeinen

*) In ſeiner zweyfachen ſchriftlichen Anſprache an einige auswärtige chriſtliche Freunde (Halle, 1701), S. 4. 5.

nen Anſtalten fehlen können? Die Erfahrung hat es auch beſtätigt, daß die Arbeiter an denſelben nur in ſo fern volle Tüchtigkeit und Brauchbarkeit gehabt haben, als dieſer Geiſt und Sinn ſie belebt hat.

Nun iſt noch von den Verdienſten zu handeln, die ſich die Theologen aus Spener's Schule um die Verbeſſerung des Religionsunterrichts und der Lehrmethode in den einzelnen Theilen der Theologie erworben haben; ferner von der Ausführung ihrer Verbeſſerungsvorſchläge auf der Univerſität zu Halle; und endlich von einigen durch ſie daſelbſt geſtifteten nützlichen Anſtalten zur näheren Vorbereitung und Uebung der angehenden evangeliſchen Lehrer.

Zuvörderſt wollen wir ihre allgemeinen Grundſätze über den praktiſchen Vortrag der Wahrheiten des Chriſtenthums, oder über die ſogenannte aſcetiſche und myſtiſche Theologie kennen lernen.

Die häufigen Vorwürfe, die man Spenern wegen ſeiner Vertheidigung dieſer Lehrart machte, veranlaßten ihn, ſich in der Vorrede zu den tabulis hodoſophicis ausführlich darüber zu erklären *). Es erhellt daraus, daß er die Verirrungen der Myſtiker und die trüben Quellen, aus denen ihre Lehrſätze zum Theil hergefloſſen ſind, hinlänglich gekannt hat.

*) Sammlung der Spenerſchen kleinen geiſtl. Schriften, Th. I. S. 1063 f.

hat. Aber er will auch das Gute in den Schriften der reinen Myſtiker nicht verkannt wiſſen, und zeigt, worin es eigentlich beſtehe. Die åltern Lehrer unſrer Kirche, die oft myſtiſche Ausdrůcke brauchten, als Luther ſelbſt, Arnd und viele andere, håtten nie an den Behauptungen der ſchwärmeriſchen Myſtik Antheil genommen, nie die Verkůndigung des gőttlichen Wortes verachtet, oder gelehrt, daß Gott die Menſchen ohne den Gebrauch deſſelben, folglich unmittelbar bekehre und zur heilſamen Erkenntniß Chriſti fůhre. Die ächte myſtiſche oder aſcetiſche Theologie ſey eigentlich keine beſondere Art der Gottesgelehrſamkeit — denn nur eine kőnne die wahre ſeyn — ſondern vielmehr eine von den ůbrigen verſchiedene Lehrart derſelben. Die Myſtik trage nicht andere Sachen vor, als die Thetik, ſondern nur auf andere Art. Die thetiſche oder dogmatiſche Theologie werde gemeiniglich ſo abgehandelt, daß man es bey der Erklärung deſſen, was man aus der heil. Schrift als wahr erkannt habe, bewenden laſſe, daß alſo bloß der Verſtand beſchäftigt werde: aber die Myſtik habe es mit der ganzen Seele und deren ſämmtlichen Kräften zu thun. Denn der myſtiſche Lehrer erkläre nicht nur, was Buße, Rechtfertigung, Heiligung und Erneuerung ſey, ſondern ſeine Hauptbemůhung gehe dahin, zu zeigen, wie man dieſes alles an ſich ſelbſt erfahren und in Ausůbung bringen ſolle; er

lehre,

lehre, was für Hülfsmittel und Uebungen dazu dienlich wären, was für Hinderniſſe dabey vorkämen, und wie man ſie zu überwinden habe. Er beſchäftige ſich alſo beſonders mit ſolchen Glaubenslehren, die vorzüglich praktiſch ſind, zeige den Nutzen, den ſie in der Ausübung haben, ermahne aufs dringendſte zur Befolgung der erkannten Wahrheit, und empfehle ſeinen Anvertraueten Ernſt, Sorgfalt und Wachſamkeit. In dieſem Sinne ſolle jeder Religionslehrer ein myſtiſcher Theolog, und unſere ganze evangeliſche Lehre nichts anders, als myſtiſche Theologie ſeyn. Denn dies ſey das in der heil. Schrift allen vorgeſteckte Ziel. Auf die Sprache komme zwar nichts an: doch könnten diejenigen myſtiſchen Ausdrücke, die einmal in der Kirche Bürgerrecht erhalten hätten, z. B. Weg der Reinigung, der Erleuchtung und Vereinigung mit Gott, ohne Schaden beybehalten werden, zumal, wenn ſie, wie dieſe, bibliſch wären, und der Bibel gemäß erklärt würden. — Dieſes war auch Frankens Lehre. „Die ächte myſtiſche Theologie — ſagt er *) — iſt die innere Uebung des Chriſtenthums, ſo fern es ſich auf die Richtſchnur des göttlichen Worts gründet. Aus dieſem innern Grunde muß das äußere Chriſtenthum hervorgehen, wenn es anders Gott gefallen ſoll.

*) Lect. paraen. VI, 150 f. 182. Es ſtehn in dieſem Theile fünf paränetiſche Lectionen über die myſtiſche Theologie, S. 148 — 306.

ſoll. Diejenigen Lehrer, die in ihren Vorträgen zeigen, wie das Ebenbild Gottes wieder in der Seele erneuert werden ſolle, und wie man darin immer weiter kommen müſſe, nachdem man durch Buße und Glauben an Chriſtum zu Gott gekommen iſt, heißen myſtiſche Theologen. Verſtände jemand etwas anders unter myſtiſcher Theologie, ſo wäre es nicht zu dulden. . . Wer nach dieſen Principien myſtiſche Schriften lieſt, wird nicht auf ſelbſterwählte Wege gerathen, und ſich von Chriſto abführen laſſen; wohin freylich viele Myſtiker mit ihren Schülern gekommen ſind. Der Reiz der Neuheit und das Hohe in den Ideen lockte ſie an, und die bekannten Sachen ſchienen ihnen viel zu gemein und zu gering zu ſeyn."

Um alles dieſes beſſer zu verſtehen, müſſen wir in die Geſchichte der Vorzeit zurückgehen. Schon frühzeitig wichen viele Chriſten von der Lauterkeit und Einfalt des apoſtoliſchen Unterrichts ab. Sie gingen, indem ſie etwas Beſſeres und Höheres ſuchten, ihre eigenen ſehr verſchiedenen Wege. Vornehmlich aber bekam die Sittenlehre und das thätige Chriſtenthum durch das Mönchs- und Aſceten-Leben — welches ſeit dem vierten Jahrhundert ſo viel Beyfall fand — eine ganz falſche Richtung. Aſceten waren Leute, die die Uebung zur Gottſeligkeit zu ihrem Hauptzweck machten. Aber die meiſten ſetzten ihre Frömmigkeit in äußeren ſtrengen Uebungen, im Faſten, eheloſen Leben, Abgezo-

genheit von menſchlicher Geſellſchaft u. ſ. f. Ganz gegen den Sinn Jeſu und ſeiner Apoſtel ſtarben ſie der Welt dergeſtalt ab, daß ſie ihr unbrauchbar wurden; und die Welt belohnte ſie dafür mit Hochachtung und Bewunderung. Unter ihnen traten auch Schriftſteller auf, die man aſcetiſche nannte, weil ſie Erbauung nach ihrer Art, das iſt, Ausübung dieſer Grundſätze, durch ihre Schriften zu befördern ſuchten. Die meiſten verbanden damit mehrere zu der Zeit gangbare Lehren der neuplatoniſchen und ſtoiſchen Philoſophie, wodurch ſie auch zum Theil zur aſcetiſchen Lebensart geführt, oder doch darin beſtärkt wurden. Das ſind die ſogenannten unlautern, falſchen oder unächten Myſtiker. Sie gingen davon aus, daß der menſchliche Leib hart behandelt und die Sinnlichkeit unterdrückt werden müſſe, damit der Geiſt, den ſie als Ausfluß aus Gott, oder als Theil des göttlichen Weſens anſahen, frey werden, und ſich wieder mit Gott vereinigen könne. Dies auf klare Begriffe zurückgeführt, will eigentlich ſo viel ſagen, daß wir durch Unterdrückung der Begierden, deren Urſprung im Körper und in der Sinnlichkeit ſey, zur Aehnlichkeit mit Gott gelangen, und ihm wohlgefällig werden ſollen. Hiezu aber wendeten ſie nicht die in der chriſtlichen Lehre vorgeſchriebenen Mittel an, und lehrten ſchriftwidrig von der menſchlichen Natur, vom Weſen Gottes, von der Gottähnlichkeit und den Wir-

kungen

kungen Gottes auf die Menſchen. Durch die unaufhörliche Beſchäftigung mit ihren ſelbſterſonnenen religiöſen Begriffen, durch Abziehung von allen äußeren Gegenſtänden, Eingekehrtheit in ſich ſelbſt und ſtille Beſchaulichkeit, unter beſtändigem Faſten und Kaſteyung des Körpers, hofften ſie einen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, wodurch ſie über alles irdiſche erhaben würden und zu einer geheimnißvollen Verſenkung in Gott, oder Vereinigung mit dem göttlichen Weſen gelangten. Durch ſolche ſchwärmeriſche Vorſtellungen und Uebungen erhitzten ſie ihre Einbildungskraft, glaubten für unmittelbare Erleuchtung und Belehrung Gottes Empfänglichkeit zu haben, und bildeten ſich ein, im Beſitz des göttlichen Lichts zu ſeyn. Viele Gutgeſinnte ließen ſich von ihnen täuſchen, beſonders durch den Gebrauch bibliſcher Redensarten, die ihnen ſehr geläufig waren, z. E. von Ertödtung und Kreuzigung des Fleiſches, Anziehung des neuen Menſchen, Weltverleugnung, Vereinigung mit Gott u. dergl., denen ſie aber einen unbibliſchen Sinn unterlegten.

Nun kam ohngefähr im achten Jahrhundert der Gebrauch der ariſtoteliſchen Philoſophie unter den Chriſten allmählich auf, und ſeit dem eilften Jahrhundert wurde ſie in den Schulen der abendländiſchen Kirche herrſchend. Dies war das Zeitalter der Scholaſtiker, welches bis zur Reformation dauerte. Hier entſtanden mannichfaltige Mißbräuche

bräuche anderer Art. Man ſuchte Ariſtoteles Grundſätze der chriſtlichen Glaubenslehre und Sittenlehre anzupaſſen. Viele ſcholaſtiſche Theologen machten die Lehren des Evangeliums bloß zum Gegenſtand der Speculation, wozu ſie nicht gegeben ſind, ſorgten nur für den Verſtand — wiewohl ſie auch dieſem ſchlechte Nahrung gaben — vernachläſſigten aber das Herz, und führten ihre Schüler durch Unterricht und Beyſpiel von der wahren chriſtlichen Gottſeligkeit mehr ab, als daß ſie ihnen dazu hätten Anleitung geben ſollen. Nicht aus der Bibel, ſondern aus Ariſtoteles wurde die Sittenlehre geſchöpft; und Melanchthon verſichert, daß die Mönche noch zu ſeiner Zeit häufig über die ariſtoteliſche Ethik gepredigt hätten, mit gänzlicher Beyſeitſetzung aller chriſtlichen Moral. Sie waren dabey größtentheils ſo blinde Führer des Volks, daß ſie die Religionsübung und das geiſtliche Leben der Chriſten nur im äußern Gottesdienſt, in Befolgung der kirchlichen Traditionen, und mechaniſcher Beobachtung des überhäuften Ceremonienweſens ſetzten.

Aber die göttliche Vorſehung lenkte es ſo, daß während dieſer Zeit wieder Lehrer hervortraten, die jenen Mißbräuchen mit Nachdruck entgegenarbeiteten, und wahres thätiges Chriſtenthum herzuſtellen ſuchten. Dieſe wurden gleichfalls Aſceten und Myſtiker genannt. Zwar gehörten einige derſelben zu den Schwärmern, die von den vorhin beſchrie-

benen

benen Ideen ausgingen und vielfachen Schaden ſtifteten: aber es waren unter ihnen, beſonders ſeit dem zwölften Jahrhundert, auch Männer von ganz anderer Art, nämlich eigentlich erbauliche Lehrer und chriſtliche Erbauungsſchriftſteller: und dieſe ſind es, die man ächte und wahre, oder lautere und reine Myſtiker nennt. Sie führen meiſtens die Sprache der älteren Myſtiker; aber ſie tragen darin ſchöne Sachen und rein bibliſche Wahrheiten vor, als Bernhard, Gerſon, Taulerus, Thomas a Kempis und andere, die ſich nach ihnen bildeten. Keiner unter ihnen iſt ganz rein von den Flecken ſeines Zeitalters: aber ſie empfahlen doch durchgängig das rechtſchaffene Weſen im Chriſtenthum mit Wärme und Herzlichkeit. „Sie gingen von der Erkenntniß des ſündlichen Verderbens aus, und führten auf den rechten Grund der Erkenntniß Jeſu Chriſti und wahrer Herzensbeſſerung.“ Ihre Arbeit war auch nicht ohne Frucht. Denn ſie haben in ihrem Zeitalter und bey der Nachwelt, vornehmlich in der römiſchen Kirche, wo der freye Gebrauch der Bibel den Laien unterſagt, oder doch erſchwert wurde, großen Nutzen geſtiftet. Sie gehören daher zu den Zeugen der Wahrheit und Vorläufern der Reformation, „indem ſie theils diejenigen beſtritten, die ihr Chriſtenthum nur in äußeren Gebräuchen und in Werkheiligkeit ſetzten, theils die Scholaſtiker, die ſich mit Streitfragen beſchäftigten, und es bey

gelehr-

gelehrter und ſpitzfindiger Auseinanderſetzung der Glaubenslehren bewenden ließen *).“ Viele Stellen dieſer Art hat Melanchthon aus ihren Werken in ſeinen Schriften ausgezeichnet, z. B. aus Joh. Gerſon in der augsburgiſchen Confeſſion und deren Apologie.

Die deutſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren im ſechzehnten Jahrhundert waren in allen dieſen Puncten mit ihnen einverſtanden. Sie hatten ſich durch das fleißige Leſen myſtiſcher Schriften dieſe und andere richtige Grundſätze zu eigen gemacht, und ſich ſo an die Sprache derſelben gewöhnt, daß ſie viel davon in ihre praktiſchen Vorträge aufnahmen. Mit welcher Achtung reden Luther und Melanchthon von ihnen? und wie oft bezeugt nicht der erſtere, daß er, nächſt Auguſtin, aus keinem Schriftſteller ſo viel gelernt habe, als aus Taulerus? Und gleichwohl wurde der von den Myſtikern verworfene Mißbrauch der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie bald nach dem Tode der Reformatoren in die Schulen beider proteſtantiſchen Kirchen wieder von neuem eingeführt, und das Praktiſche darüber vernachläſſigt. In der lutheriſchen Kirche beſonders ſchien es, als wenn einige der angeſehenſten Lehrer, die im großen Ruf der Rechtgläubigkeit ſtanden, das recht gefliſſentlich wieder niederreißen wollten,

*) Franke, am a. O.

ten, was Luther mit ſo vieler Sorgfalt gebauet hatte. Die Studirenden bekamen auf Univerſitäten gewöhnlich keine Anleitung, wie ſie von dem, was ſie hörten, heilſamen Gebrauch für ſich und ihre künftigen Zuhörer zu machen hätten.

Um dieſe Zeit ſtanden in der proteſtantiſchen und römiſchen Kirche abermals myſtiſche Lehrer auf, die dem herrſchenden Verderben zu ſteuern und den Sinn für thätiges Chriſtenthum zu wecken ſuchten. Einige ſchöpften aus der falſchen Quelle des unlautern Myſticismus, oder miſchten doch den bibliſchen Wahrheiten, die ſie wieder hervorzogen, viel aus dieſer Quelle Geſchöpftes bey. Dahin gehören Molinos, die Guyon, Fenelon, Poiret, Weigel u. a. m. In der lütheriſchen Kirche aber zeichnete ſich vor allen aſcetiſchen Schriftſtellern des ſiebzehnten Jahrhunderts der fromme Arnd *) ganz vorzüglich aus. Seine Erbauungsſchriften, beſonders ſeine vier Bücher vom wahren Chriſtenthum — die 1605 und 1608 zuerſt herauskamen — haben großen Segen geſtiftet und zu der neuen Oekonomie, die zu Spener's Zeiten begann, den Grund gelegt. Die Theologen aus dieſer Schule empfohlen daher dieſes Werk

*) Generalſuperintendent in Zelle; lebte von 1555 bis 1621. — Man vergl. Rambach's Vorrede und die übrigen Vorberichte vor der Züllichauiſchen Ausgabe der Bücher vom wahren Chriſtenthum. 1739. 4.

Werk als eins der nützlichſten Erbauungsbücher, und wünſchten, daß die ſtudirenden Theologen ſich recht vertraut damit machen möchten. „Denn da im vorigen Jahrhundert in unſerer Kirche wieder das alte Verderben einriß, daß die Lehrer faſt bloß Theorie und nicht Praxis trieben; daher das Volk in Unwiſſenheit blieb und irre geleitet wurde, und ſich mit bloßem Wahnglauben behalf: ſo fand ſich Arnd bewogen, dies Werk zu ſchreiben, und zeigte (im erſten Buche), wie man den rechten Grund des Chriſtenthums in der Buße und Bekehrung legen müſſe; und (im zweyten Buche) wie man den wahren Glauben an Chriſtum in ſeiner Nachfolge zu beweiſen habe. Er war in den myſtiſchen Schriftſtellern ſehr beleſen, und faßte ſonderlich bey der Lehre von der Erneuerung und dem göttlichen Ebenbilde das Kernhafte und Gründliche zuſammen, was er bey ihnen gefunden hatte; nahm aber überall Gottes Wort zur Regel und Richtſchnur an, ohne eigenen Einfällen und Einbildungen zu folgen. Im dritten Buch (von der Erneuerung) findet man vornehmlich den Kern aus den myſtiſchen Schriften, beſonders aus Taulerus, deſſen Worte er oft beybehält.“ — — „Mit ihm geht alſo eine neue Periode in unſerer Kirche an; aber er führte keine neue Lehre, ſondern zeigte, wie ſich das, was die alte Lehre in ſich faſſe, auch in der Ausübung bey uns befinden müſſe. Von der Zeit an ſind meh-

 rere

rere aufgeſtanden, die der Wahrheit kräftig Zeugniß gaben *).“

Dieſe treue Darſtellung der Ideen des ſel. Spener's über aſcetiſche und myſtiſche Theologie, nebſt den beygefügten hiſtoriſchen Erläuterungen, wird jeden unbefangenen Leſer in den Stand ſetzen, ſeine Lehrart richtig zu beurtheilen. Sie enthält zugleich den Schlüſſel zu vielem, was im Folgenden vorkommen wird, und rechtfertigt ihn gegen manchen ungegründeten Tadel ſeiner Zeitgenoſſenſchaft.

Für diejenigen, denen es ſcheinen möchte, als wenn die Theologen aus dieſer Schule den Schriften der reinen Myſtiker einen allzu hohen Werth beygelegt, und ſie wohl gar zum Nachtheil der Bibel empfohlen hätten, ſetze ich folgende Worte Frankens hieher: „Ich laſſe die myſtiſchen Schriften in ihrem Werth, und es ſey fern von mir, unglimpflich davon zu ſprechen: denn mein Herz iſt manchmal durch ſie erbaut worden, wie auch Luther dies von Taulerus bekennt. Allein zwiſchen ſolchen Schriften und dem Wort, das wir in der heil. Schrift haben, iſt doch ein ſolcher Unterſchied, wie zwiſchen einem Stern, der in der Nacht, und der Sonne, die am Mittag leuchtet. So lange jemand in der Finſterniß des geſetzlichen Weſens ſo dahin geht, und in ſei-

*) Frankens Lect. par. am a. O. und III, 204. Ides, S. 51. und Anton's Colleg. antithetic. S. 832.

ſeinem Herzen das Licht der Erkenntniß Chriſti noch nicht recht aufgegangen iſt, denkt er, was für einen Schatz er habe, und was für eine Wohlthat ihm wiederfahre, wenn ihn ſo ein Myſtiker immer weiter hineinführt — und er freuet ſich über das Licht, wie ſich einer über einen Stern freuet, den er bey trüber Nacht erblickt. Aber wenn er hernach ſiehet, welche Klarheit der evangeliſche, apoſtoliſche und prophetiſche Geiſt im Worte Gottes habe, ſo urtheilt er ganz anders. — Dieſer Geiſt geht ihm dann über alles; denn er giebt dem Menſchen Gnade und Kraft, daß er mit Freudigkeit vor Gott wandelt, und ſeinen Zweck weit eher erreicht, als ein anderer, der viel ſpeculirt. — Es iſt ihm da gleichſam ſo zu Muthe, als wenn ihm die Sonne aufginge; und er ſieht, daß alles andere wie nichts gegen dieſes Licht zu rechnen ſey *).“

Jetzt erſt können wir die Methode der Speneriſch-Halliſchen Schule, die ſie beym Unterricht der Studirenden in den einzelnen Theilen der Theologie, und in den Hülfswiſſenſchaften befolgt wiſſen wollte, genauer kennen lernen.

I. Die beiden vornehmſten Hülfsmittel der Gottesgelehrſamkeit ſind Philoſophie und Philologie, oder Sprachwiſſenſchaft.

Von

*) Lect. paraen. I, 189. VI, 219.

Von der Philoſophie wollen wir zuerſt Spenern ſelbſt hören *): „Philoſophie pflegen die Ankömmlinge auf Univerſitäten gleich anfangs zu ſtudiren. Ueber die Nothwendigkeit und den Nutzen derſelben iſt viel gefragt, gezweifelt und geſtritten worden. Gewiß iſt es, daß durch den Mißbrauch derſelben überhaupt, beſonders aber durch die Secten-philoſophie — anfänglich durch die platoniſche, und hernach noch weit mehr durch die ariſtoteliſche — in der Kirche großer Schaden verurſacht iſt. Denn das gänzliche Verderben der römiſchpäbſtlichen Kirche iſt hauptſächlich der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie zuzuſchreiben; und es iſt ſehr zu bedauren, daß ſie auch in unſerer Kirche nach Luthers Zeiten wieder ſo viel Beyfall gefunden hat. — Aber die Philoſophie ſelbſt iſt darum nicht zu verachten, oder zu vernachläſſigen. Denn ſie iſt ein edles Geſchenk Gottes, und beſteht in dem Gebrauch und der Ausbildung der allen Menſchen angebornen Vernunft. Allein eben deswegen muß man in der Philoſophie niemanden zum beſtändigen und unwiderſprechlichen Befehlshaber ſetzen. Man ſoll ſich alſo keiner Secte widmen und verſchreiben. Die wahre Philoſophie, die an keines Menſchen Ausſprüche gebunden iſt, kann nur eine einzige ſeyn, die das nicht entgelten muß, was die Thorheiten der Sectirer verſchuldet haben. Der wahren Philoſophie iſt alſo in dem Pallaſt der

*) Praefat. ad tabb. hodoſoph., S. 1031. 1034 f.

der Gottesgelahrtheit Ort und Stelle vergönnt." — Hiemit verbinde ich noch ein paar Stellen aus Anton's Schriften *): „Die Bekenner der Wahrheit zur Zeit der Reformation haben die Philoſophie nicht verachtet, ſie haben nur geſagt: hieher reicht die Philoſophie nicht! und das werden die Philoſophen ſelbſt ſagen, wenn ſie es ohne Affecten überlegen. — Man verachtet die Philoſophie nicht, wenn man ihr billige Schranken ſetzt, oder erinnert, daß man nicht alles für demonſtrirte Wahrheiten nehmen müſſe, was dieſer oder jener Philoſoph dafür ausgiebt. — — Wenn die Philoſophen bisweilen weitläufige Demonſtrationen machen müſſen, ſo geſchieht dies um der Herzenshärtigkeit der Leute willen, die es oft nicht beſſer haben wollen, als bis ſie durch meilenweite Umwege ermüdet ſind. Es heißt hier: wenn ihr's ſo haben wollt, ſo geſchehe es — aber ihr könntet es kürzer haben."

Die Frage, ob das gelehrte Studium der Philoſophie allen ſtudirenden Theologen nothwendig ſey? wurde von Spenern mit nein beantwortet. Er theilte, wie wir oben (S. 67.) geſehen haben, die Studirenden in drey Claſſen ein, und beſtimmte danach den Umfang der gelehrten Kenntniſſe, die für jeden gehören. Da die Philoſophie eigentlich nur Hülfsmittel ſey, ſo müßten diejenigen, die weder hin-

*) Colleg. antithet. S. 67. 69.

hinlängliche Fähigkeiten, noch Vermögen und Zeit zum Studiren hätten, das was ihnen nothwendig ſey, dem Nützlichen vorziehn, weil ſie ſonſt ihre Zeit verderben und vergeblich arbeiten würden. Es ſey nützlich, Philoſophie mit dem Studium der Philologie zu verbinden, „wo aber eins nothwendig ausbleiben müßte, würden die alten Sprachen doch den Vorzug verdienen.“ Wer aber zur erſten und zweyten Claſſe gehöre, der müſſe die Philoſophie gründlich ſtudiren *). Hiemit ging er zugleich einem gewöhnlichen Vorurtheil ſeines Zeitalters entgegen. Denn die Studirenden aus allen Facultäten, auch auf proteſtantiſchen Univerſitäten, pflegten häufig erſt den ganzen Curſus der ariſtoteliſchen Philoſophie, der oft lange dauerte, zu endigen, ehe ſie Facultätswiſſenſchaften hörten. Daher kam es denn, daß den meiſten für dieſe, und für philologiſche Vorleſungen nur wenig Zeit übrig blieb. — Den fähigen Köpfen empfahl Spener vorzüglich die Erlernung der Naturlehre und Mathematik. Die letztere beſonders deswegen, weil ſie in Abſicht ihrer Gewißheit und ſichern Beweiſe alle andere Wiſſenſchaften übertreffe, den Verſtand am meiſten ſchärfe, zur Ordnung im Denken gewöhne, und ein Muſter zur möglichſten Nachfolge und Anwendung bey andern Wiſſenſchaften gebe.

Die

*) Geſtalt eines würd. Stud. theol., Th. I. S. 1140.

Die Philologie, oder Sprachwiſſenſchaft hat alſo, als Hülfsmittel der Gottesgelehrſamkeit betrachtet, vor der Philoſophie den Vorzug. Denn die Philoſophie, in ſo fern man ſie in der Theologie anwendet, beſchäftigt ſich mit Sachen, die man aus der heil. Schrift ſchon weiß: die Philologie aber ſetzt uns in den Stand, dieſe Sachen aus der Schrift zu lernen *). „Studirende Theologen müſſen alle übrige Kenntniſſe ſo viel mehr oder weniger hochſchätzen, und ſich angelegen ſeyn laſſen, als ſie mehr oder weniger zum Verſtand der heil. Schrift beytragen. . . . Beſonders dient die gründliche Kenntniß der hebräiſchen und griechiſchen Sprache unmittelbar zur Forſchung der h. Schrift. Dadurch wird man tüchtig, mit eignen Augen zu ſehen, und ſeinen Glauben aus Ueberzeugung auf die Schrift ſelbſt zu gründen, daß man ſich nichts aufdringen läßt, was nicht darin ſteht, oder derſelben wohl gar entgegen iſt **).“

II. Von den einzelnen Theilen der Theologie ſelbſt.

1. Exegetik, oder Schrifterklärung. Sie geht deswegen allen übrigen Theilen der Theologie vor, weil die heil. Schrift der Grund des chriſtlichen Glaubens iſt, und die ganze Gottesgelehrſamkeit

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1041.

**) Geſtalt eines würd. Stud. th., am a. O.

keit aus dieſer Quelle geſchöpft werden muß. Je mehr man ſich mit der h. Schrift beſchäftigt, deſto weiter wird man es in der Gottesgelahrtheit bringen, „und ſo viel wird jeder wahre Gottesgelehrſamkeit beſitzen, als ihm davon in ſein Herz geſchrieben iſt *).“

Die exegetiſchen Vorleſungen in Halle wurden dieſen Grundſätzen gemäß eingerichtet, und die Studirenden angewieſen, ſie vom Anfang ihres akademiſchen Aufenthalts an zu hören. Auch in den übrigen theologiſchen Lectionen war es ein Hauptzweck, ihnen die Bibel wichtig zu machen, und Anleitung zu geben, wie ſie dieſelbe recht verſtehen und zu ihrem und anderer Heil gebrauchen ſollten. „Denn der künftige Lehrer muß frühzeitig lernen, wie er die Schrift zu eigner Erbauung, und zum Unterricht anderer anzuwenden habe **).“

Die exegetiſchen Vorleſungen waren von doppelter Art, curſoriſche und ſtatariſche. Man gab den Studirenden den Rath, die Bibel auch für ſich auf dieſe zwiefache Weiſe zu leſen, und beides mit einander zu verbinden. Die ſchnellere, oder curſoriſche Lectüre diente dazu, daß ſie einen allgemeinen Ueberblick und Begriff von dem Inhalt der ganzen heiligen Schrift erlangten. „Bleibt ihnen dann

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1055.

**) Franke, Idea, S. 102. und Spener am a. O.

dann gleich beym erſten Leſen manches dunkel, ſo wird es doch bey wiederholter Leſung aus der vorhergegangenen Uebung meiſtens deutlich ſeyn *).“ — Daher wurden in Halle beſtändig curſoriſche Collegia über das Alte und Neue Teſtament gehalten; und man rieth den Studirenden, in ihrem erſten Univerſitätsjahre das griechiſche Teſtament wenigſtens zwey Mal, die hebräiſche Bibel aber ein Mal für ſich durchzuleſen. Sie erhielten auch Anweiſung, wie dies leicht und bequem geſchehen könne. Dadurch ward ihnen die Bibel geläufig, ſie wurden mit der Urſchrift vertraut, und lernten das Eigenthümliche der Grundſprachen durch den beſtändigen Gebrauch gründlich kennen **). Die langſamere, oder ſtatariſche Lectüre ſchränkte man auf der Univerſität nur auf einige der wichtigſten bibliſchen Bücher ein. Denn die Abſicht war hier bloß, den angehenden Religionslehrern die Methode zu zeigen, die ſie künftig auch bey andern Büchern der heil. Schrift anzuwenden hätten ***). Für die, welche in den bibliſchen

*) Spener's kleine geiſtliche Schriften, Th. I. S. 1105. 1106.

**) Franke, Idea, S. 255.

***) Ueber den Gebrauch der Ausleger verdient folgende Stelle aus Spener's praef. ad tabb. hodoſ. (S. 1060.) hier angeführt zu werden: „Jeder verſuche zuerſt ſeine eigenen Kräfte, damit er nicht gleich durch anderer Meinung eingenommen werde. Hernach ziehe er die Ausleger zu Rathe. Da wird er oft eben das finden, was

ſchen Grundſprachen verſäumt waren, wurden Collegia *propaedeutica* oder *fundamentalia* geleſen, um ihnen die Anfangsgründe dieſer Sprachen beyzubringen. Die Geübtern aber erhielten im Chaldäiſchen, Syriſchen und Arabiſchen Unterricht. Dieſen zum Beſten war auch das oben beſchriebene orientaliſche Collegium geſtiftet *). Der Hauptzweck bey den exegetiſchen Vorleſungen, vornehmlich bey den ſtatariſchen, ging auf das Praktiſche. Man entwickelte erſt den eigentlichen Wortverſtand, und ſetzte die Gründe, worauf er beruhet, auseinander: dann aber zeigte man den Zuhörern, wie die erklärten bibliſchen Stellen zugeeignet und angewendet werden müßten, „damit ſie lernten; heilſame Lehren und Ermahnungen zur Ueberzeugung des Verſtandes und Beſſerung des Herzens für ſich und andere daraus herzuleiten **).“ — Die Uebungen der Stu-

diren-

was er ſelbſt darüber gedacht hatte; und es wird ihm Freude machen, ohne Wegweiſer geſehen zu haben, was die Gelehrten vor ihm gefunden hatten. Oder er findet etwas bey ihnen, worauf er nicht gekommen war — dies wird er dann dankbar annehmen — oder etwas ſeiner Meinung ganz Entgegenſtehendes. Hier ſteht es ihm frey, ſeine Meinung mit der Meinung des andern zu vertauſchen, nach erwogenen Gründen; oder bey der ſeinigen zu bleiben, wenn er die Gründe dafür erheblicher findet. — Gar keinen Ausleger zu Rathe ziehen, und alles ſelbſt ſehen wollen, wäre Thorheit und Undankbarkeit.“

*) Franke, Idea, S. 254 f.

**) Ebendaſ. S. 252.

direnden in den ſogenannten Collegiis *biblicis* werden wir unten kennen lernen.

Wer das Verdienſt, das ſich die Halliſchen Theologen durch Befolgung und Verbreitung dieſer Grundſätze erworben haben, richtig ſchätzen will, der muß ſich an die verkehrte Behandlung der Bibel im vorigen Jahrhundert, und an die Vernachläſſigung des Bibelſtudiums auf den lutheriſchen Univerſitäten zurückerinnern. „Dieſer Theil der Theologie — ſagt Spener *) — der wichtigſte im ganzen theologiſchen Studium! wird von vielen zuletzt, ja wohl gar nicht getrieben, ſtatt daß ſie ſich zuerſt damit beſchäftigen ſollten. Ich weiß Beyſpiele von Perſonen, die fünf bis ſechs Jahre auf Univerſitäten zugebracht, und viel Fleiß bewieſen haben, ohne daß es ihnen je eingefallen wäre, ein exegetiſches Collegium zu hören, oder für ſich Zeit auf dieſe Uebung zu wenden. — — In den Exegeticis werden gewöhnlich viel fremde Dinge angebracht, um ſeine Gelehrſamkeit und Beleſenheit zur Schau zu tragen, und oft in mehreren Jahren nicht einige Bücher, ſondern kaum einige Capitel oder Verſe geendigt." Und Franke ſchreibt davon **): „In voriger und kaum vergangener Zeit fand man auf Univerſitäten zu allen andern Dingen gemeiniglich noch eher Gelegenheit, als

*) Spener, am a. O., S. 1055.

**) Idea, S. 251. Lect. paraenet. II, 35. V, 216.

als zum gründlichen Studium des göttlichen Worts. — Mir iſt es in allen meinen Univerſitätsjahren ſo gut nicht geworden, daß ich ein Collegium über die ganze heil. Schrift hätte hören können: wir hätten das für eine große Glückſeligkeit, die uns vom Himmel herab käme, gehalten.“ Von der Zeit aber, da die philobibliſchen Collegia in Leipzig ihren Anfang genommen hatten, ſagt er in einer 1709 gehaltenen paränetiſchen Vorleſung*): „Vor etwa 20 Jahren war keine Bibel oder Teſtament mehr in Leipzig in allen Buchladen zu finden, ſo freueten ſich die Studioſi theologiae, daß ihnen die Bibel in die Hände gegeben wurde!“

2. Chriſtliche Glaubenslehre und Sittenlehre. „Mit der Thetik oder Dogmatik — d. i. der ausführlichen und gründlichen Erklärung und Beweisführung der Glaubenslehren — muß nächſt der heil. Schrift der Anfang gemacht werden. Die Exegetik iſt auch hier, wie bey andern Theilen der Theologie, die Baumeiſterin, die alles anordnet. Die Thetik und Polemik müſſen von ihr lernen, wie ſie die Schriftſtellen zum Beweis der Wahrheit und Widerlegung der Irrthümer gebrauchen ſollen. Aber in der Bibel ſind die Sachen nicht in der Ordnung und Form eines Lehrgebäudes zuſammengeſtellt, ſondern es iſt dem Fleiß der Gelehrten überlaſſen, die zerſtreueten Materialien zu ſammeln und zu ordnen, damit ſie im Zuſammenhang überſehen werden können. Daher ſind

*) Th. IV. S. 108.

ſind Lehrbücher und Syſteme an ſich nicht zu verach-
ten, beſonders wenn ſie von Männern herrühren, die nicht allein Weltgelehrte, ſondern auch rechtſchaffene und gottſelige Leute geweſen ſind. Denn ſie enthalten eine durch der Lehrer Fleiß in Ordnung gebrachte Sammlung der in der heil. Schrift zerſtreut vorgetragenen göttlichen Wahrheiten. Nur muß man ſie nach der h. Schrift prüfen, und nicht bloß auf das Wort der Lehrer glauben. — Beides ſind Abwege, die Vorarbeiten anderer verachten und unbenutzt laſſen, und ſie ohne Prüfung gebrauchen, daß man ſie bloß ins Gedächtniß faßt und nachbetet *).“

„Der ſtudirende Theolog hört bald im Anfang ſeiner akademiſchen Laufbahn die Glaubenslehre; erſt in catechetiſcher Kürze, und hernach ausführlicher **). Er bedient ſich dabey eines Buchs, das ihm von ſeinen Lehrern empfohlen iſt, zum Nachleſen und eigenen Studiren; jedoch eines und deſſelben Buchs, um ſich nicht zu ſehr zu zerſtreuen, und irre zu werden. — Mit den dogmatiſchen Lectionen ſind auch Examinatoria zu verbinden, wo jeder Gelegenheit hat, zu ſehen, ob er die Sachen recht gefaßt habe ***).“

„Unter

*) Spener's praef. ad tabb. hodoſ., S. 1043. und Geſtalt eines würd. *Stud. theol.*

**) Doch wurde in Halle über die Dogmatik, ſo wie über die Moral, nie länger, als ein Jahr geleſen.

***) Franke, Idea, S. 105. 259. 263.

„Unter dem Namen der praktiſchen Theologie kann man zuſammenfaſſen den ganzen Vortrag der chriſtlichen Lebenspflichten und Sitten, nebſt der Erklärung und Auflöſung der Gewiſſensfälle (Caſuiſtik). Die Moral iſt ſo nöthig als die Glaubenslehre, ja ſie kann als ein Theil derſelben angeſehen werden, und ſteht mit ihr in der genaueſten Verbindung. Denn Glaubens- und Lebens-Pflichten ſind beide von Gott vorgeſchrieben: und beide müſſen von jedem Prediger ſeiner Gemeinde vorgetragen werden *).“ — „Da aber thetiſche und moraliſche Vorleſungen nicht bloß für die Schule, ſondern auch für das Leben beſtimmt ſind: ſo muß der ganze Zweck derſelben darauf gerichtet ſeyn, daß die chriſtliche Lehre nicht allein methodiſch vorgetragen werde, ſondern, da ſie ihrer Natur nach ganz praktiſch iſt: ſo iſt jede Lection ſo einzurichten, daß die Zuhörer Anleitung bekommen, die Wahrheiten zu ihrem eigenen Nutzen anzuwenden, und andern auf eine heilſame Art vorzutragen **).“

Spener und ſeine Nachfolger wollten alſo mit der Dogmatik die Moral verbunden, und dieſe aus jener hergeleitet wiſſen. Denn ſie gingen beſtändig davon aus, „daß der lebendige Glaube an Jeſum Chriſtum den Weltheiland, und die daraus herfließende Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, bey aller

---

*) Spener, am a. O., S. 1051.

**) Franke, Idea, S. 265.

aller Moral zum Grunde liegen müſſe, und daß alle Moralität, die nicht auf dieſem Grunde beruhe, falſch ſey *).“ Die ältern Theologen unſerer Kirche, als Melanchthon, Chemnitius, Gerhard, hatten gleichfalls das Theoretiſche und Praktiſche in ihren Lehrbüchern mit einander verbunden, und bey jeder Glaubenslehre gezeigt, wie und wo ſie anzuwenden ſey. Beſonders handelten ſie in dem Artikel vom Geſetz und Evangelium einen großen Theil der Moral ab. Aber in einem vollſtändigen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang wurden die moraliſchen Materien damals von den Theologen noch nicht vorgetragen, ſondern zerſtreuet und nur beyläufig bey der Dogmatik. Es fehlte daher den Studirenden gewöhnlich an einer allgemeinen Ueberſicht des Ganzen der theologiſchen Sittenlehre. Georg Calixtus in Helmſtädt war der erſte, der die Moral von der Dogmatik abſonderte und ein wiſſenſchaftliches Lehrgebäude derſelben nach ariſtoteliſchen Grundſätzen aufzuführen verſuchte **). Seit der Zeit folgten mehrere dieſem Beyſpiel, und ſchrieben Syſteme der theologiſchen Moral. Auch in Halle trug man von Anfang an die Moral zugleich als eine von der Dogmatik abgeſonderte Wiſſenſchaft in beſondern Lectionen vor. Denn gegen die Abſonderung beider Diſ-

*) S. Frankens Lect. par. II, 221. VII, 270. 276.

**) *Ge. Calixti* Epitome theologiae moralis. 1634.

Disciplinen im wiſſenſchaftlichen Vortrag war an ſich nichts zu erinnern *): aber der höchſtſchädlichen Trennung dieſer Disciplinen ſuchte man dadurch vorzubeugen, daß man die genaue Verbindung, worin beide mit einander ſtehen, beym Unterricht deutlich zeigte, und bey der Dogmatik beſtändig auf das Praktiſche Rückſicht nahm.

Ueber die Vernachläſſigung der theologiſchen Sittenlehre im vorigen Jahrhundert führt Spener in ſeinen Schriften oft die lauteſten Klagen. Er ſagt mehrmals, daß viele Studirende ſchlechterdings keine Gelegenheit auf Univerſitäten gefunden hätten, moraliſche Vorleſungen zu hören **). Zu Anton's Zeiten las D. Olearius in Leipzig wieder das erſte Collegium über die Moral, nachdem in langer Zeit keins war gehalten worden ***). Selbſt das in jenem Zeitalter ſo häufige Einholen theologiſcher Bedenken von Facultäten und einzelnen berühmten Gottesgelehrten iſt mit ein Beweis davon, wie wenig damals richtige und feſte moraliſche Grundſätze allgemein verbreitet waren. Auch bemerkt Anton ſehr richtig, man ſey auf Univerſitäten, nach dem Vorgang der römiſchen Kirche, oft in den Fehler verfallen, Caſuiſtik zu treiben, ohne ſichere Principia der Moral,

*) Vergl. Frankens Idea, und Lect. par. V, 146.

**) In den *piis deſideriis* und der praef. ad tabb. hodoſ., S. 1051.

***) Anton's Colleg. antithet., S. 77. 81.

Moral, die doch nothwendig vorausgehen müßten, da man in der Caſuiſtik allgemeine moraliſche Grundſätze auf einzelne Fälle anzuwenden habe.

Aus dieſem allen läßt ſich auf die Einrichtung der Lehrbücher ſchließen, die man beym Vortrag der Glaubenslehre und Moral zum Grunde legte.

Beym akademiſchen Unterricht brauchte man in den erſten Zeiten Breithaupts Compendia. Seine *Inſtitutiones theologicae* kamen 1695 in 2 Theilen heraus. In den erſten Büchern derſelben waren die Glaubenslehren (credenda), in den letztern aber die Sittenlehren (agenda) ſo abgehandelt, daß theils die bibliſchen Redensarten und Vorſtellungen, nebſt den kirchlichen Beſtimmungen und Schulausdrücken, erklärt, theils Winke zur nähern Zueignung der Wahrheiten fürs Herz gegeben wurden. Im Jahr 1700 gab er die *Theſes credendorum et agendorum fundamentales* heraus, wo in jedem Capitel ſowohl theſes doctrinales, als theſes morales befindlich ſind. Ueber dieſes letztere kürzer abgefaßte Lehrbuch pflegte man in Halle gewöhnlich die Glaubenslehre zu leſen *).

Für die Schulen waren die Lehrbücher zunächſt beſtimmt, welche Joh. Anaſtaſ. Freylinghauſen — Frankens Gehülfe im Predigtamt und bey der Direction des Waiſenhauſes — geſchrie-

*) Vergl. Anton's eben angeführtes Buch, S. 74.

ſchrieben hatte. Er beobachtete dabey eine zweckmäßige Abſtufung. 1) Die Grundlegung der Theologie ſchrieb er für die obern Claſſen des Pädagogiums und der lateiniſchen Schule des Waiſenhauſes. Bis dahin war noch kein ſo brauchbares theologiſches Lehrbuch in deutſcher Sprache vorhanden geweſen. Es empfahl ſich durch Faßlichkeit, durch bibliſch-praktiſchen Vortrag der Wahrheiten, und möglichſte Vermeidung der Schulſprache. Er benutzte bey Abfaſſung deſſelben vornehmlich Spener's Glaubenslehre, folgte auch der Ordnung dieſes Buches in den meiſten Artikeln, und rückte zugleich viel gehaltvolle und nachdrückliche Stellen aus Luther's Schriften mit ein. Buddeus ermunterte den Verfaſſer zur Herausgabe, als ihm der handſchriftliche Entwurf dieſes Lehrbuchs zu Geſicht gekommen war. Selbſt Baumgarten legte es beym Vortrag der Glaubenslehre zum Grunde, und ſchrieb ſeine Theſes theologicas (Halae 1746. 8.) darüber. 2) Ein Auszug aus dem größern Lehrbuch, den er für die mittlern Claſſen gedachter beiden gelehrten Schulen, und für die obern Claſſen der Bürgerſchulen des Waiſenhauſes beſtimmte, war das Compendium, oder der kurze Begriff der ganzen chriſtlichen Lehre. 3) Zum Gebrauch in den untern Schulclaſſen ſchrieb er die Ordnung des Heils in Fragen und Antworten, die dem Compendium als Anhang beygefügt, und

auch

auch einzeln herausgekommen iſt. Man brauchte ſie neben Luther's Katechismus zum Religionsunterricht der Kinder. — Dieſe Freylinghauſiſchen Lehrbücher wurden ehedem ungemein geſchätzt, und ihr Gebrauch war in vielen Schulen ſehr geſegnet. Es erfolgten daher in den erſten Jahrzehenden mehrere ungewöhnlich ſtarke Auflagen davon bald nach einander.

3) Symboliſche Theologie. Die Halliſchen Theologen ließen ſichs um ſo mehr angelegen ſeyn, die Bekenntnißbücher unſerer Kirche in beſondern Vorleſungen hiſtoriſch und dogmatiſch zu erläutern, da ihnen die Gegner Abweichung von denſelben ſchuld gaben. Wie ſie über ihren Werth und Gebrauch gedacht haben, kann man aus folgenden Aeußerungen ſehen: „Symboliſche Schriften müſſen nicht zu hoch geachtet, nicht der Bibel gleichgeſchätzt werden. Dies iſt ein Mißbrauch. Denn ihr Anſehn haben ſie aus der h. Schrift, und in ſo fern ſie mit der Lehre derſelben übereinſtimmen. Aber auf einen andern Abweg gerathen die, die ſie gering ſchätzen und nicht leſen wollen. Ein Lehrer der Kirche, und wer ſich zum Lehramt vorbereitet, iſt in der That verbunden, die Bekenntnißſchriften ſeiner Kirche zu ſtudiren, damit er wiſſe, wozu er ſich verpflichten ſolle.“ — — „Sie ſind nützliche Bekenntniſſe unſerer Vorfahren, darin viel zur wahren Gottſeligkeit im Leben und Wandel dienliches anzutreffen iſt; und

man

man erblickt in ihnen die erſten milden Strahlen des reinern Lichts, das uns nach einer langen Nacht der Unwiſſenheit und des Aberglaubens aufgegangen iſt. Jedoch, der h. Schrift iſt nichts gleich: dieſe hat den Vorzug vor allen menſchlichen Büchern. Auch die ſymboliſchen Schriften müſſen wir aus der Bibel prüfen, und wenn und weil wir ſie mit derſelben in der Lehre einſtimmig finden, gern in Gehorſam dabey bleiben. — Ueberhaupt ſollen wir von unſern Lehrern nichts annehmen und glauben um ihrer ſelbſt willen, ſondern nur in ſo fern ſie uns aus der h. Schrift überzeugen. Wir müſſen alſo nicht ihnen, ſondern Chriſto in ihnen glauben. Das heißt denn zwar durch Menſchen, nicht aber von Menſchen, ſondern von Gott gelehret ſeyn *).“

4) Das im ſiebzehnten Jahrhundert ſo ſehr verabſäumte Studium der Kirchengeſchichte — die vor Korthold's und Ittig's Zeiten auf lutheriſchen Univerſitäten niemand lehrte — wurde den ſtudirenden Theologen dann beſonders zu treiben anempfohlen, „wenn ſie erſt in der Glaubenslehre und Moral einen guten Grund gelegt hätten **).“ Spener war zwar auch der Meinung, daß die ſtudirenden Theologen in der Kirchengeſchichte nicht Fremdlinge ſeyn dürften, und daß ihnen die Kenntniß derſelben

*) Spener's praef. ad tabb. hod., S. 1047. und Geſtalt eines würd. *Stud. th.*, S. 1140 f.

**) Frankens Idea, S. 266.

ſelben nützlich ſey *): indeſſen ſcheint ihm doch im vorigen Jahrhundert die Brauchbarkeit derſelben in ihrem ganzen Umfang noch nicht ſo eingeleuchtet zu haben, wie den erſten Halliſchen Lehrern, deren Einſichten hierin durch Kortholds, Ittig's, Thomaſius und Arnold's Vorarbeiten ſchon merklich erweitert waren. „Das Studium der Kirchenhiſtorie — ſchreibt Franke **) — breitet ſeinen Nutzen im ganzen theologiſchen Studio aus. Man kann es bey der Schrifterklärung nicht entbehren, und es iſt vornehmlich in der Polemik wichtig; auch lernt man prudentiam eccleſiaſticam daraus. — Beſonders müſſen Studirende die neuere Kirchenhiſtorie recht inne haben, was ſich von Luthern an bis auf die neueſten Zeiten für eine Folge der rechtſchaffenen Verwaltung des Lehramts gefunden, um in die Fußſtapfen dieſer treuen Zeugen der Wahrheit zu treten. — Es würde nicht hinreichen, wenn einer Theologie ſtudiren wollte nach einer Methode, die vor hundert oder mehr Jahren von Theologen vorgeſchrieben iſt: ſondern wenn jemand recht methodiſch ſtudiren will, ſo muß er die ganze Dispoſition ſeines Studirens auf den gegenwärtigen Zuſtand der Kirche richten."

Es gehörte nicht in ihren Plan, die Zuhörer in tiefe gelehrte Forſchungen einzuführen, ſondern ihre Bemühung ging eigentlich dahin, daß ſie aus der Kir-

*) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1051.

**) Idea, S. 121. 258. Lect. paraen. III, 201. 203.

Kirchengeſchichte chriſtliche Klugheit und Lehrweisheit lernen, ſich vor Abwegen und Verirrungen hüten, und den aufgeſtellten guten Beyſpielen folgen ſollten. Bey Materien, die hierauf führten, pflegten ſie am längſten zu verweilen. Einige Fragmente nachgeſchriebener Collegienhefte aus jener Zeit, die ich hier vor mir liegen habe, beweiſen es deutlich, daß ſie immer von dieſem Geſichtspunct ausgegangen ſind. Sie huben aus den *Centuriis Magdeburgenſibus*, aus Oſiander, Arnold und andern damals vorhandenen Hülfsmitteln hauptſächlich das heraus, was zu dieſem Zweck diente, und begleiteten es mit praktiſchen Bemerkungen aus dem reichen Schatz ihrer eignen Erfahrung. So ſuchten ſie den Mißbräuchen dieſes Studiums vorzubeugen, die ſie ſehr wohl kannten, wie aus folgenden Stellen ihrer Schriften erhellt: „Wenn man Acht darauf giebt, was die Leute oft mit ſo vieler Mühe aus der Kirchenhiſtorie zuſammenraffen, ſo ſieht man, es ſey faſt alles dahin gerichtet, alles ungewiß und zweifelhaft zu machen: darum laſſen ſie ſichs ſo ſauer werden! Indeſſen bleibt das Studium ſelbſt in ſeinem hohen Werth. Denn die Hiſtorie iſt eine große Hülfe für die Theologie, und ein Geſchichtſchreiber ein großer Diener der Theologie *).“ — „Gewöhnlich aber treibt man die Kirchenhiſtorie nur ſo, daß man allein auf die äußeren Veränderungen ſieht. Dies macht die Sache nicht

*) Anton Colleg. antithet., S. 73.

nicht aus; das heißt nicht theologiſch die Kirchengeſchichte behandeln: ſondern man muß darin vornehmlich auf Gottes Weisheit, Wege und wunderbare Gerichte merken, und die Zeichen der Zeit daraus beurtheilen lernen, nicht nur theoretiſch, ſondern auch praktiſch *).“ — Ein neuerer Schriftſteller, der mit den Theologen aus dieſer Schule auf einem Grunde bauete, faßt alles das, worauf ihre Bemühungen und Wünſche beym Studium der Kirchengeſchichte vornehmlich gingen, in folgenden Worten kurz zuſammen: „Hätte man eine Kirchenhiſtorie, die mit Hintanſetzung der Dinge, die mehr zur Welt, als zu einer im eigentlichen Sinn genommenen Gemeinde Chriſti gehören, von den Verborgenen des Herrn, von den Zeugen des Evangelii, von den kleinen Gemeinden Jeſu Chriſti, und wie die aufeinander gefolgt, wovon man nur bald hie, bald da, bald dort etwas aufgezeichnet findet, die möglichſte Nachricht gäbe — was wäre die werth **)!“

5) Ueber die Polemik und deren Gebrauch erklärte ſich Spener ſo ***): „Sie lehrt, wie man die Glaubenslehre gegen Irrthümer zu vertheidigen, und dieſe zu widerlegen habe. Es müſſen Männer ſeyn, die ſie treiben; aber ſie iſt nicht allen gleich nothwendig. Nicht alle müſſen zum Krieg angewöhnt werden.

---

*) Franke, Lect. paraenet. II, 331.

**) Spangenberg, in der Idea fidei Fratrum, S. 531.

***) Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1048. 1050.

den. So wie in der bürgerlichen Geſellſchaft einige beſtändig Kriegsdienſte thun, andere aber als friedliche Bürger leben: ſo iſt es auch mit den Gottesgelehrten. Sie ſollen zwar die Wiſſenſchaft der theologiſchen Streitigkeiten nicht ganz als Nebenſache treiben: aber nur wenige haben nöthig, ſie zu ihrer Hauptbeſchäftigung zu machen. Für die, welche nur kurze Zeit auf Univerſitäten verweilen, iſt es genug, wenn ſie die Glaubenslehren recht gefaßt haben, bey deren Abhandlung die entgegenſtehenden Meinungen auch kürzlich berührt zu werden pflegen. Brauchen ſie einſt in ihrem künftigen Berufe mehr, ſo können ſie es leicht durch eigenen Fleiß nachholen, wenn ſie nur vorher in der Glaubenslehre, und ſonderlich in der heil. Schrift gründlich unterwieſen ſind. Unverſtand aber und verkehrte Ordnung iſt es, auf Univerſitäten die Streitigkeiten zu treiben, und das Studium der h. Schrift auf künftige Zeiten zu verſparen.“ So wahr und treffend dies alles geſagt iſt, ſo ſehr war es den herrſchenden Meinungen und Gewohnheiten jener Zeiten entgegen. Denn Polemik war in dieſem ſtreitſüchtigen Zeitalter das Lieblingsſtudium auf Univerſitäten, und viele, die in den fünf bis ſechs Jahren ihres akademiſchen Aufenthalts nie ein Exegeticum, nie Moral und Kirchengeſchichte hörten, gingen doch Jahr aus Jahr ein in polemiſche Collegia.

Zur Führung der Streitigkeiten ſelbſt gab Spener ſehr heilſame Vorſchriften, mit beſtändiger Hinſicht

ſicht auf die Mißbräuche ſeines Zeitalters. Man müſſe den Verlauf jeder Irrung und Spaltung aus glaubwürdigen Quellen erzählen, der näheren Veranlaſſung dazu in der Geſchichte nachſpüren, den eigentlichen Streitpunct genau beſtimmen; und deutlich zeigen, wie die Theſis gegen die Antitheſis zu behaupten ſey. Bey den Streitigkeiten mit Irrenden ſolle man nicht bloß auf Ueberzeugung des Verſtandes antragen; auch ihr Herz müſſe mit ins Intereſſe gezogen, und alles zum rechten Zweck, nämlich zur Beſſerung deſſelben, hingelenkt und angewendet werden. Dieſe Abſicht werde am ſicherſten erreicht, wenn man den Urſprung der mehreſten Verirrungen in der Verderbtheit des menſchlichen Herzens aufſuche. Dadurch könne auch verhütet werden, daß kein Zankgeiſt und Sectenhaß — der aus dieſem Studium ſo leicht entſtehe — im Herzen wurzele; vielmehr gewöhne man ſich, die Irrenden als Kranke anzuſehen, über die man nicht zürnen dürfe, ſondern denen man aus Mitgefühl eigner Krankheitsſchwäche zu Hülfe eilen müſſe. „Ich habe nichts rathſamer gefunden — ſagt Anton *) — als bey allen Streitigkeiten darauf zu weiſen, daß ein jeder die Saamen der Irrthümer in ſeinem eigenen Herzen aufzuſuchen habe; weswegen man alſo nicht erſt nach Rom oder Paris reiſen darf. . . Und ich bin noch der Meinung, daß wenn

*) Im Coll. antithet., S. 3. Vergl. Frankens Idea, S. 267.

wenn man hierauf mit Ernſt Rückſicht nähme, das Studium der Polemik nicht ſo widrig und unfruchtbar ſeyn würde, als es bisher geweſen iſt, da man nur darauf gedacht hat, ſich hervorzuthun, die Leute brav herunter zu machen, und wie auf einem Fechtboden zu agiren; wodurch auch das Studium polemicum faſt infam geworden iſt. Aber auf die beſagte Weiſe könnte dieſem Studio Heil wiederfahren, daß es diente zur Geſundheit aller Völker."

Nach dieſen Grundſätzen las D. Anton in Halle theils über die ſpeciellern Streitigkeiten, theils über die allgemeine Polemik. Seine Collegen waren darin mit einander übereingekommen, ihm dieſe Vorleſungen aufzutragen. Denn auf ſeinen Reiſen durch Portugal, Spanien, Frankreich und Italien, die er in den Jahren 1687 bis 89 mit dem damaligen jüngeren Churprinzen und nachmaligen König von Polen, Auguſt, als Reiſehofprediger machte, hatte er ſich oft in Religionsgeſpräche eingelaſſen, und Gelegenheit gehabt, ſowohl den Religionszuſtand ins Ganze, als auch die Meinungen und Streitigkeiten einzelner Parteyen genau kennen zu lernen. Er pflegte daher auch von den auf Reiſen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen in ſeinen Collegien mancherley intereſſante Nachrichten mitzutheilen. Seine polemiſchen Vorleſungen hat ein ehemaliger hieſiger Prediger, J. U. Schwenzel, aus nachgeſchriebenen Collegienheften herausgegeben, unter dem Titel: *D.*

Paul.

Paul. Antonii Collegium antitheticum univerſale, nach der in den *theſibus Breithauptianis* befindlichen Ordnung der Materien, *anno* 1718 und 1719 gehalten. Halle, 1732. 4.

Uebrigens rieth man den Studirenden, daß ſie ſich in kleine Geſellſchaften vereinigen, und das wichtigſte von dem, was ſie in den theologiſchen Collegien gehört hätten, gemeinſchaftlich wiederholen möchten, und zwar lateiniſch, damit ſie auch im Reden dieſer Sprache Fertigkeit erlangten. Man ſchlug ihnen vor, inſonderheit die polemiſchen Lectionen ſo zu wiederholen, daß einer die Einwendungen vortrüge, und ein anderer ſie beantwortete. Und dieſer Rath wurde von vielen mit Nutzen befolgt *). Auch wünſchte man, daß ſie an den Disputirübungen, die hier öffentlich und privatim häufig gehalten wurden, Antheil nehmen möchten. „Denn es hat ſeinen großen Nutzen, daß ſie lernen, ihre Zweifel ordentlich und geſchickt vortragen, auch anderer Zweifel aſſumiren und mit Beſcheidenheit beantworten: da ſie denn durch dieſe Uebung ihren Verſtand ſchärfen, und bey allem Widerſpruch in Schranken und gehöriger Gemüthsfaſſung zu bleiben gewöhnt werden **).“

III. Die erſten Halliſchen Lehrer ließen ſichs vornehmlich angelegen ſeyn, den Studirenden nähere Anleitung zur zweckmäßigen und geſegneten Führung

*) Frankens Lect. paraen. IV, 138.

**) Deſſen Idea, S. 279.

rung des evangeliſchen Lehramts zu geben, und ſtifteten zu ihrer Vorbereitung und Uebung verſchiedene nützliche Anſtalten.

„Die Amtsverrichtungen eines Predigers unter dem Volk beſtehen darin, theils daß die Jugend in den Anfangsgründen der Religion, oder in der catechetiſchen Erkenntniß treu und weislich unterrichtet werde, theils in öffentlichen Lehrvorträgen von verſchiedener Art, theils in Wahrnehmung der beſondern Gelegenheiten und Zuſprüche, um den Zuhörern den wahren Glauben ins Herz zu pflanzen, und die Früchte deſſelben bey ihnen zu befördern *).“

Auf dieſe drey Hauptpuncte richteten ſie ihre Aufmerkſamkeit bey dem Geſchäft der Vorbereitung künftiger Lehrer.

1) Sie machten ihre Schüler mit dem ganzen Umfang der wichtigen Pflichten des evangeliſchen Lehramts bekannt, und gaben ihnen die treueſte Anweiſung, wie ſie denſelben ein Gnüge zu leiſten hätten. Ihre Anleitung aber gründete ſich nicht bloß auf Theorie, ſondern auch auf eigene vieljährige Amtserfahrung. Franke war zugleich Prediger in Halle, und ſeine Collegen, Breithaupt und Anton, hatten, ehe ſie hieher kamen, an mehr als einem Orte Predigerſtellen bekleidet. Sie gaben dieſen Unterricht hauptſächlich in den ſogenannten Paſto-

ral-

*) Spener's Bedenken, Th. IV. S. 188. Vgl. Steinmetz Sammlung, Th. I. S. 1104.

rallectionen, deren Hauptinhalt in Frankens *Monitis paſtoralibus* kurz dargeſtellt iſt *). Doch ſchränkten ſie ihn nicht allein auf dieſe ein. Denn in allen Vorleſungen ging ihre Abſicht dahin, zu zeigen, was für Nutzen die vorgetragenen Sachen im Lehramt hätten, und wie ſie da angewendet werden müßten. Es kamen alſo in den exegetiſchen, dogmatiſchen und moraliſchen Lectionen viele Bemerkungen dieſer Art vor; beſonders aber waren, wie wir oben (S. 75 — 79.) geſehen haben, die aſcetiſchen und paränetiſchen Stunden hiezu gewidmet.

2) Ihre Homiletik, oder Anweiſung zum Predigen, und die damit verbundenen Uebungen, waren von den damals gewöhnlichen ſehr verſchieden. Spener ſah das Studium der Homiletik, wie es zu ſeiner Zeit auf den meiſten proteſtantiſchen Univerſitäten getrieben wurde, mit Recht als eins der vornehmſten Hinderniſſe der wahren Gottesgelehrſamkeit an. Gewöhnlich ließen die ſtudirenden Theologen das ihre erſte und letzte Sorge ſeyn, nur die Predigtkunſt zu treiben, um daraus die Art und Weiſe zu lernen, wie ſie zu reden hätten; unbekümmert um das, was ſie einſt reden ſollten. Denn ſie vernachläſſigten das Studium der Glaubenslehren und Lebenspflichten, worin ſie die Materialien zum Kanzelvortrag fanden: nur die Form lag ihnen am Herzen, das Kunſtſtück der

*) Vergl. S. 82.

der Einrichtung, der Theilung, der Erweiterung gehörig zu erlernen. Sie hielten recht abergläubiſch auf die Beobachtung dieſer Zwangsgeſetze, und gingen beſtändig in ihren ſelbſtangelegten Feſſeln. Spener ſagt daher: „er achte es für keine Schande, frey zu bekennen, daß er ſein Lebtag in kein Collegium homileticum gegangen ſey, noch je eine Oratoriam eccleſiaſticam geleſen habe *).“

Wer nicht das Lob der Beredtſamkeit, ſondern die Belehrung und Beſſerung ſeiner Zuhörer zum einzigen Ziel ſeiner Bemühungen mache, dem ſey es vor allen Dingen um einen reichen Vorrath der Erkenntniß göttlicher Dinge zu thun; er wende ſeinen Fleiß beſonders auf das Studium der h. Schrift, der Glaubenslehren und Lebenspflichten. Die Kraft des Vortrags hange von der innern Stärke der Sachen und dem ernſtlichen Eifer des Lehrers ab. Die Vorſchriften der Rednerkunſt dienten ihm nur dazu, daß er ſich gewöhne, ſeine Gedanken richtig, deutlich und ordentlich auszudrucken. Es könne aber den angehenden Lehrern nicht genug eingeſchärft werden, daß ſie nicht im Rednerton, nach Ariſtoteles rhetoriſchen Vorſchriften, ſondern im Lehrton zu predigen hätten, und daß ſie ſich zweckmäßiger Popularität befleißigen müßten.

Dieſes

*) M. ſ. außer der Vorrede zu den tabb. hodoſ., S. 1052 f. die Steinmetziſche Sammlung, Th. I. S. 1090.

Dieſes waren die Ideen, von denen auch die Halliſchen Theologen ausgingen. Wir wollen Franken ſelbſt darüber hören: „Viele Lehrer ſind dahin gekommen, daß ſie auf eine geiſtliche Rednerkunſt bedacht ſind, gleich als wenn in der Kirche Gottes Redner ſeyn ſollten. Darauf iſt es gar nicht angeſehen. Väter ſollen wir ſeyn. Der Lehrer muß ſeine Zuhörer wie ein Vater zu allem Guten ermahnen — und ſeine Ermahnungen einrichten, wie es ihm ums Herz iſt, um das Verlorne vom Verderben zu retten. Bey dem Vater im Hauſe kommt es nicht darauf an, daß er oratoriſire, und ſchöne Reden halte von der Erziehung der Jugend, oder von den guten Sitten u. dergl.“ — — „Ein Lehrer muß die Art derjenigen Bäume haben, die zwar hochgewachſen ſind, aber doch ihre Zweige ausbreiten, und herab auf die Erde hangen laſſen, damit die, die unten gehen und nicht hinaufſteigen können, doch von ihrer Frucht etwas erreichen und genießen können.“ — „Das iſt aber das gemeine Uebel: was wir im Amte alle Tage brauchen, das lernen wir nicht; denn es iſt uns zu gering: und was wir auf Univerſitäten gelernt haben, das wiſſen wir hernach nicht mit Nutzen zu gebrauchen. — Das Principium, das man insgemein hat, man müſſe ſich nach dem Auditorio richten, wenn es nämlich ein gelehrtes Auditorium ſey, ſo müſſe man auch etwas Gelehrtes vorbringen, iſt ein höchſt ſchädliches Principium.

cipium. Wenn der Heiland die Phariſäer vor ſich hatte, da hatte er ein gelehrtes Auditorum: aber er ſagte ihnen ſo deutlich und einfältig, woran es ihnen fehle, als es ihnen nur immer geſagt werden konnte. So ſoll man es auch machen, und bey dem Hauptzweck bleiben, man mag Gelehrte oder Ungelehrte vor ſich haben *).“

3) Zu

*) Frankens Lect. par. VII, 498. 500 f. I, 73. 187 f. Idea, S. 123. — Eben ſo dachte Luther. „Wenn ich in Wittenberg predige, laſſe ich mich aufs tiefſte herunter: ſehe nicht an die Doctores und Magiſtros, deren in die vierzig darinnen ſind; ſondern auf den Haufen junger Leute, Kinder und Geſinde. Denen predige ich, nach denſelben richte ich mich: die bedürfens! Wollen es die andern nicht hören, ſo ſteht die Thür offen. — — Mir und Philippo darf keiner predigen; wiewohl wir auch etwas daraus lernen können, das uns vonnöthen iſt. Man muß nicht predigen und tapfer herſcharren mit großen Worten, prächtig und kunſtreich, daß man ſehe, wie man gelehrt ſey, und ſeine Ehre ſuche. O nein! hier gilt's nicht. — — Das fehlt gemeiniglich allen Predigern, daß ſie predigen, daß das arme Volk gar wenig daraus lernt. Einfältig zu predigen iſt eine große Kunſt. Chriſtus thut's ſelber. — Demnach ſollen alle deine Predigten aufs einfältigſte ſeyn, und ſiehe nicht an den Fürſten, ſondern auf die einfältigen, groben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürſt ſeyn wird. Wenn ich in meiner Predigt ſollte Philippum Melanchthonem und andere Doctores anſehen, ſo machte ich nichts Gutes: ſondern ich predige aufs einfältigſte den Ungelehrten, und es gefällt Allen. Kann ich denn griechiſch, hebräiſch ꝛc., das ſpare ich, wenn wir Gelehrten zuſammenkommen: da machen wir's ſo krauſe, daß ſich unſer Herr Gott drüber verwundert.

Noch

3) Zu den homiletiſch-praktiſchen Collegiis wurden nur diejenigen zugelaſſen, die in der Theologie ſchon einen guten Grund gelegt hatten, und mit den Regeln der Homiletik bekannt waren. Im Anfang hörten ſie bloß den Vorträgen der Geübteren und den Cenſuren des Lehrers darüber zu, um die Anwendung der homiletiſchen Vorſchriften zu lernen; hernach erſt wurde ihnen erlaubt, ſelbſt einen Verſuch im Predigen zu machen *). — Die bey den Waiſenhausſchulen als Lehrer angeſtellten Studenten hatten überdem die erwünſchteſte Gelegenheit, ſich in erbaulichen Vorträgen von verſchiedener Art, vor Kindern und vor der größeren Jugend zu üben. Den Entwurf und Hauptinhalt dieſer Vorträge ſchrieben ſie eigenhändig in ein dazu beſtimmtes Buch, das den Directoren von Zeit zu Zeit zur Durchſicht übergeben wurde; und bey den Vorträgen ſelbſt war gewöhnlich ein Schulinſpector gegenwärtig, der, wenn es nöthig war, dem Lehrer hernach privatim ſeine Bemerkungen darüber mittheilte.

Die unreifen und im Chriſtenthum ſelbſt noch nicht genug befeſtigten Studenten warnte man nachdrücklich vor dem frühzeitigen und voreiligen

 Pre-

Noch mehrere Stellen dieſer Art findet man in der kleinen leſenswürdigen Schrift: Luther's Gedanken über die Verwaltung des evangeliſchen Predigtamts, aus ſeinen Schriften herausgezogen von C. G. Frohberger. Leipzig 1793. 8.

*) Franken's Idea, S. 278.

Predigen. „Solche unnütze Schwätzer, — die auf die Dörfer laufen, oder ſonſt hie und da Prädicanten abgeben wollen, ſind vor Gott ein Greuel, und dem Lehramt eine Schande; der ganzen Kirche aber keine nützliche, ſondern ſchädliche Leute *).“

4) Noch eine andere Art von Vorübungen brachte Spener in den *piis deſideriis* und andern Schriften **) in Vorſchlag, und erwartete davon vielen Segen. Dies waren die bibliſchen Uebungsſtunden der ſtudirenden Theologen untereinander, *Collegia biblica*, oder *Exercitationes biblicae*. Sein Plan dazu war folgender: Es vereinigen ſich die Studirenden in verſchiedene kleine Geſellſchaften, um ein bibliſches nicht allzu ſchweres Buch, und zwar zuerſt aus dem Neuen Teſtament, mit einander durchzuleſen und zu betrachten, damit ſie eine Fertigkeit erlangen mit der heil. Schrift umzugehen. Vor allen Dingen muß der Wortverſtand mit Anwendung aller dazu nöthigen Hülfsmittel erläutert werden. Doch iſt es nicht rathſam, bey dem Dunkeln zu ſehr zu verweilen, als wenn alle Schwierigkeiten auf einmal überwunden werden müßten. Hierauf ſind die im Text liegenden theoretiſchen und praktiſchen Wahrheiten herauszuziehen und zu entwickeln. Bisweilen — denn dies muß nicht immer geſchehen — kann auch ein kur-

*) Frankens Idea, S. 279.

**) Man ſehe z. E. die Praef. ad tabb. hodoſ., S. 1059. und die theolog. Bedenken, Th. IV. S. 180 f.

kurzer Entwurf zu einer Predigt gegeben werden. Alles iſt hauptſächlich auf die Erbauung zu richten, und die theoretiſchen Materien müſſen beſtändig zur Praxis gezogen werden. Hier iſt nicht der Ort, in gelehrte Forſchungen einzugehen, ſondern es ſoll gezeigt werden, wie jeder in einer Schriftſtelle liegende Lehrpunct zur Ermunterung und Befeſtigung im Guten, zum Troſt und zur Beruhigung diene. In den Verſammlungen thut jedesmal einer den Hauptvortrag. Wenn dieſer geendigt iſt, ſo ſteht es den übrigen Mitgliedern der Geſellſchaft frey, noch etwas zur Erklärung des Textes, oder zur Erbauung hinzuzuſetzen. Hiezu kann es nie an Stoff fehlen, indem vorausgeſetzt wird, daß ſich jeder auf die zu erläuternde Schriftſtelle auch dann vorbereite, wenn er nicht ſelbſt den Hauptvortrag hält. Die Verſammlungen ſind mit einem kurzen, dem Inhalt der Rede angemeſſenen Gebet anzufangen und zu beſchließen. Alle müſſen ſich dazu gewöhnen, daß ſie während eines Vortrags und auch nach Endigung deſſelben die Zueignung der Wahrheiten auf ſich ſelbſt machen, und ſich prüfen, wie ihr Herz dagegen geſinnt ſey, ob ſie davon feſt überzeugt ſind, und ob ſie alles ſo bey ſich finden, wie es in der heil. Schrift vorgeſchrieben iſt. Es iſt auch von ſehr großem Nutzen, wenn ſich zwey oder drey Freunde dazu vereinigen, vertrauliche Prüfungen untereinander anzuſtellen.

Zu Ausführung dieſer Vorſchläge verbanden ſich zuerſt die drey Magiſter, Anton, Franke und Schade in Leipzig 1686, und Anton erhielt, auf ſein Anſuchen, von Spenern eine nähere ſchriftliche Anleitung dazu, aus der ich ſo eben einen Auszug mitgetheilt habe. Dies waren die *Collegia pietatis*, oder *philobiblica*, die damals ſo großes Aufſehen machten, und den erſten Unternehmern viel Spott und Verdruß zuzogen. Von der Zeit an begann eine große Erweckung unter den Studirenden in Leipzig. Die meiſten, die an dieſen Uebungen Antheil nahmen, wurden von einem ſolchen Ernſt und Eifer belebt, daß man bis dahin auf Univerſitäten noch kein Beyſpiel dieſer Art geſehen hatte. Ein Gleiches geſchah hernach in Halle, und ſpäterhin in Jena, nachdem Buddeus (1705) von Halle dahin gekommen war. So ging alſo Spener's zuverſichtliche Hoffnung, daß hiedurch inſonderheit recht brauchbare und erbauliche Prediger gebildet werden würden, zu ſeiner Freude vollkommen in Erfüllung. Seitdem dieſe Bibellectionen aufgehört haben, iſt der Eifer der Studirenden erkaltet; und jene Univerſitäten haben der Kirche nicht mehr ſo viel fromme und geübte Lehrer zugezogen, als damals, da ſie noch im Gange waren.

Die Collegia biblica in Halle wurden unter der Direction der theologiſchen Facultät gehalten, doch ſo, daß nicht der geringſte Zwang dabey ſtatt fand.

Sie

Sie beſtanden aus verſchiedenen kleinen Geſellſchaften, die wöchentlich in einer oder mehreren verabredeten Stunden zuſammen kamen. Einer der Geübteren, z. B. ein akademiſcher Privatdocent, oder ein Inſpector vom Waiſenhauſe, führte dabey die Aufſicht, und gab Erinnerungen, wenn ſie nöthig waren. Auch die Anfänger im theologiſchen Studium wurden ermahnt, dieſe Verſammlungen fleißig zu beſuchen. Anfangs aber waren ſie nur Zuhörer, und ſie mußten ſich erſt das volle Vertrauen ihrer Lehrer und Commilitonen erworben haben, ehe ſie unter die Zahl derer, die Vorträge hielten, aufgenommen wurden *).

5) Anleitung zum Catechiſiren und catechetiſche Uebungen. Eine der vornehmſten Bemühungen Spener's ging dahin, den zu ſeiner Zeit äußerſt mangelhaften Volks- und Jugendunterricht in der Religion zu verbeſſern, und die verbeſſerte Methode deſſelben in der proteſtantiſchen Kirche in Uebung zu bringen. Von den Grundſätzen, die er dabey befolgte, findet man in den theologiſchen Bedenken ausführliche Nachricht; und das ſehr vollſtändige Regiſter dazu weiſet die Hauptſtellen nach, unter den Artikeln: Catechiſation, Catechiſmus, Catechiſmusexamen. Das Wichtigſte,

*) Mehr davon findet man in Frankens Idea, S. 269 f. und in der ausführlichen Schrift: *Methodus exercitationum biblicarum*, quae conſilio et auctoritate Ordinis theol. in academia Halenſi inter theologiae Studioſos inſtitutae et inſtituendae ſunt. Halae, 1707.

tigſte, was hier und in andern Spenerſchen Werken zerſtreut davon vorkommt, hat ein Ungenannter geordnet, und in Form eines Geſprächs unter dem Titel herausgegeben: D. Spener's Gedanken von der Catechismusinformation, Halle, 1715. 12., und Steinmetz hat dieſen Aufſatz auch in ſeine Sammlung der kleinen geiſtlichen Schriften mit aufgenommen*). — Die für Catecheten beſtimmten und an Materialien ſehr reichhaltigen Spenerſchen Catechismustabellen hat D. Pritius aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt und mit Zuſätzen vermehrt. Frankfurt a. M. 1717. 8.

Die Gedanken der ehemaligen Halliſchen Lehrer über den Werth und Nutzen der catechetiſchen Unterweiſung im Predigtamt und Schulunterricht, weiß ich nicht ſtärker und einleuchtender, als mit Frankens Worten auszudrücken. Möchten ſie doch auch in unſern Zeiten — wo viele Studirende ſo wenig Sinn für dieſes alles haben — beherzigt werden! „Die Studioſi werden künftig in ihrem Amte befinden, wenn ſie Jahr aus Jahr ein gepredigt haben, daß die Zuhörer aus ihren Predigten, auch von ſolchen Dingen, die ſie ihnen wohl hundertmal geſagt haben, ſo wenig gefaßt haben, als wenn ſie es ihr Lebtag noch nicht gehört hätten, und das alles aus Mangel der Catechiſationen. Denn weil es mit den Predigten nicht ſo gehet, wie etwa in Schulen, da man

*) Th. I. S. 1171—1224.

man von Zeit zu Zeit Examina hält: ſo verlaſſen ſich die Leute darauf, wie ſich etwa die Schüler darauf verlaſſen und faul werden würden, wenn kein Examen angeſtellt würde. Die meiſten Menſchen haben ſo wenig Faſſungskraft, daß wenn ein Periode geſagt iſt, ſie ihn ſchon wieder vergeſſen haben: ſie bekommen, indem ſie zuhören, fremde Gedanken, und kommen aus der Verbindung heraus. Sie erlangen alſo keine rechte Einſicht in die Ordnung des Heils. — Der Prediger wird der Sache durch kein anderes Mittel helfen und rathen können, als durch die Catechiſation. Es iſt alſo das Vornehmſte, nicht nur im Schulamt, ſondern auch im Predigtamt, den Leuten den Catechismus recht zu lehren und zu erklären. Daher iſt ſelbſt in den Predigten immer auf den Catechismus Rückſicht zu nehmen. Hätten nun Studioſi theologiae hier einige Jahre zugebracht und alle theologiſche Collegia gehört, aber nicht catechiſiren gelernt, ſo wären ſie zur Hauptſache, die ſie einſt thun ſollen, ungeſchickt, und dieſer Mangel würde die meiſte Frucht ihres Amtes verhindern. — Verſtändige werden ihre Gelehrſamkeit nur in ſo weit ſchätzen, als ſie brauchbar iſt, und wahrer Nutzen damit geſchafft wird. — Es iſt ihnen große Schande, wenn ſie die hieſige gute Gelegenheit dazu, nicht benutzen. Im Anfang der Univerſität wußte man das mehr zu ſchätzen: nach dieſer Zeit ſind ſie mehr auf äußerliche Wiſſen-

ſchaf-

ſchaften verfallen, und haben die Catechiſation verachtet." Dies ſagte er in einer paränetiſchen Vorleſung *), im Jahr 1710; und jetzt noch immer iſt es ein Wort, zu ſeiner Zeit geredet.

Er machte die Studirenden auch noch auf andere erhebliche Vortheile dieſer Uebung aufmerkſam. „Ich verſichere, wenn einer die Glaubenslehren ſich recht imprimiren will, ſo kann er es nicht beſſer thun, als durch Catechiſationen. Denn da kommen die wichtigſten Lehren vor; und indem ſie da populär müſſen vorgetragen werden, und indem alles in viele Fragen zerlegt wird, und die Antwort der Schüler bald ſo, bald anders fällt, ſo wird einem dadurch der Satz viel heller und leichter, und man lernt die Beweiſe beſſer einſehen, als da man ſie im Collegio thetico hörte **)."

Die vorhin erwähnte gute Gelegenheit, das Catechiſiren zu lernen und ſich darin zu üben, hatten die hieſigen Studirenden in dem beym Waiſenhauſe von Franken mit Zuſtimmung der theologiſchen Facultät geſtifteten *Catechetico*, oder catechetiſchen Inſtitute. Hier wurden ſie theoretiſch und praktiſch ſo angeleitet, wie damals in keiner Anſtalt auf andern Univerſitäten geſchahe. Der nächſte Zweck war, Lehrer für die Schulen des Waiſenhauſes darin zuzuziehen, und ihre Kenntniſſe und Lehrgaben zu prü-

*) Lect. par. IV, 227—232. Vergl. Idea, S. 241.

**) Lect. paraen. am a. O.

prüfen; daher auch alle ſogenannte Präparandi Mitglieder dieſes Inſtituts waren *). Aber auch andere, die nicht mit dem Waiſenhauſe in Verbindung ſtanden, konnten unentgeltlich daran Antheil nehmen, wenn ſie bey Franken um Erlaubniß anſuchten. In jeder Woche waren vier bis fünf Stunden dazu ausgeſetzt, die von dem Oberinſpector der Bürgerſchulen des Waiſenhauſes gehalten wurden. So bald die nöthigſten Regeln gegeben waren, catechiſirte er zuerſt ſelbſt Kinder von verſchiedenen Kenntniſſen und Alter in Gegenwart der Studenten, um ihnen die Anwendung der Regeln zu zeigen. „Dadurch wurde — wie Franke es ausdruckt — das donum catecheticum des Lehrers tief in ihre Gemüther eingedrückt; es theilte ſich ihnen unvermerkt mit, daß es ihnen nicht ſchwer wurde, es nachzuahmen.“ Dieſes geſchah etwa vierzehn Tage lang. Dann ſtand es den Zuhörern frey, ſich ſelbſt zum Catechiſiren der Kinder zu melden. Anfänglich wiederholten ſie nur in den dazu ausgeſetzten Stunden die catechetiſchen Vorträge des Inſpectors; und dieſer fuhr dabey in andern Stunden fort, ihnen vorzucatechiſiren. Letzteres hörte auf, ſo bald ſie mehr Uebung erlangt hatten, und ſie hielten nunmehr im Beyſeyn des Inſpectors eigene Catechiſationen über einen ihnen vorgeſchriebenen oder ſelbſtgewählten Gegenſtand, worauf ſie ſich zu Hauſe vorbereitet hatten. Der jedesmalige

*) Vergl. S. 50 und 51.

malige Vortrag des Catecheten wurde in Abweſenheit der Kinder von dem Inſpector vor den übrigen Zuhörern cenſirt. Auch darauf ſahe man ſorgfältig, daß ſie den Catechismus auf verſchiedene Art, nach den Bedürfniſſen der Catechumenen, behandeln lernten, wie es ſich für die erſten Anfänger, für die Geübtern und für die Mittelclaſſe ſchickt. Daher wurden immer Catechumeni von verſchiedenem Alter, Fähigkeiten und Kenntniſſen ausgeſucht. — Dieſes nützliche Inſtitut, das noch jetzt fortdauert, hat Franke im Anhang zu ſeiner Idea Studioſi theol. (S. 237 — 250) ausführlich beſchrieben, und man findet da zugleich viel Lehrreiches und Erfahrungsmäßiges über catechetiſchen Unterricht und catechetiſche Methode beyſammen.

In den Schulen des Waiſenhauſes ſelbſt hatten die ſo vorbereiteten Lehrer die beſte Gelegenheit, ſich im Catechiſiren, ſo wie im geſammten Jugendunterricht, unter beſtändiger Aufſicht und Zurechtweiſung zu üben: und bey der großen Menge der Schulkinder, die eine Abtheilung derſelben in mehrere Claſſen nöthig machte, konnten immer ſehr viele dazu gelangen. „Aber es iſt darin ein großer Selbſtbetrug, daß ſich manche für glücklich halten, weil ſie ſo viel eigene Mittel haben, daß ſie nicht bedürfen Information anzunehmen, und diejenigen für unglücklich ſchätzen, die ſo arm wären, daß ſie Kinder informiren

miren müßten. Insgemein ſind das die untüchtigſten Leute zum Lehramt, die ſich nicht in der Bildung der Jugend geübt haben. Sie wiſſen nicht, wie ſie den Unterricht angreifen ſollen. Hingegen wenn man einen ſolchen bekommt, der arm geweſen, und durch ſeine Armuth noch irgend dazu angetrieben worden, daß er eine Information angenommen, um den Kindern den Catechismum beyzubringen; ſo kann er hernach, wenn er ins Lehramt kommt, das leiſten, was das Vornehmſte darin iſt.“ — — „Ein gewiſſenhafter Studirender übt ſich indeſſen im Catechiſiren und andern Theilen des Unterrichts nicht nur wenn er durch Armuth dazu genöthigt wird, ſondern auch wenn er für ſich zu leben hat; und er thut es nicht bloß um ſeines Vortheils willen, ſondern es iſt ihm ein wahrer Ernſt, ſeine Schüler zur rechten Erkenntniß Chriſti anzuleiten *).“

Die Leſer werden in dem allen, was in dieſem Aufſatz geſammelt iſt, ſo vielfachen Stoff zu lehrreichen Betrachtungen gefunden haben, daß ich nicht nöthig habe, ſie beym Schluß deſſelben erſt darauf aufmerkſam zu machen, zumal, da im Vorhergehenden ſo oft Winke dazu gegeben ſind.

Es genügt mir daher, von dem geſegneten Erfolg der hier beſchriebenen Bemühungen der ehemaligen

*) Frankens Lect. par. IV, 35. und Idea, S. 130. vergl. S. 272.

ligen Halliſchen Lehrer noch Folgendes, größtentheils mit Franken's eigenen Worten, anzuführen. „Viele der hier Studirenden erkannten den eigentlichen Hauptzweck unſerer Arbeit, ſie bekehrten ſich von Herzen und gingen in eine gründliche Selbſtverleugnung ein. Sie ſetzten alle Abſichten auf zeitlichen Vortheil, Reichthum, Ehre vor der Welt, gute Tage, Gunſt ihrer Patronen, künftige Beförderung ꝛc. aus den Augen, wagten es auf alles und ließen es darauf ankommen, daß ſie von der Welt verachtet und verworfen würden, ja ſie bezeugten darüber eine beſondere Freudigkeit, daß ſie deſſen gewürdigt würden. — Es war unter ihnen eine herzliche Zuſammenfaſſung in der Liebe, ſie ermunterten und erweckten ſich untereinander. Landsleute, oder Tiſchgeſellſchaften vereinigten ſich oft, eine gewiſſe Stunde auszuſetzen, wo ſie zuſammen beteten, oder nützliche Betrachtungen anſtellten, oder die Bibel zu ihrer Erbauung mit einander laſen; denn das Studium der heil. Schrift trieben ſie mit großem Eifer. Auch die Tiſchgeſellſchaften ermunterten ſich durch erbauliche Unterredungen. Sie bemüheten ſich, ihren Commilitonen und allen, die um ihnen waren, mit ihrem Wandel, mit Wort und Werken, vorzuleuchten, zu ihrem Heil. Es wurden daher auch viele andere Leute, in den Häuſern, wo ſolche Studenten wohnten, oder ſpeiſeten, durch ſie zur gründlichen Bekehrung erweckt. ... Durch dieſes alles legten

ten ſie den Grund, daß ſie ſich einſt, wenn ſie wieder in ihrem Vaterlande zuſammenkamen, in ihren Aemtern die Hand boten, in brüderlicher Vertraulichkeit beyſammen lebten, einmüthig und im alten Vertrauen; das ſie ſchon auf Univerſitäten zu einander gefaßt hatten, das Werk des Herrn zu treiben! — Gewißlich, es iſt mancher, der hier ſtudirt hat und an einen andern Ort hingekommen iſt, daſelbſt ein Licht geworden, ſo daß faſt alles durch einen Menſchen erregt worden, die Leute ihre Augen aufgethan, in ſich gegangen, und erkannt haben, daß man nicht in dem verderbten Leben ſo fortfahren ſolle. So wurden auch andere Lehrer durch die, ſo von hier weggegangen, erweckt. Denn wenn jene ſahen, daß ſie ihr Lehramt bisher nicht ſo ernſtlich geführt, als dieſe es führten; ſo vereinigten ſie ſich mit ihnen, nachdem ſie ihre bisherigen Fehler erkannt hatten *).

Die Gegner Spener's hatten zwar viel nachtheilige Gerüchte von den Halliſchen Lehrern im Auslande verbreitet, die anfangs bey vielen Glauben fanden: aber ſeitdem man ſich auch auswärts von dem redlichen Sinn und der Brauchbarkeit ihrer Zöglinge durch ſichere Erfahrungen überzeugt hatte, änderte ſich dies ſo ſehr, daß die hieſigen Theologen, und beſonders Franke, von den entfernteſten Orten her unabläſſig erſucht wurden, Arbeiter in Kirchen und Schulen von hier aus zu verſenden. Doch war bey den erſten,

*) Lect. par. IV, 84 — 87. 108. 110 f. VI, 28.

erſten, die an dieſer Erweckung Theil hatten, mehr Lauterkeit, gröſsere Treue, ernſtlichere Weltverleugnung, und überhaupt ein beſonderer Vorzug in der Kraft des erſten Eifers zu ſpüren, als in der Folgezeit, da die Zahl der Studirenden zunahm, und das auf Univerſitäten herrſchende Verderben auch hier unter denen, die ſich der Theologie widmeten, immer allgemeiner wurde. Franke hielt ſchon im Jahr 1709 zwey merkwürdige paränetiſche Vorträge, von dem Unterſchied der gegenwärtigen und ehemaligen *Studioſorum theologiae*, aus denen ich im Vorhergehenden einiges ausgezeichnet habe, und hier noch folgende Stelle mittheile *): „Im Anfang der Univerſität erkannten unſere Studioſi beſſer, was unſer Hauptzweck ſey in unſern Lectionen, Predigten, Ermahnungen und Umgang mit ihnen, daſs ſie nämlich gründlich zu Gott bekehrt werden möchten. Es fand ſich dies ſo merklich an ihnen, daſs ich die Jahrszeit, in der wir jetzt leben **), immer der Zeit zu vergleichen pflegte, da der Saamen, der in die Erde geſtreuet iſt, hervorgeht und den Acker grünend macht. Denn ſo fand ſichs in dieſer Jahrszeit, daſs wenn neue Studioſi zwiſchen Oſtern und Pfingſten hieher kamen, und denn ſo ein Vierteljahr ohngefähr das Wort gehört hatten, ſo kam nicht nur einer

*) Im vierten Theil der parän. Lectionen, S. 73 bis 118. Die hier angef. Stelle ſteht S. 77. 80. 81.

**) Er hielt dieſe Vorträge am 8. und 15. Auguſt.

einer und der andere, ſondern viele, und gaben zu erkennen, was das Wort an ihren Herzen für Wirkung gehabt; ſie fingen an zu bekennen, wie ſie Gott herzlich preiſeten, daß er ſie habe an dieſen Ort kommen laſſen; ſie fingen an zu bekennen, wie ſie vorher auf Schulen oder Univerſitäten ihres Chriſtenthums ſo ſchlecht wahrgenommen, wie ſie in ſolchem elenden und verkehrten Zuſtande geweſen, mit welchen Sünden ſie ihr Gewiſſen beſchwert, wie ſie ſich von ihren Commilitonen hätten verführen laſſen, und wieder andere verführet; ſie bezeugten, was ſie darüber für Traurigkeit in ihren Herzen empfänden, was ſie für eine Begierde und Verlangen hätten, daß ihre Seelen gerettet und rechtſchaffen zu Gott bekehrt werden möchten; fragten um Rath, wie es doch weiter anzufangen wäre. . . . Dieſe Bewegungen, die ſich um dieſe Jahrszeit zu finden pflegten, konnte man nicht bequemer vergleichen, als, wie ſchon geſagt, mit der Zeit, da der Saamen auf dem Acker aufgegangen iſt, und ihn gleichſam mit einer grünen Decke bedeckt. — Wenn ich aber unſern gegenwärtigen Zuſtand anſehe, ſo muß ich bekennen, wenn ich nach meiner Erkenntniß und Erfahrung reden ſoll, daß die Studioſi theologiae jetzt unſere Hauptabſicht weniger einzuſehen und zu Herzen zu nehmen ſcheinen, als ſie damals erkannt und zu Herzen genommen wurde. Sie meinen, unſer Hauptzweck wäre der, daß wir ihnen nur die Köpfe mit Wiſſenſchaft erfüll-

erfüllten, daß wir ihnen nur ſo viel beybringen wollten, daß ſie einmal ein Amt bekommen, Frau und Kinder ernähren, und ſich in der Welt durchbringen könnten: da doch unſere Hauptabſicht iſt, daß wir ſie zu Chriſto führen, und Leute aus ihnen machen möchten, in welchen zuerſt das Reich Gottes angerichtet werde, ehe ſie ſich dazu wollen gebrauchen laſſen, das Reich Gottes in andern anzurichten. Aber dieſe unſere Hauptabſicht bleibt dem mehreſten Theil meiſtens verborgen und verdeckt. — — Die Wahrheit, die ihnen bezeugt wird, ſich rechtſchaffen zu Gott zu bekehren, führen ſie nur in das bloße und todte Wiſſen hinein, die Kraft aber und den Geiſt, das Leben und das Licht, das man durch das Wort des Herrn in ihre Seelen hineinzubringen ſucht, verachten ſie, als wenn es eine Sache wäre, daran am wenigſten gelegen, und die ſich künftig ſchon einmal von ſelbſt geben würde. — Daher finden ſich jetzt nicht ſo viele ein, wie ſonſt, wegen ihres Chriſtenthums um Rath zu fragen. Der Acker will nicht ſo grün aufgehen, wie ehemals!“

III.

Johann Anaſtaſius Freylinghauſen.

[illegible]

Dieſer von vielen Seiten höchſt achtungswürdige Mann war zwar nicht dazu beſtimmt, eine Anſtalt, wie die Frankiſche, zu gründen: — ihm war daher auch nicht der große Unternehmungsgeiſt und die glückliche Selbſtthätigkeit, die den Stifter beſeelte, zu Theil geworden; vielmehr mußte ſein Talent erſt hervorgezogen, und ſeine Thätigkeit geweckt und geleitet werden: — aber dazu war er auserſehen, der vornehmſte Mitarbeiter des Stifters zu ſeyn, und den von dieſem angefangenen Bau ganz in deſſen Geiſte fortzuführen. Denn unter den vielen treuen Gehülfen, die dieſen bey Gründung der hieſigen Anſtalten unterſtützten, war außer Freylinghauſen keiner, der zu aller Art von Geſchäften ſo geſchickt und bereitwillig geweſen wäre; keiner, der das Wohl des Ganzen mit ſo großer Angelegenheit auf ſeinem Herzen getragen, und von Anfang an alle Arbeiten und Sorgen mit ihm gleich getheilt hätte. Länger als 30 Jahre war er ſein unzertrennlicher Gefährte, wohnte mit ihm in einem Hauſe, ſpeiſete an ſeinem Tiſche, war früh und ſpät um ihn, und Franke unternahm nichts, was nur von einiger Wichtigkeit ſchien, ohne es vorher mit ihm überlegt zu haben. Er war alſo nicht bloß Werkzeug in ſeiner Hand, ſondern auch

ſein

ſein unentbehrlicher Rathgeber. Franke ſelbſt nannte ihn ſeine rechte Hand; und ſchon bey Lebzeiten beider Männer urtheilten viele, daß er ihm ganz das ſey, was Timotheus dem Paulus war. Die kurze Beſchreibung ſeines Lebens, die ich hier mittheile *), wird es auch beweiſen, daß man von ihm, in Beziehung auf Franken — ohnerachtet er nur ſieben Jahre jünger war, als dieſer — mit Wahrheit ſagen könne, was der Apoſtel ſeinem Timotheus nachrühmt, daß er ihm, wie ein Kind dem Vater, am Evangelio gedient habe.

Er war 1670 am 2. December zu Gandersheim im Fürſtenthum Wolfenbüttel geboren, wo ſein Vater Bürgermeiſter und Kaufmann war. Seine Mutter, eines Predigers Tochter, die viel hiſtoriſche Kenntniß der chriſtlichen Lehre hatte, brachte ihm die erſten Religionsbegriffe bey, die für ſein fühlendes Herz

*) Ich ſchöpfe theils aus einem Lebenslaufe, der von ihm ſelbſt herrührt — woraus ich mehreres wörtlich auszeichnen werde — und aus andern ihn betreffenden Aufſätzen verſchiedener Verfaſſer, die in ſeinem Ehrengedächtniß (Halle, 1740. Fol.) ſtehen, theils aus mündlichen Nachrichten, die von ſeinem Sohne, dem ſel. D. Freylinghauſen; meinem ſel. Vater — der ihn 14 Jahre lang genau gekannt hat, und viel mit ihm umgegangen iſt — und einigen andern glaubwürdigen Zeugen herrühren. Auch aus der Erzählung ſeines Lebens im 5ten Theil der Nachrichten von dem Charakter und der Amtsführung rechtſchaffener Prediger und Seelſorger, (Halle, 1776.) S. 188 f. iſt hier einiges benutzt worden.

Herz ſchon damals viel Empfänglichkeit hatte. Er wurde aber mehr zur Furcht vor Gott, als zur Liebe zu ihm angeleitet. „Doch blieb bey mir nicht ohne Eindruck — ſchreibt er ſelbſt davon — was ich für Beſchreibungen vom jüngſten Gerichte und der Qual der Verdammten hörte. Ich ward daher in die äußerſte Furcht geſetzt, wenn ich jemand fluchen hörte; weinte auch zuweilen, wenn ich nicht einſchlafen konnte, wegen der ewigen Pein der Gottloſen in der Hölle. — Meine erſten Lehrer aber (die Privatlehrer ſowohl, als die in der öffentlichen Schule,) ließen es alle an gehörigem Fleiß, gutem Exempel und nöthiger Aufſicht fehlen.“ Nach zurückgelegtem 12ten Jahre kam er nach Einbeck zu ſeinem Großvater mütterlicher Seite, dem Senior und Paſtor Polenius, wohnte in deſſen Hauſe, und beſuchte die dortige Stadtſchule. Auch hier war die Anweiſung zum Chriſtenthum, ſelbſt in den obern Claſſen, höchſt mangelhaft, und auf die ſittliche Bildung wurde ſehr wenig geſehen. Dennoch blieb bey ihm der durch die erſte Erziehung erweckte Abſcheu an allen groben jugendlichen Ausſchweifungen, und an der Bosheit und Rohigkeit ſeiner meiſten Mitſchüler. Von ſeinem Großvater wurde er zur Leſung der Bibel, und zum Auswendiglernen der Pſalmen, ſo wie auch der evangeliſchen und epiſtoliſchen Texte angehalten. Dies ſchien ihm zwar damals ohne Nutzen zu ſeyn, weil niemand ihn anleitete, das zu verſtehen, was er las und lernte; aber

in

in der Folge kam ihm doch dieſe frühe Bekanntſchaft mit der heil. Schrift ſehr zu Statten, daß ihm die darauf verwendete Zeit nicht gereuete.

Im Jahre 1688 verließ er die Einbeckſche Schule, hielt ſich ein halbes Jahr lang bey ſeinen Eltern auf, und bezog dann 1689 als 18jähriger Jüngling die Univerſität Jena. Dort hörte er zuerſt, nach Gewohnheit damaliger Zeiten, den ganzen philoſophiſchen Curſus; hiernächſt philologiſche, exegetiſche und theologiſche Vorleſungen, vornehmlich über die Glaubenslehre bey dem berühmten D. Baier, dem nachmaligen Profeſſor Theologiä primarius in Halle *).

In der letzten Zeit ſeines Aufenthalts zu Jena wohnte er mit einem Candidaten, Namens Homeyer (nachmaligem Prediger zu Lebendorf), auf einer Stube. Dieſer hatte einige Jahre in Erfurt ſtudirt, und ſtand mit ſeinem dortigen Lehrer, dem D. Breithaupt — der den Sinn für chriſtliche Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit zuerſt in ihm geweckt hatte — in beſtändigem Briefwechſel. Da er nun ſeinem Freunde viel von der Gelehrſamkeit und dem exemplariſchen Wandel dieſes Theologen erzählte, und bisweilen ſchöne Stellen aus deſſen Briefen vorlas, ſo ward in ihm das Verlangen rege, den Mann auch perſönlich kennen zu lernen. Auf Homeyers Empfeh-

*) Man ſehe oben S. 70.

pfehlung fing er um dieſe Zeit an, Arnd's, Spe-ner's und Luther's Schriften zu leſen, und ſpürte daraus — wie er es ſelbſt ausdrückt — einigen Aufgang des Lichts, und manche gute Bewegungen in ſeinem Herzen. Der Pietismus, der von Leipzig ausgegangen ſeyn ſollte, verurſachte damals allgemeines Aufſehen, und Erfurt war nun auch eine von den auswärts der neuen Lehre wegen übel berüchtigten Städten; beſonders ſeitdem M. Franke (1690), unter großem Widerſpruch der meiſten übrigen Lehrer, als Diaconus dahin gekommen war, und mit ſeinen ernſtlichen Predigten — denn ſo nannte man ſie — viel Eingang gefunden hatte. Der Ruf dieſes Mannes hatte mehrere Studirende in Jena neugierig gemacht, ihn ſelbſt zu ſehen und zu hören. Sie beſuchten ihn daher in Leipzig, und hernach in Erfurt häufig. Einige, die durch ſeine öffentlichen Vorträge und lehrreichen Privatgeſpräche anderes Sinnes geworden waren, ſuchten Homeyers Umgang, und Freylinghauſen vernahm aus ihren Unterredungen viel zum Lobe der beiden Erfurtiſchen Lehrer. Um Oſtern 1691 wurden die Jenaiſchen verbundenen Freunde — unter denen ſich auch Freylinghauſens nachmaliger Amtsgehülfe, M. Wiegleb befand — mit einander einig, nach Erfurt zu reiſen, um Franken und Breithaupt zu ſprechen und predigen zu hören. Aus eigenem Antriebe würde Freylinghauſen

vorjetzt

vorjetzt noch nicht mitgegangen ſeyn; aber da ihm zugeredet ward, ſo ließ er ſich's gefallen, — dies iſt ſein eigener Ausdruck — ihnen Geſellſchaft zu leiſten. „Wir gingen — ſchreibt er weiter — bald nach unſerer Ankunft zu M. Franken, der zwar eben nicht viel redete; doch war alles, was er ſagte, mir als eine neue Sprache ganz annehmlich zu hören, daß ich es auch, ſo bald ich nur in mein Quartier zurückkam, mir pro memoria aufſchrieb. Und ſo ging mirs auch bey D. Breithaupt. Die Predigten, die ich von ihnen hörte, gingen mir gar ſehr ſüße ein, ſo, daß ich den Unterſchied zwiſchen denſelben, und denen, ſo ich bisher in Jena gehört, gar wohl merkte. Doch war ich nie gewillet, daß ich um deswillen Jena verlaſſen und mich nach Erfurt begeben wollte; ſondern war zufrieden, daß ich die Leute, deren künftig in der Kirchenhiſtorie, und zwar nicht im Beſten, gedacht werden würde, nun ſelbſt geſprochen hätte, und mein Judicium von ihnen geben könnte.“ Aber ehe noch ſechs Wochen vergangen waren, unternahm er mit jener Geſellſchaft wieder eine Reiſe nach Erfurt, um die Pfingſtferien dort zuzubringen. Er hatte, wie es ſcheint, gleich bey dem erſten Beſuch, Breithaupts Aufmerkſamkeit weit mehr auf ſich gezogen, als ſeine damals gewiß viel wärmeren Geſellſchafter. Denn jetzt bot ihm Breithaupt nicht nur ſogleich an, bey ihm zu ſpeiſen und in ſeinem Hauſe

zu

zu logiren, ſondern er that ihm auch den Antrag, in Erfurt zu bleiben, und eine vortheilhafte Hofmeiſterſtelle in einem vornehmen und chriſtlichgeſinnten Hauſe anzunehmen. Es wurde ihm ſchwer, ſich dazu zu entſchließen — denn „er wollte ſich nicht gern aus der bisherigen Freyheit herausbegeben, noch eine ſo berühmte Univerſität, als Jena war, verlaſſen:“ — endlich aber verſprach er doch, dieſem Ruf zu folgen, wenn er die Einwilligung ſeiner Eltern erhalten könnte. Hierauf kehrte er nach Jena zurück, und fertigte gleich einen Boten nach Gandersheim ab. Dieſer brachte Briefe zurück, worin die Eltern ihre Betrübniß und Unwillen über ſeine Bekanntſchaft mit den irrigen und verführeriſchen Männern in Erfurt bezeugten; beſonders ermahnte ihn die ſorgſame Mutter ſehr dringend, ſich von dem Umgange dieſer verdächtigen Leute, die im Chriſtenthum zu weit gingen, los zu machen; er ſey ja immer ein frommes und gehorſames Kind geweſen, er werde doch jetzt nicht durch Ungehorſam ſein Glück verſcherzen, und ſich der künftigen Beförderung im Vaterlande verluſtig machen wollen. Durch dieſe ihm unerwartet in den Weg gelegten Hinderniſſe, wurde der Funke, der anfangs ſchwach und langſam in ſeinem Herzen gezündet zu haben ſchien, zur lichten Flamme angeblaſen. Zwar machte ihn der erſte Anblick dieſer Briefe ſehr verlegen; er überſendete ſie daher ſogleich dem D. Breithaupt, und frug bey ihm an, was

nun

nun zu thun ſey. Aber bald darauf fühlte er „groſsen Trieb und Freudigkeit, bey ſeinem einmal gefaßten Entſchluß zu bleiben, und ihn ſogleich auszuführen.“ Alle Gegenvorſtellungen einiger Jenaiſchen Bekannten waren vergeblich; er machte ſich eilends auf den Weg, und trat zu Breithaupt ins Zimmer, da dieſer kurz vorher ſein Antwortsſchreiben an ihn hatte abgehen laſſen. Was darin ſtand, vernahm er nun aus Breithaupts Munde, daß ihm nämlich unter ſolchen Umſtänden zu dieſer Veränderung nicht zu rathen ſey, und daß er einen ſeiner Freunde in Jena auffordern möchte, dieſen Antrag anzunehmen. Dennoch entſchloß er ſich, die Hofmeiſterſtelle vors erſte anzutreten, und dann einen Verſuch zu machen, ob er ſeine Eltern durch Vorſtellungen beruhigen könnte. Dies gelang ihm auch; beſonders durch Breithaupts Verwendung, der deswegen ſelbſt an die Eltern und an einen ihrer Freunde ſchrieb. Freylinghauſen fühlte ſich nun in ſeiner Lage ſehr glücklich, und nutzte den Umgang ſeiner beiden Lehrer, die ihm täglich werther wurden, und deren Vorleſungen, Predigten und Erbauungsſtunden er fleißig beſuchte. Aber kaum war ein halbes Jahr vergangen, ſo fügte es ſich, daß ſeinem Vater auf einer Reiſe eine gedruckte arge Schmähſchrift — die auch in Erfurt an den Galgen geſchlagen war — in die Hände fiel. Sie enthielt unter andern ein langes Verzeichniß ſogenannter Prophetenkinder und

Pie=

Pietiſtenſchüler, die in Erfurt von allen Kanzeln ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Wie erſchrak er, als er auch den Namen ſeines Sohnes darin erblickte! Er beſchleunigte die Rückreiſe, und ſandte gleich nach ſeiner Zuhauſekunft ſeinen älteſten Sohn nach Erfurt, um den verirrten Bruder mit eigener Gelegenheit von da abzuholen. Den Tag zuvor, als dieſer dort ankam, war Franken das Abſetzungsdecret vom Magiſtrate zugefertigt worden. Freylinghauſen führte ſeinen Bruder zu ihm, der den Mann ſehr lieb gewann, und ſeinen getroſten und freudigen Muth nicht genug bewundern konnte. Dieſer Beſuch, und zwey Breithauptiſche Predigten, die er mit anhörte, hatten bey ihm die Wirkung, daß er von dem, was man Pietismus nannte, eine günſtigere Meinung bekam, und nun, nach ſeiner Zurückkunft, in Gandersheim der Fürſprecher ſeines Bruders ward, und den Gegnern und Spöttern freymüthig ſagte, daß ſie alle ſo werden müßten, wie dieſer, wenn ſie rechte Chriſten ſeyn wollten. Seine Eltern, deren Gemüther bloß durch andere eingenommen waren, ließen ſich nach und nach eines Beſſern belehren. „Sie legten — ſo ſchreibt er ſelbſt davon — ihre bisherigen Vorurtheile ziemlich ab, und reinigten ihr Haus von verſchiedenen unchriſtlichen Gewohnheiten, daß daſſelbe auch als pietiſtiſch überall berufen wurde. Und ſo gering und ſchwach mein damaliger Anfang des Guten war: ſo ſegnete ihn

ihn doch Gott zur Erweckung und Aufmunterung einiger andern in meiner Vaterſtadt.“ Hievon hat er auch verſchiedene Beyſpiele angeführt.

Bey dieſer Veränderung der Geſinnungen ſeiner Eltern, koſtete es ihm keine Mühe, ſie zu bewegen, daß ſie ihn erlaubten, ſein Studiren noch eine Zeitlang auf der neugeſtifteten Univerſität zu Halle, wohin Breithaupt und Franke als Lehrer berufen waren, fortzuſetzen. Er folgte ihnen um Oſtern 1692 dahin nach, hielt ſich über anderthalb Jahre hier auf, hörte faſt alle theologiſche Vorleſungen, die in dieſer Zeit gehalten wurden, übte ſich in praktiſchen Vorträgen, und war in ſeinem Privatfleiße unermüdet. Vornehmlich beſchäftigten ihn Chemnitius Loci theologici, die er in Tabellen brachte, und die erheblichſten Bemerkungen auszog. Während dieſes Aufenthalts in Halle gerieth er in einen äußerſt peinlichen Gemüthszuſtand, der länger als ein halbes Jahr dauerte. Er giebt davon ſelbſt dieſes zur Urſache an, daß er ſich des ihm aufgegangenen neuen Lichtes überhoben habe, und in Eigengerechtigkeit und eigenes Wirken eingegangen ſey; wozu ſich dann auch allerley Gewiſſensbedenklichkeiten über Eſſen und Trinken, und über andere dergleichen äußere Dinge geſellten.

Gegen das Ende des Jahres 1693 kehrte er nach Gandersheim ins väterliche Haus zurück, predigte fleißig, las Luthers Schriften und andere

theo-

theologiſche Bücher, und unterrichtete die Kinder in einigen angeſehenen Häuſern in den Anfangsgründen der chriſtlichen Lehre; von welcher letztern Arbeit er wohl ſo viel Nutzen verſpürt zu haben verſichert, als von irgend einem akademiſchen Collegio.

Im December des folgenden Jahres erhielt er, nach eben zurückgelegtem 23ſten Jahre, von Franken den Antrag, wieder nach Halle zu kommen, um ihn als Gehülfe im Predigtamte zu unterſtützen. Er nahm dieſen Ruf mit Freuden an, kam 1695 hieher, und hielt ſchon vor ſeiner Ordination die gewöhnlichen Nachmittagspredigten in der Glauchaiſchen Kirche. Aber er erleichterte auch Franken ſeine übrigen mannichfaltigen Arbeiten, wo und wie er konnte; inſonderheit war er bey damaliger Anrichtung der Armenſchulen, der Freytiſche für die Studirenden und des Pädagogiums ſehr geſchäftig. Die erſten Zöglinge des zuletzt genannten Inſtituts — durch welche auch die Idee, eine ſolche Erziehungsanſtalt zu ſtiften, eigentlich veranlaßt wurde — waren drey Kinder aus Gandersheim, die dort Freylinghauſens Unterricht genoſſen hatten. So lange die Glauchaiſchen Bürger nicht wußten, daß es auf eine wirkliche Adjunction mit ihm angeſehen ſey, lobten ſie ſeine Predigten ſehr, und einige drückten ſich ſo ſtark darüber aus, daß ſie behaupteten, wenn er auftrete, ſo ſey es nicht anders, als wenn ein Engel

Got-

Gottes auf der Kanzel ſtehe. Als ihnen aber Franke ſeine Abſicht in einem an ſie gerichteten Schreiben entdeckte, und ſie erſuchte, mit ihm zugleich bey Hofe darum anzuhalten: ſo fingen ſie einen Proceß an, wendeten vor, daß der Adjunctus der Gemeinde zur Laſt fallen werde, und wollten von niemand weniger, als von Freylinghauſen hören, ob ihnen gleich die Verſicherung gegeben wurde, daß ſie durch ihn in keine Unkoſten geſetzt werden ſollten. Durch dieſen Widerſpruch der Glauchaiſchen Gemeinde, oder eigentlich der damaligen Gerichtsperſonen („davon die meiſten — wie Freylinghauſen ſchreibt — lieber gar keinen, als zwey Prediger, die ſich ihrer Seelen ernſtlich annähmen, gehabt hätten") ward die Ordination bis zum Anfang des Jahres 1696 verzögert. — Seine Widerſacher aber wurden hernach bald beſänftigt, indem er durch Liebe und Treue ihr Vertrauen gewann.

Nun erſt nahm die Zeit ſeiner vollen Geſchäftigkeit und gemeinnützigen Thätigkeit ihren Anfang. Er hielt beſtändig die ſonntäglichen Nachmittagspredigten, die Wochenpredigt, die öffentlichen und Privat-Catechiſationen, die Erbauungsſtunden in der Kirche, und oft auch auf dem Waiſenhauſe, ſo wie er auch häufig die Vormittagspredigten in der Univerſitätskirche übernahm. Auf Verlangen der theologiſchen Facultät las er den älteren Studirenden ein homiletiſches Collegium, und zwar unentgelt-

geltlich. Sie erhielten darin nicht bloß theoretiſche Anweiſung, ſondern ſie predigten auch in ſeiner Gegenwart zu ihrer Uebung, und er verbeſſerte hernach die bemerkten Fehler. Beym Waiſenhauſe beſorgte er alles, was ihm vom Stifter aufgetragen wurde, half ihm bey ſeinem weitläuftigen Briefwechſel, bey dem Miſſionsgeſchäfte und vielen andern Arbeiten. In den erſten Jahren gab er auch Religionsunterricht in der erſten Claſſe des Pädagogiums — woraus ſeine Grundlegung der Theologie entſtanden iſt — und hielt viele paränetiſche, und auf die Erbauung gerichtete Vorträge an die Zöglinge dieſes Inſtituts und der übrigen Lehranſtalten des Waiſenhauſes.

Seine vornehmſte Sorge und das Ziel aller ſeiner Bemühungen war, wie er es ſelbſt oft ausdrückte, „ſich ſelbſt, und die ihn hörten ſelig zu machen.“ Bey dieſem unablässigen Trachten nach dem Reiche Gottes und deſſen Förderung unter den Menſchen, bewies er eine faſt beyſpiellose Uneigennützigkeit und Verleugnung der Welt und aller irdiſchen Abſichten, ſo daß man von ihm mit vollem Rechte ſagen kann, er habe nicht das Seinige geſucht, ſondern nur das, was Jeſu Chriſti iſt. Zur Beſtätigung hiervon will ich aus dem von ihm ſelbſt geſchriebenen Lebenslaufe folgendes mit ſeinen Worten hieher ſetzen: „Gott ließ meine Arbeit nicht ohne Segen ſeyn; und wiewohl ich davon weder Salarium noch Acci-

denzien zu genießen hatte, (nämlich ganzer 20 Jahre lang, von 1695 bis 1715), ſo war ich doch mit den damaligen Umſtänden ſehr wohl zufrieden, und kann Gott zum Preiſe ſagen, daß darin keine Begierde ein Mehreres zu haben, oder zu anſehnlicheren und einträglicheren Dienſten zu gelangen, mich angefochten habe, ſondern daß ich darin wohl gern bis an mein Ende geblieben wäre.“ Es fehlte ihm nicht an Gelegenheiten zu Amtsveränderungen, die ſeine äußeren Umſtände ſehr verbeſſert haben würden. So erhielt er z. B. im Jahre 1711 einen Ruf als erſter Prediger nach Eſens in Oſtfriesland. Aber er ſchlug dieſen und alle übrige auswärtige Anträge aus, indem er es als eine Wohlthat ſchätzte, dem Manne, den Gott hier ſo vorzüglich zum Segen geſetzt hatte, die Arbeitslaſt zu erleichtern, und Mitgenoß ſeines Segens zu ſeyn. „Ich habe indeſſen — fährt er weiter fort — nicht zu klagen, daß mir nicht anderswo her, ohne mein Denken, Sorgen und Bitten, ſollte zugefallen ſeyn, was mir von Zeit zu Zeit damals noth geweſen iſt. . . An einem gewiſſen Salario hätte es der liebe Prof. Franke wohl nicht fehlen laſſen; aber er hatte ſelbſt von den Paſtoraleinkünften nicht ſo viel, als die nöthigen Koſten der Haushaltung erforderten. Das Beichtgeld hätte zwar den übrigen ſchlechten Gehalt in etwas erſetzen können: deſſen wir uns aber bald begaben: und von der Profeſſion hatte er mehrere Jahre weder Heller noch

noch Pfennig einzunehmen. In der erſten Zeit meines Amtes empfing ich auch die Kleider von meinen Eltern. So habe ich auch bey niemand Schulden machen dürfen, ſondern immer ſo viel übrig gehabt, daß ich andern Nothleidenden etwas zuwerfen können. Eine große Verſüßung und Erleichterung des Amtes aber war mir, daß ich ſolche Collegen und Gehülfen hatte, mit denen ich, und die mit mir ein Herz und eine Seele waren *).“

Erſt 1715 wurde ſeine äußere Lage etwas verbeſſert. Denn in dieſem Jahre erhielt Franke das Paſtorat bey der hieſigen Ulrichskirche, und Freylinghauſen wurde als ſein Adjunctus mit dahin berufen. Nun verheirathete er ſich erſt — in ſeinem 45ſten Jahre — mit Frankens einzigen Tochter, deren Taufzeuge er geweſen war. Aus dieſer Ehe hatte er einen Sohn, Gottlieb Anaſtaſius, den nachmaligen hieſigen Lehrer der Theologie, und zwey Töchter.

11 * Nach

*) Er meint hier theils Franken und ſo viele andere gleichgeſinnte Arbeiter bey den Waiſenhausanſtalten, theils den oben erwähnten M. Wiegleb, der 1701 durch Franken als Diaconus an der Glauchaiſchen Kirche und Rector der Bürgerſchule hieher berufen ward, und ganz in die Gemeinſchaft der Arbeit mit ſeinen Collegen trat. Alle drey kamen gewöhnlich in einer Frühſtunde zuſammen, vereinigten ſich im Gebet, beſprachen ſich dann über alle den Tag über vorkommende Dinge, und vertheilten ihre Geſchäfte untereinander.

Nach D. Herrnſchmid's Tode (1723), wurde er, auf Frankens Anſuchen, durch ein königliches Patent zum Subdirector des Pädagogiums und des Waiſenhauſes ernannt. Franke wünſchte ſehr, daß er ſich entſchließen möchte, auch die durch jenen Todesfall erledigte theologiſche Lehrſtelle anzunehmen, wozu er ihn beym König in Vorſchlag bringen wollte. Allein ſeine anſpruchsloſe Beſcheidenheit, nach welcher er immer klein von ſich dachte und andere höher achtete, als ſich ſelbſt, verſtattete ihm nicht, ſeine Einwilligung dazu zu geben. In Abſicht der theologiſchen Gelehrſamkeit hätte er ſich den meiſten übrigen Halliſchen Lehrern damaliger Zeit ohne Anmaßung an die Seite ſtellen können — wie dies noch jetzt ſeine Schriften beweiſen, — und ſelbſt ſein Schwiegervater ſcheint es erkannt zu haben, daß ihn Freylinghauſen in manchen Theilen der Theologie an Kenntniſſen noch übertreffe. Auf das Studium der Schrifterklärung und der Glaubenslehre hatte er von Jugend auf ſehr vielen Fleiß gewendet, und die damals vorhandenen Hülfsmittel dabey ſorgfältig benutzt *). Hiezu kam noch, daß er bey den Studirenden in großer Achtung ſtand, und ihnen in einer langen Reihe von Jahren beſtändig Vorleſungen gehalten hatte.

Aber

*) Man vergleiche was von ſeinen größeren und kleineren theol. Lehrbüchern — worin er die Glaubenslehre mit der Sittenlehre verband, — S. 115 f. bemerkt iſt.

Aber dieſer demüthige und beſcheidene Sinn zeigte ſich in allem, was er that und redete. Er kündigte ſich nie ſelbſt an, trug nicht zur Schau, was in ihm war; arbeitete am liebſten ohne Geräuſch und Aufſehen, und konnte es nicht vertragen, wenn man ihm Lobſprüche beylegte. Ein Fremder, der ſeine Bekanntſchaft hier gemacht hatte, fällte das richtige Urtheil von ihm: „er iſt gleich den vollen Gefäßen, die ſich von den leeren eben dadurch unterſcheiden, daß ſie am wenigſten klingen.“ War er gleich nicht in dem Grade heiter, offen und zuvorkommend, wie Franke, ſondern mehr in ſich gekehrt *): ſo war er darum doch nicht verſchloſſen, nicht finſter und zurückhaltend; vielmehr war ihm herzliches Wohlwollen und Freundlichkeit im Umgange eigen, vornehmlich in jüngern Jahren, wo er ſich gern in lehrreichen Geſprächen mittheilte, und Menſchen von verſchiedenem Alter und Stande ſo zu behandeln wußte, daß ihnen in ſeiner Geſellſchaft wohl war. Er hatte die Gabe, auf eine ungezwungene Art von Wahrheiten der Religion auch in Geſellſchaften zu reden, und dadurch an der Beſſerung und Befeſtigung der Menſchen im Guten zu arbeiten. Den Hauptinhalt ſeiner Unterredungen mit Perſonen aus ſeiner Gemeinde und mit Fremden, und ſein Urtheil über ſie, pflegte er, nebſt andern wichtigen Amtserfah-

*) Erat *nimis internus*, ſagt ein Mönch vom Thomas a Kempis, in einer alten Lebensbeſchreibung.

erfahrungen, zu ſeiner Erinnerung in ein beſonderes Buch zu ſchreiben. Sein Rath wurde von vielen geſucht. Denn er beſaß eine ſcharfe Beurtheilungskraft und glückliche Prüfungsgabe, und auf ſeine Treue und Verſchwiegenheit konnte man ſich ganz verlaſſen. Ueber der Bruderliebe vergaß er auch nicht der allgemeinen Liebe. Jeder Hülfsbedürftige konnte auf ſeine Unterſtützung Anſpruch machen, und es bekümmerte ihn ſehr, wenn er nicht im Stande war, den Schmerz der Leidenden zu lindern. Bey einem zart und tief fühlenden Herzen war er ohne heftig aufwallende Leidenſchaften, immer ruhig und gleichmüthig; daher auch ſehr bedachtſam und vorſichtig. Nie unternahm er zu viel auf einmal, ſondern ging langſamen, aber ſichern Schritts. Was er angefangen hatte, ließ er nicht gern unvollendet. Er wich keinen Schwierigkeiten. Wovon er einmal, nach reifer Ueberlegung gewiß war, daß es ſo und nicht anders ſeyn müſſe, dabey blieb er feſt, und achtete nicht, was andere davon urtheilen möchten. Seine ausharrende und unerſchütterliche Geduld bewies er auch in ſeinen mannichfaltigen körperlichen Leiden, und bekämpfte oft die heftigſten Schmerzen durch angeſtrengte Thätigkeit. Wenn er an Zahnweh litt, und ſich dadurch genöthigt ſah, ſeine öffentlichen Arbeiten auszuſetzen, ſo pflegte er geiſtliche Lieder zu dichten: und es iſt aus ſichern Nachrichten bekannt, daß er

einige der lehrreichſten, unter den empfindlichſten Schmerzen dieſer Art verfertigt hat, z. B. die beiden Geſänge: Mein Herz gieb dich zufrieden, und Geduld iſt noth wenn's übel gehet ꝛc. *). Durch ſeine vorſichtige, ſanfte und gelaſſene Behandlungsart gelang es ihm mehrmals, Verirrte vom Verderben zu retten; und oft war er der einzige, der etwas ausrichtete, wenn alle ſeine Gehülfen ſich vergeblich mit ihnen bemühet hatten. Denn er betrat hier den einzigen richtigen, aber gewöhnlich verfehlten Weg, daß er ſich erſt des Zutrauens derer, an deren Herzen er zu arbeiten hatte, verſicherte. Einſtmals klagte ihm ein Prediger, daß er von ſeiner mühevollen Arbeit keinen Nutzen ſehe, und daß ſo viele verſtockte Sünder in ſeiner Gemeinde wären, die ſich auf keine Weiſe erweichen und beſſern ließen; wovon er ihm auch einzelne Beyſpiele anführte. Hierauf erzählte ihm Freylinghauſen, daß ſich in den erſten Jahren ſeiner Amtsführung einmal ein Bürger bey ihm zum Abendmahl gemeldet habe, — denn er pflegte die Communicanten vor der Beichte einzeln im Hauſe zu ſprechen — von dem es bekannt geweſen ſey, daß er ein ſehr unſittliches Leben führe. Er habe geglaubt, hier ſey eine ſcharfe Straf-

*) Wiegleb ſagte daher zu einem ſeiner Bekannten: „Wenn unſer Freund Zahnſchmerzen hat, ſo ſollte man ſich allemal freuen. Denn wenn die Hennen ſchreyen, ſo hat man davon allezeit ein Ey zum Beſten."

Strafpredigt am rechten Orte angebracht. Einer ſeiner bejahrteren Freunde, ein erfahrner Schulmann, habe in einem Nebenzimmer die ganze Ermahnung mit angehört, und ihn hernach mit den Worten angeredet: Das hat Er ſehr ſchlecht gemacht! Dafür hätte Er dem Manne Sein Mitleiden bezeugen ſollen, um erſt ſein Zutrauen zu gewinnen. Nur dann konnte Er hoffen, Frucht zu ſchaffen. „Das befremdete mich anfangs — ſagte Freylinghauſen — denn ich glaubte es ſehr gut gemacht zu haben. Aber ich merkte mir's: der Freund urtheilte ganz recht: ich habe es in der Erfahrung immer ſo befunden.“ Dies ſey zugleich eine Probe von der Art, wie er Belehrungen zu geben pflegte.

Seine Theologie gründete er ganz auf die heilige Schrift, und vorzüglich auf die apoſtoliſchen Schriften, in denen er unabläſſig forſchte. Die Bibel war beſtändig um ihn, wenn er arbeitete; gewöhnlich ſah man ſie auf ſeinem Tiſche vor ihm aufgeſchlagen liegen. Er wendete ſie ſehr geſchickt und glücklich an zur Belehrung und Widerlegung der Irrenden, und wußte oft bey vorfallenden zweifelhaften Fällen, oder vorgelegten ſchweren Fragen, durch Anführung eines dahin paſſenden bibliſchen Ausſpruchs oder Beyſpiels, die ganze Sache ſo ins Licht zu ſetzen, daß man ſich dabey beruhigt fand. Daher beſtimmte er auch den Werth theologiſcher Schriften und Vorträge,

träge, hauptſächlich nach ihrer Uebereinſtimmung mit dem Sinne und Geiſte der bibliſchen Schriftſteller. „Was nicht bibliſch iſt — pflegte er zu ſagen — und jede Methode, die nicht nach apoſtoliſcher Kraft-Einfalt ſchmeckt, iſt mir von Herzen zuwider.“ Aus dieſem Grunde erklärte er ſich auch mit Nachdruck gegen den Mißbrauch der Sectenphiloſophie beym Vortrage der chriſtlichen Lehre, ſonderlich der Wolfiſchen, die viele damals der Religionslehre anzubequemen ſuchten. Er nannte dies „eine verderbliche Miſchung, der er wünſche, daß es ihr ſo gehen möge, wie Pſ. 129, 6 — 8 ſtehe.“

Die Lehre von dem Glauben an Jeſum Chriſtum, als Heiland und Verſöhner der Welt, und daß dieſer Glaube ſich durch die Liebe thätig beweiſen müſſe, war ihm die Hauptſache, worauf er alles zurückführte. Dieſen Glauben an Jeſum empfahl er, „als Grund und Wurzel aller Tugenden ſeiner Bekenner.“ — In ſeinen Religionsvorträgen fand man nichts Geſuchtes und Erkünſteltes: ſie waren aber durchgedacht, ordentlich, deutlich, fließend, und durchgängig auf das Praktiſche gerichtet. Man kann ſeine Lehr- und Vortragsart aus ſeinen gedruckten erbaulichen Schriften, die ehedem begierig geleſen wurden, kennen lernen, als aus ſeinen Predigten über die Sonn- und Feſttags-Epiſteln (wovon 1728 ſchon die vierte Auflage herauskam), aus der Einleitung zum

heil-

heilſamen Gebrauch des Leidens Chriſti, den 16 Betrachtungen über das hoheprieſterliche Gebet Jeſu u. ſ. f. Die Predigten pflegte er nicht zu memoriren; aber die Sachen wurden vorher von ihm ſorgfältig überdacht, und dann mit ſolcher Präciſion vorgetragen, daß in dem wörtlich Nachgeſchriebenen, wenn es gedruckt werden ſollte, kein Wort geändert werden durfte. Er band ſich nicht immer an die gewöhnlichen Texte, und noch weniger an homiletiſche Zwangsgeſetze, ſondern hielt oft Homilien, worin er, nach Art der Alten, längere bibliſche Abſchnitte praktiſch durchging. So erläuterte er häufig, beſonders in den Wochenpredigten und Erbauungsſtunden, ganze bibliſche Bücher, wovon ſeine im Druck erſchienene Erklärung der erſten Epiſtel Johannis eine Probe iſt. Bisweilen wurden auch Schriften von Luther, Arnd, Spener, zum Grunde gelegt, und dem Volke Anleitung gegeben, ſolche Bücher mit Nachdenken und Nutzen zu leſen. Was ihm übrigens von Breithaupts Eifer und feyerlichem Ernſt, oder von Frankens Fülle des Ausdrucks, Darſtellungsgabe und Lebhaftigkeit der Action abging, das erſetzte er nicht nur durch das Verdienſt der Gründlichkeit, und durch das ſichtbare Intereſſe des Herzens, womit er redete; ſondern auch durch eine gewiſſe ihm eigenthümliche Sanftheit und Anmuth, die in ſeinem mündlichen Vortrage herrſchte und jedermann anzog.

Fran=

Franke ſelbſt pflegte die Freylinghauſiſchen Vorträge mit einem anhaltenden ſanften Regen, der tief eindringe, zu vergleichen: die ſeinigen hingegen, mit einem Regenguß, der zwar das Land wäſſere, aber auch ſchneller wieder abfließe. — In ſeinen Gebeten war ſehr viel Herzlichkeit und Inbrunſt. An den Catechiſationen, die er hielt, ſchätzte man allgemein die ſeltene Gründlichkeit und Deutlichkeit. Wenn er des Sonntags Abends in der Glauchaiſchen Kirche catechiſirte, ſo drängten ſich die Kinder zu ihm um den Altar: auch Erwachſene ſtellten ſich um ſie her, und ſchämten ſich nicht, auf ſeine Fragen mit zu antworten. Unter dieſen freywillig Antwortenden war ſelbſt die Frau des D. Anton oft, und andere ihres Standes.

Noch iſt ſein Verdienſt um die Einführung vieler neuen und verbeſſerten geiſtlichen Lieder und Liederweiſen zu erwähnen. (Vergl. S. 83.) Seine Liederſammlungen zeichnen ſich offenbar vor den ſämmtlichen bis dahin herausgekommenen Geſangbüchern ſehr vortheilhaft aus; obgleich viele nicht ohne Grund gewünſcht haben, daß er bey der Auswahl der Geſänge bisweilen noch ſtrenger verfahren ſeyn möchte. Doch dient hiebey zu ſeiner Entſchuldigung, theils, daß damals wegen des großen Mangels guter Geſänge in mehreren einzelnen Rubriken, oft nicht viel zu wählen war, theils, daß viele Geſänge, die er aus eigener Neigung wohl

nicht

nicht aufgenommen haben würde, darum beybehalten werden mußten, weil ſie noch im Gebrauch und Anſehen waren, und daher in einem Geſangbuche, das erſt eingeführt werden ſollte, nicht vermißt werden durften. Der erſte Theil dieſer Sammlung kam zuerſt 1704 im Verlage des Waiſenhauſes unter dem Titel heraus: geiſtreiches Geſangbuch, den Kern alter und neuer Lieder, wie auch die Noten unbekannter Melodien in ſich haltend. Im Jahr 1734 wurde er ſchon zum 17ten Male wieder aufgelegt. Die erſte Ausgabe des 2ten Theils iſt von 1714; und beide Theile ſind von G. A. Franken zuſammen in Einem Bande herausgegeben, Halle, 1741. 8. Aus dieſer großen Sammlung, die über anderthalbtauſend Lieder enthielt, machte Freylinghauſen ſelbſt einer Auszug von 1056 Liedern, der 1718 zum erſten Male herauskam. Dieſes kleinere, in 2 verſchiedenen Formaten ſehr oft wieder aufgelegte Geſangbuch, war eigentlich zum Gebrauch bey öffentlichen Verſammlungen beſtimmt, und wurde auch auf dem Waiſenhauſe, in der Glauchaiſchen Kirche und in vielen auswärtigen Gemeinden eingeführt. Er ſelbſt war einer der vorzüglichſten Liederdichter ſeiner Zeit. Seine ſämmtlichen Lieder, deren mehrere auch in neuere Sammlungen bald verändert, bald unverändert aufgenommen ſind, belaufen ſich auf vier und vierzig.

Wie vorurtheilsfrey er in Dingen, die nicht zum Weſentlichen der Religion gehören — auch in ſeinem Alter noch — dachte, davon ſey folgendes ein Beyſpiel. Der Befehl Königs Friedrich Wilhelm I. (1736), daß in den lutheriſchen Kirchen verſchiedene Ceremonien, die Lichter beym Abendmahle, die Chorröcke, Meßgewande u. dgl. abgeſchafft werden ſollten, erweckte bey vielen Predigern große Beſorgniſſe und Verlegenheit. Einige beharrten ſo eigenſinnig bey der alten Einrichtung, daß ſie es bis zur Abſetzung kommen ließen. Bey der Zuſammenkunft des Halliſchen Miniſteriums äußerte zwar auch Freylinghauſen verſchiedene gar nicht unbedeutende Bedenklichkeiten über dieſe Sache; da er aber bemerkte, daß einigen an Beybehaltung ihrer Chorröcke beſonders viel gelegen war: ſo erklärte er, daß wenn der Landesherr ihm gebiete, einen rothen Rock zu tragen, verbiete ihm aber dabey nicht, das reine Evangelium zu predigen, ſo wolle er dieſem Befehle gern nachkommen.

Von dem, was er zur Aufnahme der Waiſenhausanſtalten bey Lebzeiten des Stifters that, geſchah das meiſte auf eine weniger in die Augen fallende Art. Von ihm rührten viele heilſame Rathſchläge und glückliche Ideen her, wie noch aus manchen im Archiv des Waiſenhauſes befindlichen Tagebüchern und andern Schriften zu erſehen iſt. Aber er wollte nicht als Urheber derſelben bekannt ſeyn;

und

und ſie wurden daher, ganz nach ſeinem Sinn und Willen, größtentheils durch den Stifter, oder unter deſſen Autorität von andern ausgeführt.

Da ihm dieſer treue Freund, den er als Vater und Bruder ehrte, im Jahre 1727 durch den Tod entriſſen ward, erhielt er, nebſt dem jüngern Franken, die Direction des Waiſenhauſes und Pädagogiums; und die Geſellſchaft von der Fortpflanzung der Erkenntniß Chriſti in London ernannte 1720 beide zu ihren Mitgliedern. Bald nach des Stifters Tode ließ ihn König Friedrich Wilhelm zu ſich nach Wuſterhauſen kommen, wo er ſich über 8 Tage aufhielt, täglich zur königlichen Tafel kam, und auch vor dem Könige und deſſen Hofe predigte. Vor ſeiner Abreiſe ließ ihm der König ein anſehnliches Geſchenk für die Waiſenkinder einhändigen. Er bekam die Erlaubniß, in allem, was das Wohl der hieſigen Stiftungen anging, auch in andern, das Kirchen- und Schulweſen im Lande betreffenden Angelegenheiten, unmittelbar an den König ſchreiben zu dürfen; ja dieſer verlangte oft in wichtigen Dingen ausdrücklich ſeine Meinung und Vorſchläge. Gleiche Freyheit hatte auch der Stifter, ingleichen D. Lange und der jüngere Franke. Von dieſem Briefwechſel mit dem Könige wird im hieſigen Waiſenhausarchiv — wohin auch ein großer Theil der Langiſchen Correſpondenz gekommen iſt — noch einiges aufbewahrt.

Ohn-

Ohnerachtet ſich das Waiſenhaus, unter ſeiner und G. A. Frankens Direction, im Aeußern ſehr aufnahm, indem es durch den reichlichern Abgang der Arzneyen und manche andere neueröffnete Hülfsquellen viele Zuflüſſe bekam, daß es alſo auf allerley Art erweitert und vergrößert werden konnte: ſo waren doch ſeine Erwartungen von dem Fortgange des innern Baues, in ſeinen letztern Lebensjahren oft etwas zweifelhaft. Er fürchtete, daß dieſe Anſtalt in der Zukunft das nicht mehr leiſten werde, was ſie im Anfang geleiſtet habe. Gegen ſeine Freunde äußerte er ſich oft darüber mit den Worten: das Beſte im Lande iſt gegeſſen!

Die Kräfte dieſes arbeitſamen Mannes waren durch die beſtändige Anſtrengung und überhäuften Geſchäfte ſchon um die Zeit, da Franke ſtarb, ſehr geſchwächt. Aber durch den Schmerz über dieſen unerſetzlichen Verluſt, den er ſo tief fühlte, und durch den Zuwachs neuer Amtsarbeiten und Sorgen, die ihn nun noch im Alter zufielen, wurde ſeine Geſundheit aufs heftigſte erſchüttert. Im Jahre 1728 befiel ihn ein ſo gefahrvoller paralytiſcher Zufall, daß jedermann an ſeinem Aufkommen zweifelte. Zwar erholte er ſich wieder, aber es blieb doch eine ſo merkliche Schwäche übrig, daß er ſich genöthigt ſah, ſeine Thätigkeit immer mehr einzuſchränken. Die Anfälle der Lähmflüſſe kehrten mehrmals wieder, und

er

er ſtarb an den Folgen derſelben im 69ſten Jahre ſeines Alters, den 12. Februar 1739.

Sein Gedächtniß bleibt bey allen, die wahres Verdienſt — nicht bloß das glänzende, ſondern auch das ſtille, geräuſchloſe Verdienſt — zu ſchätzen wiſſen, im Segen. Denn ihm gebührt gewiß eine ehrenvolle Stelle unter den chriſtlichen Lehrern, deren Lauf und Ende wir anzuſchauen haben, um ihrem Glauben nachzufolgen.

IV.

Heinrich Julius Elers.

Geboren den 28. Junius 1667.

Geſtorben den 13. September 1728.

Gewiß iſt es beſonders in unſerm Zeitalter wohlgethan, die Beyſpiele von Männern, wie Elers, die Gottſeligkeit mit Genügſamkeit für ihren Gewinn hielten, und Muſter des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe waren, aufmerkſam zu betrachten, um daran zu lernen. Für diejenigen, die bey den Bildern der Vorfahren nur auf alte Tracht und Kleidung ſehen, oder es lieber haben, wenn ſie gar nicht in ihrer wahren Geſtalt aufgeſtellt werden, damit ſich nicht etwa jemand daran ärgere, oder ſeinen Geſchmack verderbe — iſt dieſer Aufſatz nicht geſchrieben. Nichts ſoll an Elers Bilde geändert, ſondern alles unverziert und unverkünſtelt ſo wiedergegeben werden, wie es uns vom Alterthume überliefert iſt. Wie ſehr er auch verdient, daß ſein Andenken in den Stiftungen Frankens, um die er ſich ſo große Verdienſte erwarb, fortlebe, wird die folgende kurze Geſchichte ſeines Lebens und Wirkens klar machen *).

*) Ich nehme dieſe Ueberlieferungen 1) aus gedruckten Schriften: M. Wiegleb's Gedächtnißpredigt auf Elers. G. A. Frankens Gedächtnißrede, nebſt dem Lebenslaufe, von demſelben Verfaſſer. Halle, 1729. 4. — 2) aus handſchriftlichen Nachrichten. Dahin gehört: die in Manuſcript auf der Waiſenhausbibliothek noch

Er war am 28. Junius 1667 zu Bardewick unweit Lüneburg geboren. Sein Vater, Canonicus und Stifts-Senior daſelbſt, ließ ihn anfänglich die dortige Schule und nachher das Gymnaſium zu Lüneburg beſuchen. An dem letztern Orte lebte damals der fromme und gelehrte Superintendent Caſpar Hermann Sandhagen, der ſichs freywillig zum angenehmen Geſchäft machte, mehrere fähige Jünglinge in der Religion zu unterrichten. Unter ihnen war auch Elers, der es dieſem Manne zeitlebens nicht genug zu danken wußte, daß er ihm ſchon in ſeinen Jugendjahren die Bibel werth gemacht, und zum rechten Gebrauch derſelben Anleitung gegeben hatte. Doch bezeugte er oft, daß er damals noch nicht die ganze Kraft der darin enthaltenen beſeligenden Lehre an ſeinem Herzen erfahren habe, ſo ſehr ihn auch ſeine Lehrer der aufgefaßten hiſtoriſchen Kenntniß wegen gerühmt hätten.

Seine erſte Erweckung zu mehrerem Eifer im thätigen Chriſtenthume ſetzte er ſelbſt in das Jahr 1688. Die Veranlaſſung dazu gaben die oft wiederholten

noch vorhandene paränetiſche Lection G. A. Frankens, vom 30. Sept. 1728, worin das Exempel dieſes Mannes den ſtudirenden Theologen zur Nachfolge vorgeſtellt wird, — und außerdem einige Aufſätze und Briefe von Elers, von A. H. Franken u. a. m. 3) Aus mündlichen Erzählungen G. A. Frankens, meines ſel. Vaters, des ſel. D. Freylinghauſens, und anderer zuverläſſigen Zeugen.

holten herzlichen Ermahnungen ſeiner nahen Anverwandtin, einer frommen Canoniſſe in dem nahe bey Lüneburg gelegenen Kloſter Lüne. In dieſem guten Anfange wurde er durch Sandhagen und einige andere redliche Männer noch mehr geſtärkt; auch fand er bald, ſeinen Wünſchen gemäß, verſchiedene junge Leute, die ſich zu gleichem Zwecke mit ihm vereinigten. Noch in demſelben Jahre lernte er Franken kennen, als dieſer auf ſeiner Rückreiſe von Hamburg nach Leipzig, durch Lüneburg kam. Elers und die mit ihm verbundenen Freunde eilten lehrbegierig zu ihm; und Franke gewann dieſen muntern vielverſprechenden Jüngling ſo lieb, daß er ihm Hülfe und Unterſtützung anbot, wenn er in Leipzig ſtudiren wolle. Voller Freude über dieſes Anerbieten bezog er die gedachte Univerſität um Oſtern 1688; und Franke hielt ihm Wort, ja er nahm ihn ſogleich zu ſich auf ſeine Stube im Paulliner=Collegium. Dies war der Anfang ihrer nachmaligen ſo genauen Verbindung.

An der Erweckung der Studirenden in Leipzig, die um dieſe Zeit begann, nahm Elers den thätigſten Antheil; und unterhielt ſowohl mit ſeinen gleichgeſinnten Commilitonen, als auch mit den jungen Docenten, die nebſt Franken Collegia philobiblica laſen — Anton, Treme, Schade, Achilles — vertraute Freundſchaft. Schon damals pflegte er alles Merkwürdige, was ihm ſelbſt

und

und Franken den Tag über vorgekommen war, am Abend aufzuſchreiben: beſonders war es ihm wichtig, den Hauptinhalt der Unterredungen ſeines Freundes mit Studirenden, die in Angelegenheiten des Herzens zu ihm kamen, aufzuzeichnen; und ſelten verging ein Tag, wo er nicht dergleichen aufzuſchreiben gehabt hätte. Auf einer Reiſe nach Dresden, die er in dieſem Jahre in Frankens und Schadens Geſellſchaft unternahm, lernte er Spenern perſönlich kennen, der ihn in der Folge unter ſeine vertrauteſten Freunde zählte. Bey den Unruhen, die bald nachher in Leipzig des Pietismus wegen entſtanden, wurde auch Elers als Beklagter vors Verhör geführt: man fand ihn aber unſchuldig, und konnte ihm die Erlaubniß nicht verſagen, nach Frankens Abzug noch in Leipzig zu bleiben, um ſein Studiren fortzuſetzen und ſich im Predigen zu üben.

Hierauf ging er 1690 nach Erfurt, und benutzte da Breithaupts und Frankens öffentlichen Unterricht und Privatumgang. Zwar gerieth er hier durch einen Verführer, der Schein und Ruf der Gottſeligkeit hatte, auf den Irrweg der Eigengerechtigkeit und des Vertrauens auf äußere ſtrenge Uebungen: aber er kehrte bald wieder davon zurück. Wiegleb, der zu dieſer Zeit in Erfurt ſtudirte, und zu den mit Elers verbundenen Freunden gehörte, bemerkt, daß er ſchon damals unter ihnen allen der ernſtlichſte geweſen ſey, und es in der Verleugnung

der Welt und aller irdiſchen Vortheile den übrigen zuvorgethan habe. Und alle ſeine Zeitgenoſſen geben ihm das Zeugniß, daß er von da an ſeinen Lauf in der Kraft des erſten Eifers und der erſten Treue ununterbrochen fortgeſetzt habe.

Im Jahre 1692 verließ er die Univerſität, und wurde Hofmeiſter in einem adlichen Hauſe zu Arnſtadt; beſuchte aber, ehe er dieſe Stelle antrat, ſeine Eltern. Bey ihnen erwartete er keine gute Aufnahme, „weil er nicht, wie ſie es wünſchen würden, als ein weltförmiger, ſondern als ein übelberufener frommer Student von Univerſitäten komme.“ Doch darin hatte er ſich zu ſeiner unausſprechlich großen Freude ſehr geirrt. Der Empfang war freundlich, und der fromme Sohn wurde der Segen des ganzen Hauſes, indem Eltern und Geſchwiſter ſeinem Beyſpiele folgten, und von nun an mit ihm nach einem Ziele ſtrebten. — In Arnſtadt fand er bey allerley Arten von Menſchen Eingang, ſowohl in der Stadt ſelbſt, als auch auf dem Lande, und in der ganzen benachbarten Gegend. Viele ſuchten ſeine Gemeinſchaft, und erbaueten ſich mit ihm durchs Gebet, Geſang und Betrachtung der heiligen Schrift. Bey dieſen vertraulichen Zuſammenkünften, denen ſelbſt ſeine Herrſchaft mit ihrer Familie beyzuwohnen pflegte, zeigte ſich keine Spur von Schwärmerey, kein Hang zum Separatismus: dennoch nahm ihn die Obrigkeit auf Anſtiften einiger Uebelgeſinnten in

Anſpruch, ſetzte ihn ſogar ins Gefängniß, und ſtellte eine lange Unterſuchung an, durch die zwar kein Verbrechen herausgebracht wurde, die ſich aber doch damit endigte, daß man für gut fand, ihn als einen Seelenverderblichen Menſchen aus der Stadt zu weiſen. Bald nach ſeiner Vertreibung erhielt er eine Hofmeiſterſtelle zu Moska, und einige Zeit darauf eine andere, in Hamburg. Die letztere ging 1697 zu Ende. Sein Zögling kam nach Halle auf das neugeſtiftete Pädagogium, und Elers übernahm es, ihn dahin zu begleiten.

Da ihn nun Franke in Halle als einen alten Freund mit offenen Armen empfing, und ſogleich in ſein Haus aufnahm: ſo beſchloß er, eine Zeitlang hier zu bleiben, um ſich unter ſeiner Anleitung noch mehr zu vervollkommnen. Er lehrte in den Schulen des Waiſenhauſes, legte ſich mit großem Fleiße auf die hebräiſche und ſyriſche Sprache, und predigte häufig. Aber wider alles Erwarten wurde ihm hier bald ein ganz anderes Feld zu bearbeiten angewieſen. Dazu war folgendes die Veranlaſſung. Er übernahm 1698 die Beſorgung des Drucks der erſten auf Koſten des Waiſenhauſes herausgegebenen Schrift, nämlich der Frankiſchen Predigt: Von der Pflicht gegen die Armen. Sie hatte, mündlich vorgetragen, ſtark auf die Herzen der Zuhörer gewirkt, und Elers ſelbſt trug mit vielen andern darauf an, ſie durch den Druck noch gemeinnütziger

zu

zu machen. Bey der Durchſicht der Handſchrift fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß auch er ſeine Pflichten gegen die Armen bisher nicht ganz erfüllt habe. Von den Gütern dieſer Welt konnte er ihnen nichts mittheilen: denn daran mangelte es ihm ſelbſt. Aber unter ſorgfältiger Ueberlegung und ernſtlichem Gebete reifte allmählig der Vorſatz bey ihm, von nun an ganz für die Armen zu leben, und mit dem ihm anvertrauten Talente nur für ſie, nicht für ſich zu wuchern. Weil er nun in den neuen Frankiſchen Anſtalten einen ſo großen Wirkungskreis für ſeine Thätigkeit ſchon eröffnet vor ſich ſah: ſo entſchloß er ſich, bey dieſem ſeinen Lehrer, den er als Vater ehrte, auszuharren, und mit ihm in Selbſtverleugnung und Gottvertrauen unermüdet fortzuarbeiten. So wurde denn das Band der innigſten Freundſchaft zwiſchen beiden Männern feſt geknüpft. Franke ſchenkte ihm ſein uneingeſchränktes Zutrauen. Elers war täglich um ihn, und unterſtützte ihn bey ſeinen Arbeiten; beſonders waren die Abendſtunden nach Tiſche der vertraulichen Unterhaltung in Frankens Hauſe gewidmet. In ihrem täglichen Schriftwechſel, wovon noch Einiges übrig iſt, findet man durchgängig, wiewohl oft nur in ſehr wenigen Worten, einen ſo reinen Ausdruck ächtchriſtlicher Liebe und Herzlichkeit, daß man dadurch innig gerührt, und mit Hochachtung gegen beide erfüllt wird.

Sein

Sein äußeres Hauptgeſchäft beym Waiſenhauſe war von Anfang an die Aufſicht über den Buchhandel und die Buchdruckerey. Bloß ſeinem uneigennützigen Eifer, den Gott ſo ſichtbar ſegnete, haben wir das Daſeyn dieſer beiden Inſtitute zu danken. Die gedachte Predigt fand ſo ſtarken Abgang, daß ſie bald wieder aufgelegt werden mußte. Hierin bemerkte Elers einen Wink der göttlichen Vorſehung. Er ließ daher mehrere Predigten nach und nach einzeln drucken, und übernahm ſodann, durch den glücklichen Erfolg ermuntert, den Verlag größerer Werke. So wurde in kurzem aus dem unbedeutend ſcheinenden, ohne alles Capital angefangenen und in den Raum einer engen Kammer eingeſchränkten Bücherhandel des Waiſenhauſes, ein weitläuftiger Buchladen mit vielen Niederlagen. Die, welche ſeiner ehedem geſpottet hatten, als er in der Leipziger Meſſe Frankens Predigten auf einem kleinen Tiſche zum Verkauf auslegte, ſahen ihn nun daſelbſt nach wenigen Jahren wieder, geſchäftig im Gedränge der Käufer, in einem großen Gewölbe, mit vielen Gehülfen umgeben. Ja, ſeine Handlung gewann eine ſolche Ausdehnung, daß in Berlin und Frankfurt am Mayn auch Buchläden des Waiſenhauſes eröffnet werden konnten.

Es iſt leicht zu erachten, daß ein ſolcher Mann gar bald die Aufmerkſamkeit des Publicums, beſonders aber ſeiner Handelsgenoſſen und der

Gelehrten, auf ſich ziehen mußte. Die erſtern wußten anfangs nicht, ob ſie mehr ſeine Klugheit, oder ſein ſeltenes Glück in Geſchäften bewundern ſollten; und einige argwöhnten gar auf geheime Erwerbmittel. Die Zeit gab ihnen erſt mehr Licht hierüber. Der Mann, der die Buchhandlung nie gelernt hatte, gelangte darin bald zu einer ſolchen Kenntniß und Erfahrung, daß ſich die geſchickteſten Buchhändler nicht ſchämten, von ihm zu lernen. Ja, ſie zogen ihn oft in zweifelhaften Fällen zu Rath, wählten ihn, wegen ſeiner allgemein anerkannten Rechtſchaffenheit, zum Schiedsrichter bey entſtandenen Streitigkeiten, und beruhigten ſich bey ſeiner Entſcheidung. Die Gelehrten ſchätzten vornehmlich ſeine gründliche Bücherkenntniß, die faſt alle Theile der Gelehrſamkeit umfaßte. Auch dieſe hatte er ſich bey ſeinem Amte in unglaublich kurzer Zeit erworben; denn vorher ging ſie nicht weit über ſein Fach hinaus. Dabey war er ſo gefällig, daß er jedem Gelehrten mit ſeinen literäriſchen Kenntniſſen willig diente, und ſelbſt die mühſamſten Nachforſchungen für andere nicht ſcheuete. Einſt fragte ihn jemand: wer ihn denn dieſes alles gelehrt habe. Elers erwiederte: ſeine Mutter habe ihn unterrichtet. Jener fragte verwunderungsvoll weiter: wer denn ſeine Mutter ſey; und erhielt die Antwort: die Liebe! Und dieſe Gottesliebe und Menſchenliebe war es auch, die ihn ſo arbeit-

arbeitſam machte, ſo unternehmend, ſo reich an guten Werken.

Daß ſeine Wahl der Verlagsbücher faſt immer vortheilhaft fürs Waiſenhaus ausfiel, war bey ihm kein Werk des blinden Glücks. Denn er nahm jedesmal ſorgfältig Rückſicht auf den Inhalt des Buchs, auf die Zeitumſtände, auf den Verfaſſer und deſſen Verhältniſſe; und urtheilte ſehr richtig, daß man ſich des göttlichen Segens nur dann erſt getröſten könne, wenn man ſeiner Seits nichts verſäume. Strenge Gewiſſenhaftigkeit war ihm die Grundregel bey allen Handlungsgeſchäften. Was er für unrecht hielt, das erlaubte er ſich nie zu thun, hätte er auch die größten Vortheile dadurch zu erlangen gewußt. Darum ſetzte er auch den ſonſt gewöhnlichen Preis der Verlagsbücher merklich herab. Das koſtete ihm keine Ueberwindung, einen Schaden über ſeine Handlung ergehen zu laſſen, ſo bald er überzeugt war, daß er ihn nicht verhüten könne, ohne ſein Gewiſſen zu verletzen. Denn er ging von dem Grundſatze aus, es ſey kein Verluſt, ſondern Gewinn, wenn man um des Gewiſſens willen einen Scheinvortheil aufopfere. Selbſt der Erfolg hat ihn gegen diejenigen hinlänglich gerechtfertigt, die ihn hierin für allzu ſtreng hielten, und ſich dahin gegen ihn äußerten, daß dieſe an ſich ſchöne Maxime doch wohl im Handel bisweilen Einſchränkung leide. Das Vorſchlagen beym Verkauf — das vor ſeiner Zeit unter den deut-

ſchen

ſchen Buchhändlern, mehr als jetzt, gewöhnlich ge= weſen zu ſeyn ſcheint — war ihm ganz zuwider. Er ſagte ein für allemal den nächſten Preis, und ließ ſich dann in keinen weitern Wortwechſel ein.

Seine Thätigkeit war mit Selbſtverleugnung und Verachtung aller irdiſchen Vortheile verbunden, weil ſie nicht, wie gewöhnlich, Eigennutz, ſon= dern wahre Nächſtenliebe zum Grunde hatte. Es gnügte ihm, Nahrung und Kleider zu haben, er nahm nicht einmal eine feſtgeſetzte Beſoldung, be= half ſich mit einer engen Wohnung, hatte den freyen Tiſch vom Waiſenhauſe; und Franke ſorgte väter= lich, daß ſeine einfache Kleidung — ein ſchwarzes Ehrenkleid; und die gewöhnliche Tracht, eine ſchwarze Weſte und ein blauer Mantel, — ſo oft es nöthig war, erneuert wurde. „Ich habe — pflegte er zu ſagen — nichts Eigenes in der Welt, als meine Kleider, und meine Handbibel: man wird auch nach meinem Tode nichts finden, als dieſes. Was bedarf ich auch weiter in meinem ledigen Stande? Nur den Armen ſammle ich Schätze.“ Er war aber weit ent= fernt, ſich dieſes als Verdienſt anzurechnen, oder durch ſeine Aufopferung Ruhm der Heiligkeit zu ſu= chen. Sein ganzer Sinn iſt auch in dem nach ſeinem Tode gefundenen Teſtamente von ihm dargelegt. Hier nur eine Stelle daraus: „Ich bekenne, daß ich nichts Eigenes habe, weder an Gelde, noch an Büchern, außer die kleine Wittenbergiſche Bibel, welche dem

Director vermacht wird; und kann hiemit bezeugen, daß mich Gott im Gefängniß zu Arnſtadt ſonderlich daraus geſtärkt hat. Sonſt habe ich nichts, kann auch nichts haben. Denn ich habe dem Werke des Herrn gedient, und gleich vom Anfang der Arbeit an mich losgemacht, daß ich nicht möchte verſtrickt werden. Und Du, ewige Liebe, haſt mir auch alles überflüſſig zugeworfen, daß ich für nichts habe ſorgen dürfen. — — Meine bisher geführte Arbeit übergebe ich denn Deiner fernern Fürſorge, Bewahrung, Läuterung und Erbarmen. Gieb Deinen Knechten nach mit Weisheit, in Deinem Willen es ferner zu machen, wie es vor Dir recht iſt. Willſt Du es ferner fortführen, ſo erwecke einen treuen Mann, der es in Deiner Kraft angreife. Und demſelben dient zur Nachricht, daß wie Gott dieſes alles aus nichts hervorgebracht, ich allemal mit Ihm im Gebete mich vereinigt, es Ihm als Seinen Augapfel befohlen, und alsdann in allen Schwierigkeiten Seinen Beyſtand reichlich erfahren habe. Hat er aber eine unlautere Abſicht, ſo wird es ihm nicht gelingen; denn es iſt des Herren Werk!“ Dieſe Lauterkeit der Geſinnung war es auch, die den König Friedrich Wilhelm I., bey ſeiner Anweſenheit auf dem Waiſenhauſe (1713), zur Bewunderung dieſes Mannes hinriß, und ihm das Geſtändniß abnöthigte, daß er ſolche Leute in ſeinem Dienſte nicht habe, und daß ers nun erſt begreife, wie Franke

das

das alles, was er jetzt mit Augen geſehen, zu Stande gebracht habe. Dem Könige war der Mann ſo merkwürdig geworden, daß er nachher oft von ihm redete, und ſich häufig nach ihm erkundigte.

Durch die Weitläufigkeit ſeiner äußern Berufsarbeiten ließ er ſich nicht von ſeinem Hauptwerk abhalten. Dieſes war das beſtändige Streben nach Wachsthum an Kraft und Erfahrung im thätigen Chriſtenthum: dies zog er allen andern Geſchäften vor, und gewöhnte ſich, mitten unter der Arbeit ſein Herz ſtets auf Gott zu richten. „Wie ſollte ich — ſagte er oft — über Martha's Geſchäftigkeit, des beſſern Theils der Maria vergeſſen?“ In jedem Anliegen hielt er ſich im feſten Vertrauen an den Unſichtbaren, als ſähe er ihn, bewies Geduld in der Hoffnung, und befolgte die Ermahnung des Apoſtels: alles zu thun im Namen Jeſu Chriſti. Denn in Beziehung auf ihn, in Hinſicht auf ſeinen Befehl, auf ſein Verdienſt um uns, und auf ſeine Verheißung, that er alles wie unter Seinen Augen und für Ihn; und freuete ſich dabey Seines Wohlgefallens. Hierin ſetzte er die wahre Einfalt des Herzens, nämlich die edle Einfalt, die auf den großen Hauptzweck der Chriſten ihr Augenmerk allein richtet, auf dieſen alles bezieht, dieſem alles unterordnet und nachſetzt. Auch das Aeußere des Mannes — ſein immer heiterer Blick; ſein froher Sinn, der in allem, was er that und redete, ſichtbar war — zeugte von dem

innern

innern Frieden im Herzen, der aus eben dieſer Quelle des Glaubens entſprang. Denen, die von ihm belehrt ſeyn wollten, wie ſie zu ſolcher Ruhe auch gelangen könnten, antwortete er: dazu gelangt man durch die lebendige Erkenntniß Christi; und ſetzte ihnen dieſes, wenn ſie Empfänglichkeit dafür zu haben ſchienen, weiter auseinander. Seine Vorbereitung auf jeden Tag beſtand in der aufmerkſamen Betrachtung eines kraftvollen bibliſchen Spruchs, den er ſich nach dem Morgengebete aufſchlug. Dieſem Hülfsmittel verdankte er große Vortheile, und pflegte es daher auch andern nachdrücklich zu empfehlen. Er erklärte ſich ſo darüber: ein ſolcher tief ins Herz eingedrückter Spruch beſchäftige ihn den ganzen Tag; er brauche ihn als einen Stab, um ſich daran zu halten; er wehre damit aller Zerſtreuung bey ſeinen Arbeiten, daß er nie aus ſeiner Faſſung komme, nie vom Hauptwerke abſehe; er ſey endlich, wenn zu jemandes Erbauung etwas zu reden ſey, nie über den Text verlegen: denn wenn ihm kein anderer beyfalle, ſo lege er gleich den Spruch zum Grunde, über den er an dem Tage ſich ſelbſt ſchon gepredigt habe. Dieſe Tagesloofungen ſchrieb er in ſeinen Handkalender; und die letzte, kurz vor ſeinem Tode, war: Laſſet eure Lenden umgürtet ſeyn, und eure Lichter brennen. Er und Franke pflegten ſich bey der täglichen Morgencorreſpondenz ihre Tagestexte einander mitzutheilen.

Bey

Bey ſeinen Berufsgeſchäften im Waiſenhauſe, war es ihm nicht genug, bloß die äußern Arbeiten zu verrichten, ſondern ſein Blick war immer auf die Hauptſache gerichtet, nämlich, durch den äußern Dienſt, und neben demſelben, den innern und geiſtlichen Bau, worauf es bey dieſen Stiftungen eigentlich angeſehen war, möglichſt zu fördern. Mit der heilſamen Erkenntniß der Wahrheit, die Gott ihm geſchenkt hatte, wollte er auch andern nützlich werden. Er glaubte, darum redete er: und weil er zum Reden zu rechter Zeit ein beſonderes Talent empfangen hatte, ſo verſäumte er keine Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen, und hielt dieſes für ſeinen eigentlichen Hauptberuf. Einſtmals äußerte jemand in ſeinem Beyſeyn, es ſey Schade, daß ein Mann von ſolchen Gaben die Theologie aufgegeben habe. Dem antwortete er: Meinen Sie, daß ich kein Theolog mehr ſey? Wie ſteht's um Ihre Seele vor Gott? — und nun legte er ihm die Wahrheit mit ſolcher Wärme ans Herz, daß dieſer mit vielen Thränen von ihm ſchied. Es war ihm dies ſo zur Gewohnheit geworden, daß er einem jeden, der ſeinen Buchladen beſuchte, ans Herz redete, und zwar ſo, wie es ſich gerade für ſeinen Gemüthszuſtand ſchickte. Daher genoß er die Liebe und Achtung aller, die Sinn fürs Gute hatten: nur ſolche, die in ihrem Gewiſſen nicht gern aufgeregt ſeyn wollten, fürchteten und mieden ihn.

ihn. „Daß müßte gewiß ein ſehr kluger Mann ſeyn — urtheilte einſt ein ſolcher — der ſich in Elers Gegenwart ſo zu benehmen wüßte, daß er keinen Stachel ins Herz bekäme.“

Beſonders übte er dieſes ſein Hauptgeſchäft dann, wenn er die Leipziger Meſſen bereiſete. Als er die erſte Meſſe mit ſeinem kleinen Verlage bezog — um Oſtern 1698 — erfuhr er von der Gegenparthey viel Widriges. Aber er ſtand unerſchüttert feſt. Er hörte es gelaſſen mit an, als der Pöbel eines Abends ſein Haus beſtürmte und Steine in ſeine Fenſter warf, legte ſich zur gewohnten Zeit zur Ruhe, und tröſtete ſeinen verzagten Gehülfen, der ihn davon abhalten wollte, mit den Worten: Für dieſe Steine ſollen ſie uns noch Geld bringen, und einen Segen dazu mitnehmen. Und ſchon in dieſer Meſſe ſah man dies reichlich erfüllt. Jener Auflauf reizte die Neugier: der verfolgte Mann ward das Geſpräch der ganzen Stadt; Einheimiſche und Fremde kamen haufenweis, zu ſehen, zu kaufen, und etwas aus ſeinem Munde zu hören. — Mitten unter ſeinen vielen Geſchäften, die er mit außerordentlicher Pünctlichkeit verrichtete, war er immer bereit, jedem Beſuchenden etwas fürs Herz zu ſagen; auch wohl, wenn es die Umſtände geſtatteten, mit ihm im Nebenzimmer zu beten. — Denn die Gabe des Gebets war ihm ganz beſonders eigen. — Dann ging er gleich wieder an ſeine Arbeit, die aber ge-

wöhn-

wöhnlich des Tages vielmal auf gleiche Weiſe unterbrochen wurde. Bekanntlich haben Männer, die in mühſamen Geſchäften arbeiten, oft den Fehler, daß ſie unfreundlich im Umgange ſind, beſonders wenn ſie aus ihrer gewohnten Ordnung herausgehoben, oder mitten in der Arbeit geſtört werden. Dies war bey ihm nie der Fall: nie fehlte er gegen die Regel, die manchem ſo ſchwer zu beobachten iſt: *non iraſci intempeſtive accedentibus.* — Unter der Menge der Vornehmen und Geringen, die ihm in Leipzig zuſprachen, kamen viele bloß um ihrer Erbauung willen: und eben ſo war es auch in Berlin, ſo oft er ſich der Buchhandlung wegen dort aufhielt.

In Geſellſchaften war er ſehr lebhaft und aufgeweckt, und beſaß die Geſchicklichkeit, der Unterredung ein ganz eigenes Intereſſe zu geben, und ſie immer auf etwas Nützliches zu lenken. Rohe und ungeſittete Menſchen wußte er durch ſeinen Ernſt ſo zurückzuhalten, daß ſie es ſelten wagten, in ſeiner Gegenwart etwas Unanſtändiges zu reden. Seine Geſchäftsreiſen brachten es ſo mit ſich, daß er mit ſolchen Leuten oft zuſammen traf: aber oft hatte er auch die Freude, ſie durch Belehrung und Beyſpiel zu beſſern. Einſt reiſete er in einer Landkutſche mit mehrern Unbekannten zuſammen, unter denen ein angeſehener Mann war, der ſich nicht ſcheuete, Flüche über Flüche auszuſtoßen, und ſehr unzüchtige Reden zu führen. Elers erinnerte ihn freundlich und beſchei-

ſcheiden; aber der ungeſtüme Mann gerieth darüber ſo in Zorn, daß er heftig ſchimpfte, und ihn mit aufgehobener Hand zu ſchlagen drohete. Elers war zufrieden, daß er ſein Gewiſſen gerettet hatte — ſchwieg — und überwand hernach das Böſe mit Gutem. Denn noch vor Anbruch des folgenden Tages ſchämte ſich jener ſeines begangenen Unrechts ſo ſehr, daß er ihm im Beyſeyn der übrigen Reiſegeſellſchaft freywillig Abbitte that, und ſeinen Ermahnungen zur Beſſerung zu folgen verſprach. Dahin hatte ers durch ſeine dem Beleidiger unterwegs erwieſenen Dienſte gebracht: und der ganze Vorfall machte auf die Reiſegefährten einen ſolchen Eindruck, daß ſie ihm einſtimmig ihre Hochachtung bezeugten.

Auf ſeinen Reiſen hatte er auch Gelegenheit an der Beſſerung und Ueberzeugung der Juden zu arbeiten. Er betrat aber nicht den Weg des Streitens und Disputirens — den gewöhnlich die Gelehrten wählen, — weil er überzeugt war, daß man auf dieſem Wege den Zugang zum Herzen ganz verfehle. Seine Methode war folgende. Erſt ſuchte er ihnen zu zeigen, daß ſein Herz fern von Haß und Verachtung ſey, daß er ſie vielmehr aufrichtig liebe, und daß ihre Seligkeit der Wunſch ſeines Herzens ſey — nach Paulus Muſter, Röm. 9 und 10. Dann bewies er ihnen aus Moſes und den Propheten, daß man ohne Herzensreinigkeit keine Hoffnung zur Sündenvergebung und Seligkeit habe, wobey er

Pſ.

Pſ. 51, 12. zum Grunde legte. Hierauf zeigte er, daß ſie, ſo wenig, als die Chriſten in ihrem natürlichen Zuſtande, ein reines Herz hätten, und daß ſie beym Judenthume auch nicht dazu gelangen würden: aber die Chriſten könnten ſich rühmen, daß ſie Reinigung des Herzens durch den Glauben an Jeſum erlangten. Dies wußte er ihnen an ſeinem und anderer Beyſpiel darzuthun, durch Gegeneinanderhaltung des ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtandes. „Daraus folgt nun — fuhr er fort — daß Jeſus der wahre Meſſias iſt. Denn die Propheten haben in vielen Stellen, die nach dem eignen Zeugniß der jüdiſchen Lehrer vom Meſſias handeln, ausdrücklich geweiſſagt, daß der Meſſias es ſey, der den Menſchen ein neues Herz und einen neuen Geiſt gebe. Alſo durch Jeſum erlangt man Vergebung der Sünden und ewiges Leben: folglich müßt auch ihr an ihn glauben, wenn ihr ſelig werden wollt.“ Hierüber konnte er ſtundenlang ſo andringend und herzlich mit ihnen reden, daß ſie ihn mit inniger Bewegung und vielen Thränen anhörten. Und bey manchen fehlte nicht viel, daß ſie ſich von ihm hätten überreden laſſen, Chriſten zu werden; doch mangelte es den meiſten unter ihnen ſo wenig, wie jenem Könige, der dem Apoſtel dieſes Bekenntniß that, an Ausflüchten, warum es nicht möglich wäre, ſolche zu werden, wie er ſey.

Beym

Beym Waiſenhauſe beſorgte er nicht nur den Buchhandel, ſondern nahm auch — wie ſchon aus dem Vorhergehenden erhellt — an den ſämmtlichen dazu gehörigen Anſtalten durch Rathgeben und Mitwirken thätigen Antheil. Zur Belehrung ſeiner jüngern Mitarbeiter ſagte er oft: „man müſſe auch in dem, was einem nicht anbefohlen ſey, mit Hand anlegen, ſo bald es die Noth erfordere. Wer das nicht thue, der ſey dem trotzigen Hausgeſinde gleich, das unter dem Vorwande, das ſey nicht ſeine Arbeit, die Geſchäfte der Herrſchaft verſäume; und wer wohl gar erſt fragen könne; was wird mir dafür? der ſey ein Lohnknecht, und unbrauchbar im Hauſe Gottes.“ Er ſagte dies aber nicht bloß, er übte es auch ſelbſt. So arbeitete er mit Franken von Anfang an freywillig in den Oſtindiſchen Miſſionsgeſchäften, richtete die Malabariſche Buchdruckerey und Schriftgießerey ein, die von hier aus nach Trankenbar geſchickt wurde, und lernte, um dabey deſto nützlichere Dienſte zu leiſten, noch in ſeinem 49ſten Jahre, während der Anweſenheit des Miſſionarius Ziegenbalg (1715), ſo viel von der ſchweren Malabariſchen Sprache, daß er darin das Neue Teſtament fertig leſen konnte. — Als ſich nach Neubauer's Tode (1726) niemand fand, der deſſen Stelle hätte erſetzen können, und Franke darüber verlegen war, übernahm Elers, aus freyer Entſchließung, in ſeinem ſchwächlichen Alter, das Wich-

Wichtigſte von jenen ihm bis dahin fremden Geſchäften. Zwar bekam er beym Buchladen einen Gehülfen zur Unterſtützung, behielt aber doch die Oberaufſicht, und die Bereiſung der Meſſen. Dieſelbe Liebe, die ihn im Buchhandel unterwieſen und geleitet hatte, lehrte ihn auch jetzt der weitläufigen Haushaltung bis an ſein Ende mit ſolcher Klugheit vorſtehn, daß ihn die erfahrenſten Hauswirthe bewunderten. Er verdient alſo gewiß vor andern das ehrenvolle Zeugniß, daß er in der Liebe, im Dienſte, im Glauben, in der Geduld je länger, je mehr that.

Den Verluſt ſeines theuren Franke (1727), mit dem er über 30 Jahre in wahrer Bruderliebe verbunden geweſen war, empfand er tief in ſeinem fühlenden Herzen: aber er war unter den Weinenden der erſte, der ſich wieder ermannte, und nicht nur die Mitarbeiter, ſondern auch die Vorſteher des Waiſenhauſes ermunterte, getroſt fortzuarbeiten. Er ſelbſt ging darin allen mit ſeinem Beyſpiele vor, und konnte es nicht dulden, wenn manche über dieſen Verluſt nur klagten, und dadurch ſich und andere zur Verzagtheit ſtimmten. Er drückte ſich darüber ſo aus: „Der liebe Mann ſagte uns ja ſelbſt, da wir über ſeine zunehmende Schwachheit betrübt waren: Wenn ein Knecht im Hauſe ſtirbt, ſo hört darum die Haushaltung nicht auf. Und hat er daran nicht recht geredet? Alſo laßt uns nicht

kla=

klagen, ſondern Hand anlegen, und bedenken, daß dieſes Werk nicht auf den Stifter, noch auf irgend einen Menſchen, ſondern allein auf Gott gegründet iſt, und daß es nur im Glauben an ihn fortgeführt werden kann.“

Nach dieſer Schilderung des ſeltenen Mannes bedarf es wohl keiner Aufzählung ſeiner vornehmſten Charakterzüge und natürlichen Geiſtesgaben. Es fällt von ſelbſt in die Augen, daß ſich unter den letztern die glückliche Leichtigkeit im Faſſen und im Arbeiten, der ſcharfe Verſtandesblick, Muth, Fleiß, Beharrlichkeit und Unverdroſſenheit bey den mühſamſten Geſchäften, ganz vorzüglich auszeichneten. Thätigkeit war ihm ſo zum Bedürfniß geworden, daß er denen, die ihn bey ſeinem herannahenden Alter zur Arbeitserleichterung bereden wollten, die Antwort gab, die er aus Spener's Munde oft gehört hatte: Wer mir die Arbeit nimmt, der nimmt mir das Leben. Aber wahre Erleichterung bey ſeinen mühevollen Geſchäften verſchaffte er ſich durch Pünctlichkeit, durch Beobachtung der genaueſten Ordnung, — die jedoch nie ins Kleinliche und Uebertriebene ausartete — und durch die Sorgfalt, mit der er alles zu rechter Zeit aufſchrieb, ohne ſich auf die Treue ſeines Gedächtniſſes zu verlaſſen. Sein Temperament war feurig; aber durch Frömmigkeit und ſtrenge Wachſamkeit über ſich ſelbſt gelang es ihm, ſich zur Sanftmuth und Beugſamkeit ſo zu gewöh-

wöhnen, daß er darin andern als Muſter vorleuchtete. Er bewies großen Ernſt gegen alles Unrecht, ſonderlich bey ſeinen Anvertrauten; indeſſen hütete er ſich ſorgfältig, nicht aus Leidenſchaft zu handeln: und war er ja einmal davon übereilt worden, ſo nahm er ſich ein ſolches Verſehen ſo genau, daß ſeine Freunde Mühe hatten, ihn darüber zu beruhigen. Dieſelbe Demuth und anſpruchsloſe Beſcheidenheit, wodurch Franke und andere ausgezeichnete Männer jenes Zeitalters ſo liebenswürdig waren, fand ſich auch bey ihm. Von der Ehre deſſen, was durch ihn geſchah, maßte er ſich ſo wenig etwas an, als von den Gütern, die er andern erwarb. Wer ihn loben wollte, dem pflegte er zu ſagen: „Können ſich die Calcanten der Orgel rühmen, daß ſie ſchöne Muſik machen helfen? Und wie kann ich mir das annehmen, wenn mich Gott bey ſeinem Werke zu etwas gebraucht hat?“

Sein Beyſpiel predigt laut, was fromme Demuth und wahres Chriſtenthum vermöge, und wie man auch unter großer Zerſtreuung durch äußerliche Geſchäfte, und in jedem Berufe und Stande ein redlicher Chriſt ſeyn, und zur wahren Wohlfahrt anderer wirken könne, wenn man nur wolle. Breithaupt ſchrieb nach Elers Tode: „Recordans, ab initio quid Ille praeſtiterit et agendo et patiendo: minora puto omnia, quae ſcribentur de ipſo:“ und darin ſtimmen ihm alle bey, die damals

mals etwas zu ſeinem Lobe öffentlich geredet oder geſchrieben haben. — Seine letzte Krankheit — der er im Anfang mit angeſtrengten Kräften Widerſtand zu thun verſuchte — war ein bösartiges hitziges Fieber. Er litt mit ſtiller Gelaſſenheit, im beſtändigen Aufſehen auf den, deſſen Dienſte er ſein ganzes Leben gewidmet hatte, und ſchlummerte am 13ten Tage der Krankheit, in ſeinem 62ſten Lebensjahre, im Beyſeyn und unter den Segnungen des Paſtor Freylinghauſens, ſanft in eine beſſere Welt hinüber.

V.

Georg Andreas Weiſe.

Geboren zu Aſtrachan 1737.

Geſtorben zu Magdeburg 1792.

Obgleich der Mann, deſſen Andenken die folgenden Blätter gewidmet ſind, weder durch ſeine Schickſale noch durch ſeine Gelehrſamkeit mit den in dem Vorangehenden verglichen werden kann, auch einer ſpätern Zeit angehört hat, ſo verdient doch das Wenige, was über ihn geſagt iſt, ſchon deswegen aufbewahrt zu werden, weil es die Grundſätze des ſel. Knapp, über die beſte Art zu predigen, zwar kurz aber doch ſehr lehrreich darſtellt. Es iſt aus der Vorrede genommen, welche er den erſt nach Weiſens Tode (Halle 1793) herausgegebenen Predigten deſſelben über die Sonntags- und Feſttags-Epiſteln in ausführlichen Entwürfen, voranſchickte.

Georg Andreas Weiſe war der Sohn Georg Friedrichs, eines dem ſel. A. H. Franke als Amanuenſis ſehr werthen Mannes. Auf ſeine Empfehlung war er Hausprediger bey dem ruſſiſchen General, Grafen von Münnich, in St. Petersburg geworden. Da aber der Graf nach Sibirien gehen mußte, wollte er ihm dahin nicht folgen, blieb jedoch

doch vors erſte noch in Rußland, und ſtand verſchiedenen kleinen deutſchen lutheriſchen Gemeinden, beſonders der in Aſtrachan, als Prediger vor. In dieſer Stadt wurde Weiſe 1737 geboren, und kam in ſeinem fünften Jahre nach Halle, wohin ſein Vater (1743) als Oberinſpector der deutſchen Schulen des Waiſenhauſes von dem Sohn und Nachfolger A. H. Frankens, dem D. G. A. Franke, berufen war. Seine erſte Bildung erhielt er in den Lehranſtalten des Waiſenhauſes. Unter der Anleitung einiger geſchickten Lehrer der lateiniſchen Schule erlangte er in den Vorbereitungswiſſenſchaften, und vornehmlich in den alten Sprachen, nicht gemeine Kenntniſſe. Den akademiſchen Unterricht benutzte er vom Jahre 1754 an, und beſuchte die theologiſchen Vorleſungen der damaligen hieſigen Lehrer, Franke, Michaelis, Baumgarten, Freylinghauſen, und beſonders meines ſeligen Vaters. Der letztere liebte und ſchätzte ihn ganz vorzüglich: er war daher in meinen Kindheitsjahren oft im Hauſe meiner Eltern; ich gewann ihn ſchon damals lieb, und in meinem reifern Alter wurde das Band vertrauter Freundſchaft unter uns geknüpft. Von dem zweyten halben Jahre ſeiner akademiſchen Studien an, gab er in den Schulen des Waiſenhauſes Unterricht, um ſich dadurch recht frühzeitig zu ſeiner künftigen Beſtimmung, als Lehrer, vorzubereiten. In ſeinem ganzen Leben bekannte er's mit dankbarem Herzen,

zen, daß dieſe Uebung ihm große Vortheile gebracht, und zu ſeiner völligen Ausbildung das meiſte beygetragen habe. Im Jahre 1756 wurde ihm zugleich die nähere Aufſicht über einen Theil der Waiſenkinder anvertrauet; 1757 ward er Inſpector bey der Mädchenſchule und 1759 Inſpector der Knabenſchule. Hierauf kam er 1760 nach Dresden, als Lehrer bey den Kindern des churſächſiſchen Kabinetsminiſters, Freyherrn von Ende, kehrte aber, ohnerachtet er dort in einer ſehr glücklichen Lage war und die vortheilhafteſten Ausſichten hatte, in dem folgenden Jahre, den Wünſchen ſeiner Eltern gemäß, wieder nach Halle zurück, und wurde ſeinem Vater als Oberinſpector über die ſämmtlichen Bürgerſchulen des Waiſenhauſes adjungirt. Dieſes Amt verwaltete er bis 1768, wo er den Ruf als Diaconus an der hieſigen Georgenkirche in Glaucha annahm. Im Jahre 1774 wurde er erſter Prediger bey dieſer Gemeinde. Sein Wille war es wohl nie geweſen, Halle zu verlaſſen; aber 1783 erhielt er ganz unvermuthet den Ruf zur zweyten Predigerſtelle an der Katharinenkirche in Magdeburg, und die Umſtände fügten ſich ſo, daß er die deutlichen Spuren der göttlichen Vorſehung dabey nicht verkennen konnte. Hier ſtand er bis in das Jahr 1792, wo ihn Gott zu großem Schmerz ſeiner Gemeinde am 16. Junius abrief. Er genoß in Magdeburg, ſo wie vorher in Halle, allgemeine Achtung, Liebe

und

und Zutrauen ſeiner Gemeinde, ſeiner Amtsgehülfen, und aller, die ihn näher kannten. Denn er war ein Mann von geprüfter Rechtſchaffenheit; treu in ſeinen Amtsgeſchäften, exemplariſch in ſeinem öffentlichen und häuslichen Leben, und ſeiner Gemeinde nicht bloß durch öffentliche Vorträge, ſondern auch durch lehrreichen Privatunterricht nützlich. Auch an ſeinem Beyſpiel ſahe man den hohen Werth einer religiöſen Erziehung und frühzeitigen Fröminigkeit. Denn die Kraft des Evangeliums, das er predigte, hatte er von Jugend auf an ſeinem eigenen Herzen erfahren; er bekannte ſich daher mit Wort und Wandel zur Lehre deſſelben, und ſein ganzes Beſtreben ging dahin, ſeine Anvertrauten auf den Weg zu leiten, worauf er ſelbſt wandelte, feſt überzeugt, daß dieſer am gewiſſeſten zur wahren Glückſeligkeit führe. Er war von ſanftem Charakter, demüthig, beſcheiden, duldſam; offen und unverſtellt, ein treuer, redlicher Freund; unermüdet thätig, wo etwas Gutes zu ſtiften war; vorſichtig und bedachtſam in ſeinen Entſchließungen, feſt und beharrlich bey Ausführung derſelben. Seine mannichfaltigen Kenntniſſe wußte er in den öffentlichen Lehrvorträgen und im geſellſchaftlichen Umgang auf eine ſehr gemeinnützige Art mitzutheilen. Er blieb aber nicht bey dem ſtehen, was er in frühern Jahren gelernt hatte, ſondern er ging mit ſeinem Zeitalter fort. Neben den brauchbarſten theo=

theologiſchen Schriften, die er fleißig geleſen hatte, las und ſtudirte er auch die neuern, und ließ das Gute darin nicht unbenutzt. Denn er glaubte, der Ausſpruch Jeſu ſey nicht umſonſt aufgezeichnet: „daß der Religionslehrer dem Beyſpiel eines klugen Hausvaters folgen müſſe, der aus ſeinen geſammelten Vorräthen Altes und Neues nehme, um von beidem für ſich und für andere weiſen Gebrauch zu machen.“ Matth. 13, 52.

Nun von ſeinen Grundſätzen, in näherer Beziehung auf Inhalt und Einrichtung dieſer Predigten. Er war der Meinung, daß die chriſtliche Glaubenslehre mit der Sittenlehre in genauer Verbindung ſtehe: die Bewegungsgründe zur Sittlichkeit müßten aus der erſteren hergenommen werden: denn der chriſtliche Tugendwandel ſey Frucht und Folge des Glaubens an das Evangelium von Jeſu Chriſto. Mit Recht behauptete er, daß es der Lehrart Jeſu und ſeiner Apoſtel nicht gemäß ſey, wenn das eine von dem andern getrennt werde. Bey ſeiner großen Achtung für die heilige Schrift ließ er ſich's angelegen ſeyn, die in derſelben enthaltenen Wahrheiten ſeinen Zuhörern, ohne Beymiſchung fremder Zuſätze, vorzutragen. Auch brauchte er häufig bibliſche Ausdrücke und Redensarten, und bezog ſich gern auf Schriftſtellen, indem dies, wie die Erfahrung lehrt, oft von

größerm Nutzen iſt, ſtärker auf das Herz wirkt, und, aus ſehr begreiflichen Urſachen, bleibendere Eindrücke darin zurückläßt, als wenn dieſelbe Sache mit andern Worten geſagt wird. Doch blieben dergleichen Wörter und Redensarten nicht unerklärt, ſo bald ſie ihm einer Erläuterung zu bedürfen ſchienen. Bisweilen geſchah dies nur mit wenigen Worten, oft aber auch ausführlich. Ohne ſich auf eigentliche Widerlegung ſchriftwidriger Vorſtellungen in der Glaubenslehre, oder auf gelehrte Beweisführung einzulaſſen — denn beides gehörte, nach ſeiner Einſicht, nicht für den Kanzelvortrag — vertheidigte er doch die erkannte Wahrheit mit Wärme, nahm auf die Einwendungen dagegen Rückſicht, ſpürte den Quellen derſelben nach, und ſuchte ſie zu verſtopfen; zeigte auch, daß die Forderungen der Lehre Jeſu ihren guten Grund in der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur haben, und den Bedürfniſſen derſelben genau angepaßt ſind. Ihm war es gewiß, daß der eigentliche Beruf eines evangeliſchen Lehrers der ſey, Jeſum Chriſtum zu predigen, das iſt, zu zeigen, was Chriſtus für uns gethan habe, und was ſeine Lehre von uns fordere. Das Evangelium von ſeiner Verſöhnung, der wir unſere Begnadigung bey Gott zu verdanken haben, hielt er mit Paulus für ein von Gott verordnetes kräftiges Mittel zur Beſeligung aller derer, die daran glauben. Er blieb alſo hier ganz bey den

einfachen Vorſtellungen der heiligen Schrift, und zeigte, nach dem Vorgang derſelben, wie aus dem Glauben an Jeſum, den Heiland der Welt, aufrichtige und dankbare Liebe zu ihm, und aus dieſer Liebe willige Beobachtung aller ſeiner Gebote herfließe. Davon ging er in ſeinen Vorträgen beſtändig aus, darauf führte er alles zurück. Allen ſolchen Meinungen, die mit dem Geiſt des ächten Chriſtenthums in Widerſpruch ſtehen, und auf den Lebenswandel der Chriſten nachtheilig wirken, arbeitete er mit Ernſt und Nachdruck entgegen. — Unter ſeinen Zuhörern waren mehrere redlichgeſinnte Chriſten, aber auch manche unbefeſtigte und mit allerley Vorurtheilen eingenommene, die ſich an die Geſellſchaft jener mit anſchloſſen. Auf dieſe nahm er oft in ſeinen Vorträgen Rückſicht, und ſuchte ſie durch ſanfte Belehrung zurechtzuweiſen, und vor Fehltritten zu verwahren. Daher ſeine öfteren Warnungen vor geiſtlichem Stolz, vor unzeitiger Bekehrſucht, vor dem unbefugten Richten unſerer Mitbrüder und der liebloſen Verachtung und Herabwürdigung derſelben. Daher die mehrmals wiederholten Bemerkungen: daß man in den an ſich nützlichen Beförderungsmitteln zur Gottſeligkeit nicht die Gottſeligkeit ſelbſt ſetzen, nicht an äußerem Formenwerk hangen, noch auf gewiſſe menſchliche Vorſtellungsarten, oder unterſcheidende Ausdrücke, einen ſolchen Werth legen müſſe, als wenn darin

das Weſen des wahren Chriſtenthums ſelbſt beſtehe. Darum zeigte er oft, wie man bey aller anſcheinenden Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten und Ausdrücke, dennoch in der Hauptſache Eines Sinnes ſeyn könne.

Es war ihm nicht darum zu thun, die Zuhörer bloß angenehm zu unterhalten, oder ſie nur auf kurze Zeit zu erſchüttern, und ſchnell vorübergehende Affecten bey ihnen aufzuregen, ſondern ſeine Bemühung ging hauptſächlich dahin, durch den Verſtand auf das Herz zu wirken. Daher befleißigte er ſich eines ungekünſtelten und lichtvollen Vortrags, und ſuchte den eigentlichen Lehrton zu treffen, den er für den geſchickteſten hielt, Ueberzeugung und Beſſerung bey ſeinen Zuhörern zu bewirken. Er glaubte, daß uns auch hierin die Reden Jeſu und der Apoſtel zum Muſter dienten, und daß man von den Pauliniſchen Grundſätzen hierüber, 1 Corinth. C. 1—3, nicht abweichen müſſe. Dabey aber fehlte es ſeinen Religionsvorträgen nicht an Kraft und Nachdruck, ſie waren vielmehr eindringend und rührend; denn er redete die Sprache des Herzens, die wieder zu Herzen geht. Sein mündlicher Vortrag gewann dadurch viel, daß er frey war, ohne ſich im Ausdruck und in Wendungen ängſtlich an den ſchriftlichen Entwurf zu binden. Dies war ſonderlich der Fall bey der nähern

Zu-

Zueignung am Schluß der Predigten, wo er ganz aus der Fülle des Herzens redete. Man findet daher in dieſen Entwürfen mehrmals ſtatt der Anwendung nur einen einzelnen kurzen Satz, oder eine gutgewählte Schriftſtelle, worüber er mündlich weitere Erläuterung gab.

Die vielen Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die ein Religionslehrer in unſern Zeiten, ſowohl in ſeinem Amt überhaupt, als auch bey ſeinen öffentlichen Vorträgen zu überwinden hat und oft ſo wenig überwinden kann, waren ihm aus der Erfahrung genau bekannt; aber er ließ ſich dadurch weder zur Muthloſigkeit verleiten, noch in ſeinen oben angeführten Grundſätzen irre machen. Da er als Prediger einer Stadtgemeinde auch gebildete Zuhörer hatte: ſo nahm er auf dieſe allerdings Rückſicht — wie dies auch in dieſen Entwürfen ſichtbar iſt — aber von keiner unter ſeinen Predigten wird man behaupten können, daß ſie Sachen abhandelte, die bloß dieſen verſtändlich ſind, oder daß ſie in einem Vortrage gehalten wäre, den bloß dieſe faſſen können. Zu den gebildeten Ständen gehört ſelbſt in großen Städten faſt immer nur die kleinſte Anzahl der Gemeindeglieder, und beſonders der wirklichen Zuhörer der Predigten. Nur für dieſe zu predigen, und die andere weit zahlreichere Claſſe darüber zu vernachläſſigen, hielt er für unverantwort-

wortlich; und war dabey überzeugt, daß die Sachen, die ein Prediger eigentlich vorzutragen habe, von der Art wären, daß ſie auch dem gemeinſten Zuhörer deutlich gemacht werden könnten. Von Dingen, die nur wenigen erreichbar wären, müſſe nicht gepredigt werden, ſondern von dem, was auch der Einfältigſte faſſen und zum Genuß für ſein Herz anwenden könne. Wie er übrigens das Verfahren derer beurtheilt habe, die unter dem Vorwande, daß ſie für Gebildete predigten, die eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums aus ihren Vorträgen ganz ausſchließen, erhellt aus dem, was im Vorhergehenden geſagt iſt.

VI.

VI.

Vermiſchte Aufſätze und Abhandlungen.

I.

Ueber die Phariſäer und Sadducäer.

Bey dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus ſollte man eine zuſammenhängende Geſchichte beider Parteyen, eine Unterſuchung ihres Urſprungs, nebſt einer deutlichen Darſtellung ihrer Grundſätze und Unterſcheidungslehren erwarten. Aber er handelt bloß gelegentlich, und an den meiſten Orten nur wie im Vorbeygehn von ihnen. Was man bey ihm findet, ſind einzelne Materialien und Bruchſtücke, bey deren Zuſammenſetzung und Verbindung viele Lücken übrig bleiben, die man mit Hypotheſen füllen muß. Selbſt ihre dogmatiſchen Unterſcheidungslehren werden zum Theil ſo dunkel und zweydeutig von ihm vorgetragen, daß die Ausleger über den wahren Sinn ſeiner Worte von jeher geſtritten haben. Und bey dem allen verſichert er doch im Anfang ſeiner Lebensbeſchreibung, daß er von Jugend auf vielen Fleiß angewendet habe, die jüdiſchen Secten kennen zu lernen und ihre Grundſätze zu unterſuchen. In

rei=

reifern Jahren bekannte er ſich zur Phariſäerpartey. Aber die Nachrichten, die er von dieſer Secte und ihren Gegnern, den Sadducäern giebt, ſind lange nicht ſo ausführlich und genau, als die von den Eſſenern. So merkwürdig auch die Secte der Eſſener iſt: ſo hatten doch Phariſäer und Sadducäer weit größeren Einfluß in den Staat, in die Sitten und Denkungsart der Nation, als dieſe ſtillen Sonderlinge. Man ſage nicht: Joſephus ſchrieb für Juden, bey denen er vieles als bekannt vorausſetzte. Denn nicht bloß für Juden, ſondern vornehmlich für Auswärtige ſetzte er ſeine Geſchichte auf.

Von dem Urſprung beider Parteyen findet man nichts bey ihm. Er begnügt ſich zu ſagen, daß die drey jüdiſchen Secten ſehr alt wären (Alterth. 18, 2.). Das erſte Mal gedenkt er ihrer in der Geſchichte des Maccabäers Jonathan, als dieſer in ſeinen letzten Jahren ein Bündniß mit den Römern und Spartanern machte. Damals, ſagt er (Alterth. 13, 9.), waren drey Secten unter den Juden. Nicht, als wären ſie damals erſt entſtanden — ſondern die Meinung ſcheint zu ſeyn, um dieſe Zeit wären ſie erſt recht bekannt, und ihr Einfluß auf das Volk und die öffentlichen Angelegenheiten merklicher geworden, als vorher. Alſo, die Fragen: wenn ſind ſie entſtanden? und: was gab die Veranlaſſung zu ihrer Entſtehung? laſſen ſich aus Joſephus nicht beantworten. Indeſſen finden

finden ſich in der Geſchichte der jüdiſchen Nation, und ſelbſt der Phariſäer und Sadducäer gewiſſe Spuren, denen man nur nachgehen darf, um die Entſtehungsart beider Secten zu finden, und hieraus läßt ſich denn auch einigermaßen auf die Zeit ihrer Entſtehung ſchließen. Nach Alexanders des Großen Tode kamen die Juden unter die Herrſchaft der griechiſchen Könige, die über Syrien und Aegypten regierten. Dies iſt der Zeitpunct, da die mündlichen Ueberlieferungen bey ihnen vornehmlich zu gelten anfingen. Sie geben den Antigonus von Socho, der zu den Zeiten des ägyptiſchen Königs Ptolemäus Soter lebte, für den Hauptbeförderer der ſogenannten miſchniſchen Lehrart aus. Nur wenige Juden konnten damals das moſaiſche Geſetzbuch noch in der Urſchrift leſen. Die Sprache der Juden in Syrien und Judäa war die aramäiſche, die zwar eine mit dem hebräiſchen verwandte Mundart iſt, aber doch ſo viel Eigenthümliches und vom Hebräiſchen Abweichendes hat, daß die gemeinen Hebräer ſchon zu Jeſaias Zeiten (Cap. 36, 11.) einen aramäiſch redenden nicht verſtanden. Nach dem Geſetzbuch Moſe — das dem größten Theil der Nation nun immer unverſtändlicher wurde — mußte gleichwohl in bürgerlichen und gottesdienſtlichen Dingen entſchieden werden. Es war die Grundlage des Religionsunterrichts und wurde in den Synagogen vorgeleſen.

Sollte

Sollte es verſtändlich ſeyn, ſo mußten es die Gelehrten auslegen und überſetzen, wovon ſich ſogar ſchon zu Esra's Zeit Spuren finden, Nehem. 8, 7. 8. Wer die Geſchichte der Juden in dieſem Zeitpunct kennt, wird dieſen Geſetzauslegern wenig Kenntniß und Geſchmack zutrauen. Aber beym Volke ſtanden ſie in großen Anſehn; es glaubte ihnen auf ihr Wort. Was den Geſetzlehrern an eigener Geſchicklichkeit und Einſicht fehlte, das ſuchten ſie durch das Anſehn der ältern Lehrer zu erſetzen, auf deren Ausſprüche, die ſie oft falſch verſtanden, oder wohl gar erdichteten, ſie ſich beſtändig beriefen. Aber es war auch die damalige Verfaſſung und Lage der jüdiſchen Nation ganz anders, als zu Moſes Zeiten. Ihre Sitten, Meinungen und Denkungsart hatten ſich allmählig in vielen Stücken ſehr geändert. Moſes gab ſein Geſetz für ein freyes unabhängiges Volk: jetzt aber ſtanden ſie ſchon ſeit langer Zeit unter der Botmäßigkeit fremder Regenten. Dieſe Veränderungen, die mit der Nation vorgegangen waren, machten nicht allein viele von den alten Geſetzen unbrauchbar, ſondern forderten auch ganz neue Verordnungen, an welche Moſes gar nicht hatte denken können. Wie ſollte man nun dieſen Bedürfniſſen abhelfen? Man wollte nicht das Anſehn haben, als änderte man das Geſetzbuch, als ſchaffte man die darin wirklich enthaltenen Gebote ab. Man half ſich alſo mit Erklärungen; bald nahm man unvermerkt etwas hinweg,

bald

bald ſetzte man etwas hinzu; kurz man feilte ſo lange daran, bis endlich ein Sinn heraus kam, der mit den Abſichten der Geſetzlehrer und mit den Umſtänden des Orts und der Zeit übereinſtimmte. Hätten die Geſetzausleger mehr Aufklärung, mehr richtige und vernünftige Religionskenntniß gehabt; hätten ſie ſich weniger von Eigennutz und Nationalvorurtheilen regieren laſſen: wie viel würden ſie nicht zur Cultur und Sittenverbeſſerung des Volks haben beytragen können! Sie würden Jeſu gleichſam vorgearbeitet haben, der den großen Plan, das Geſetz zu vervollkommnen und vollſtändiger zu machen (Matth. 5, 17.), ſo glücklich ausführte. Aber, anſtatt es zu vervollkommnen, huben ſie es — wie Chriſtus ſagt — durch ihre Zuſätze und falſchen Deutungen gänzlich auf. Matth. 15, 6. Um dieſen Zuſätzen, Auslegungen und Aenderungen ein deſto ehrwürdigeres Anſehn zu geben, überredeten ſie das Volk, daß alles dieſes nicht von ihnen erfunden, ſondern daß es Ueberlieferung der Vorwelt ſey. Sie gaben vor, Gott habe, außer den ſchriftlich aufgezeichneten Geſetzen, noch andere gegeben, die ſchriftlichen dadurch zu erklären und ihre Anwendung zu erleichtern. Dieſe Auslegungen hätten ſich von Moſes Zeiten an unter den Häuptern und Lehrern der Nation durch mündliche Ueberlieferung erhalten. Sie wuchſen nach und nach zu einer ungeheuren Menge an. Man ſchätzte ſie dem

ge=

geſchriebenen Geſetz gleich, oder zog ſie ihm vielmehr wirklich vor, nannte ſie das zweyte Geſetz משנה und machte ſchriftliche Sammlungen davon, woraus nach Chriſti Zeiten der Talmud entſtanden iſt. Die Lehrer und Ausleger der jüdiſchen Geſetze kommen im neuen Teſtamente unter dem Namen der Schriftgelehrten und Geſetzverſtändigen (*νομικοι; νομοδιδασκαλοι, γραμματεις*) oft vor. Sie waren nicht bloß Theologen, ſondern auch Rechtsgelehrte. Denn die moſaiſchen Geſetze und die Ueberlieferungen ſchränkten ſich nicht bloß auf Religion und Theologie ein, ſondern umfaßten zugleich alles, was zur bürgerlichen Verfaſſung und Staatsregierung gehört. Beides war aufs genaueſte verbunden und gleichſam in einander verwebt. Mit dem Geſetz beſchäftigte ſich, nach Moſes Verordnung, vorzüglich der Stamm Levi und die Prieſter. Aber auch andere Juden, die nicht zum Stamm Levi gehörten, legten ſich darauf, wie z. E. die Propheten, die bald aus dieſem, bald aus jenem Stamm auftraten. Die Geſetzlehrer machten alſo die gelehrte Claſſe des Volks aus. Ihre Gelehrſamkeit war gewöhnlich von ſehr geringem Umfang, und ſchränkte ſich bloß auf das moſaiſche Geſetz und die Traditionen ein. Aber dieſe enthielten eben die Grundſätze der ganzen gottesdienſtlichen und bürgerlichen Verfaſſung der Juden. Was war alſo natürlicher, als dieſes, daß Männer, die im Beſitz dieſer Kenntniſſe waren,

die

die wichtigſten Aemter im Staat und in der Kirche erhielten? daß ſie an der Regierung Antheil bekamen? die Gerichtsſtühle beſetzten und den öffentlichen Gottesdienſt nach ihrem Gutbefinden einrichteten? Sie konnten aber ihre Abſichten nicht erreichen, wenn nicht eine gewiſſe Uebereinſtimmung und Vereinigung unter ihnen Statt fand, daß nicht einer ſo, der andere anders lehrte. In dieſer Vereinigung der ſtrengſten unter den miſchniſchen Lehrern iſt nun eigentlich der Urſprung der Phariſäerpartey zu ſuchen. Es gab einige Lehrer, die von den mündlichen Ueberlieferungen und Ergänzungen des Geſetzes nichts als gültig anerkennen wollten: andere gingen einen Mittelweg, wollten zwar nicht alle Traditionen geradezu verwerfen, legten ihnen aber doch keinen ſo hohen Werth bey, und ſetzten ſie dem geſchriebenen Geſetze nach. Dieſe Verſchiedenheit der Meinungen, wovon wir in der Geſchichte die deutlichſten Spuren finden, verurſachte eine Trennung unter ihnen. Die ſtrengſten Anhänger der Ueberlieferungen ſchieden ſich von den gemäßigtern und von den völlig erklärten Gegnern der Traditionen, und behielten endlich bey ihrer Menge, und bey dem großen Anhang, den ſie ſich unter dem Volk zu erwerben wußten, die Oberhand. Sie vereinigten ſich zu einer beſondern Geſellſchaft, die ſich immer genauer verband, um ihre Entwürfe mit vereinigten Kräften auszuführen, und ihrer Gegenpartey

mit

mit deſto glücklicherm Erfolg entgegen zu arbeiten. Sie rühmten ſich einer beſondern Strenge und Heiligkeit, und gaben ſich, wie Joſephus ſagt, für Lieblinge Gottes aus. Daher legten ſie ſich den Namen פְּרוּשִׁים, oder Phariſäer bey, welches Abgeſonderte oder Heilige bedeutet. In der damaligen Landesſprache der paläſtiniſchen Juden war פרש ein ſehr gewöhnliches Wort, welches mit dem Hebräiſchen בדל und קדש ausſondern, heiligen, einerley Bedeutung hatte, und daher in den chaldäiſchen Umſchreibungen des A. T. beiden Wörtern oft entſpricht. Auch die Rabbinen ſagen, daß ſie dieſen Namen deswegen bekommen hätten, weil ſie ſich abſonderten von aller Unreinigkeit, ſich von dem großen Haufen durch ſtrenge Beobachtung der Geſetze unterſchieden und eben ſo auszeichneten, wie ehedem die Naſiräer. Von dem Stifter dieſer Partey wird nirgends etwas gemeldet. Sie mag auch wohl nicht irgend einen einzelnen Lehrer zum Urheber gehabt haben: ſie iſt wahrſcheinlich nach und nach entſtanden und erſt um die Zeit recht bemerkt worden, da ihr Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten wichtig zu werden anfing, welches nach der oben angeführten Stelle aus dem Joſephus (Alterth. 18, 2.) in den letzten Jahren Jonathans geſchehen iſt. Aber den Anfang ihrer Entſtehung muß man in viel frühere Zeiten ſetzen. Es iſt wohl nicht zu weit gegangen, wenn man behauptet, daß

ſie

ſie wenigſtens drey Jahrhunderte vor Chriſto ſchon da geweſen ſeyn müſſe, da die Juden ſchon von da an den Hauptanfang der miſchniſchen Lehrart rechnen. — Ihre vornehmſten Gegner waren die Sadducäer. Daß ſie von einem gewiſſen Sadok, einem Schüler des Antigonus von Socho, ihren Namen haben, iſt bloß Nachricht ſpäterer Juden lange nach der zweyten Zerſtörung Jeruſalems, wovon ſich nichts beym Joſephus findet. Die ganze Erzählung, die die Juden von ihrem Urſprung geben, ſieht völlig wie eine Rabbiniſche Erdichtung aus. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß der Name Sadducäer (צדוקים) von צדיק hergeleitet werden müſſe. Nur glaube ich nicht, daß es richtig iſt, wenn man dieſes Wort durch Gerechte überſetzt. Vielmehr ſcheint es Rechtgläubige oder Orthodoxen anzuzeigen. Im Hebräiſchen und den verwandten Mundarten bedeutet צדק oft Wahrheit, wahre Religion, ingleichen Rechtgläubigkeit, Orthodoxie. Das Wort *δικαιοσυνη*, womit man צדק wörtlich überſetzt, hat daher bisweilen dieſelbe Bedeutung bey den griechiſchen Juden. Sie nannten ſich ſo im Gegenſatz gegen die Phariſäer. Wie ſie dazu kamen, gerade dieſen Unterſcheidungsnamen anzunehmen? läßt ſich aus der Stelle des Joſephus, die von dem Hauptgrund der Verſchiedenheiten beider Parteyen handelt, leicht abnehmen. „Die Phariſäer, ſagt er (Alterth. 13, 18.),

 ſchrei-

ſchreiben dem Volk viele Geſetze vor, die Ueberlieferungen der Vorfahren ſind, die aber in Moſes Geſetzbuch nicht ſtehn und eben darum (δια τουτο; weil ſie nämlich nicht im Geſetzbuch ſtehn) werden ſie von den Sadducäern verworfen. Die Sadducäer behaupten, nur das geſchriebene Geſetz ſey als Geſetz verbindlich; was zur Ueberlieferung gehöre, brauche man nicht zu beobachten. Beide Parteyen haben hierüber die heftigſten Streitigkeiten geführt." — Mußte nicht eine Partey, die ſo dachte, eine Secte, bey welcher die Ueberlieferungen alles galten, für irrgläubig halten? Konnte ſie ſich nicht in Vergleichung mit ihr, den ehrenvollen Namen der Rechtgläubigen beylegen? Selbſt der Name Phariſäer war einer nachtheiligen Deutung fähig. Er ſollte Ausgeſonderte oder Heilige bedeuten: aber er konnte auch Schismatiker anzeigen, d. i. ſolche, die ſich von den Rechtgläubigen trennten, von den Rechtgläubigen (צדיקים), die nur die heiligen Nationalbücher der Juden als Erkenntnißgrund anſahen. Daß die Phariſäer auch ihrer Seits nicht unterlaſſen haben, die Sadducäer zu verfolgen und als Irrgläubige beym Volk verdächtig zu machen, beweiſt die Geſchichte hinlänglich. Auch im Talmud und bey den Rabbinen, die völlig Phariſäiſchen Grundſätzen folgen,

gen, werden die Sadducäer mit allen bey den Juden üblichen Ketzernamen belegt, heißen z. B. המינים, אפיקורוסין, u. ſ. w. Alſo hat der Wolfenbüttelſche Ungenannte *) wohl nicht Recht, wenn er behauptet, die Sadducäer wären von den übrigen Juden nicht unter die Ketzer gezählt worden, ohnerachtet ſie die wichtige Lehre von der Seelenunſterblichkeit geleugnet hätten.

Das Anſehen der Phariſäer und ihr Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten war ſchon lange vor den Zeiten Jeſu ſehr groß. Das Volk hielt ſie für frömmer als andere, und für die beſten Geſetzausleger. (Joſephus, vom jüd. Kriege, I, 4.) Das allgemeine Zutrauen, das man in ihre Kenntniſſe und Einſichten ſetzte, öffnete ihnen den Weg zu den wichtigſten Stellen im Staat. Zu Chriſti Zeiten beſtand der hohe Rath zu Jeruſalem größtentheils aus Phariſäern: und aus den Nachrichten der Evangeliſten erhellt, daß beynahe alles von ihrem Wink abhing. Zwar gab es auch Beyſitzer des Raths zu Jeruſalem, die ſich zur Sadducäerſecte bekannten (zu welcher ſich ſonderlich viele angeſehene und reiche Juden hielten), wie unter andern die Erzählung Apoſtelgeſch. 23. beweiſet. Selbſt der Hoheprieſter, Ananus, der Jacobus, den Bruder Jeſu, ſteinigen ließ, war ein Sadducäer. (Jo=

*) In Leſſings Beyträgen zur Geſchichte und Literatur ꝛc. Vierter Beytrag. Viertes Fragment.

(Joſeph. Alt. 20, 8.). Sie konnten aber, wie Joſephus verſichert (Alt. 18, 2.), wenig nach ihrem Sinn ausführen. Daher nahmen ſie auch ungern öffentliche Aemter an, und wenn ſie es thaten, ſo pflegten ſie, wie es am angeführten Ort heißt, den Phariſäern beyzutreten, weil ſie das Volk ſonſt nicht dulden würde. Ich verſtehe dies ſo, daß ſie zwar ihre Privatmeinungen als Sadducäer behielten, aber doch nach Phariſäiſchen Grundſätzen entſcheiden mußten, weil dieſe einmal im Staat eingeführt und allgemein begünſtigt waren. Der größte Theil der gelehrten Juden bekannte ſich zu der Partey der Phariſäer, wie auch Paulus ehedem, als er noch Jude war. In den Evangelien werden daher Schriftgelehrte und Phariſäer oft zuſammengeſetzt, und ſogar eins mit dem andern als gleichbedeutend verwechſelt, z. E. Matth. 22, 35. vergl. Marc. 12, 28. Die öffentlichen Gebete, und alles, was zum Gottesdienſte gehörte, war nach ihrer Vorſchrift eingerichtet. (Joſephus, Alt. 18, 2.) Sie erwarben ſich die Achtung des gemeinen Volks durch ihre ſcheinbare Tugend und Mäßigkeit, durch ihre Religioſität und Pünctlichkeit in Beobachtung des Geſetzes (Matth. 15. Luc. 11, 38. 42.), durch ihr häufiges Beten und Faſten (Matth. 6, 5. C. 23, 13. Luc. 5, 33. C. 18, 12.), ihr öffentliches Almoſengeben (Matth. 6, 1. 2.) und durch viele andere Dinge, die dem großen Haufen Hochachtung

und

und Ehrerbietung für ſie einzuflößen im Stande wa-
ren. Ihre Sitten waren gefällig und einſchmeichelnd, und ihr Betragen gegen Geringere ſehr herablaſſend und geſchmeidig. Ihre Hauptbemühung ging dahin, ſich durch Gunſt des Volkes mächtig und furchtbar zu machen. (Joſeph. Alt. 13, 18.) In ihrer Gewalt ſtand es, ſelbſt die Oberhäupter der Nation und die angeſehenſten Prieſter verdächtig und verhaßt zu machen. Alles, was ſie gegen dieſe ſagten, wurde vom Volke geglaubt. (Joſeph. am angef. Ort.) Die Geſchichte des Johann Hyrkanus und des jüdiſchen Königs, Alexander, giebt hievon den augenſcheinlichſten Beweis. Und wer erſchwerte Jeſu die Ausführung ſeiner Abſichten ſo ſehr, als eben dieſe Partey? So ſehr ſie auch für Aufrechthaltung und Beobachtung des Geſetzes zu eifern ſchien; ſo nachgebend war ſie doch auch hierin gegen das Volk. Um ſich des Volkes Gunſt zu erhalten, beſtrafte ſie die begangenen Verbrechen mit großer Gelindigkeit. Die Sadducäer hingegen zeichneten ſich durch ſtrenge Ahndung aus. (Joſeph. Alt. 13, 18. B. 20, 8.) Die Phariſäer erhielten und ſtärkten das Volk in der Meinung, daß äußere Beobachtung des Geſetzes und der gottesdienſtlichen Gebräuche hinlänglich ſey, ſich der Gnade Gottes zu verſichern, und daß Gott um der Verdienſte des Abraham willen und der übrigen frommen Vorfahren der Nation, ihre Nachkommen begnadige: ein Vorurtheil, das

unter

unter den Juden ſo allgemein und ſo tief gewurzelt war, daß es Chriſtus und ſeine Apoſtel bey aller Gelegenheit beſtreiten mußten. Die Phariſäiſche Sittenlehre beſtand größtentheils aus einem Gewebe ſophiſtiſcher Grundſätze. Sie war eine Kaſuiſtik, die die Kunſt lehrte, aus allen alles zu machen, aus Unrecht Recht, und aus Laſtern Tugend, wenn man nur fein genug zu unterſcheiden wußte. Aus der Beobachtung unbedeutender Kleinigkeiten wurde ein Verdienſt gemacht: hingegen die wichtigſten Pflichten bey Seite geſetzt und vernachläſſigt. So ſchildert Jeſus ihre Sittenlehre überall (z. E. Matth. 23, 16—30. Luc. 11, 39—52.), und ſchon ſeine Bergpredigt, die ſo viele ihrer falſchen Sätze widerlegt und berichtigt, giebt einen Begriff davon. Aus dem Talmud und den Schriften der Rabbinen ſieht man, wie allgemein ſolche falſche Grundſätze durch die Bemühung der Phariſäer unter den Juden geworden ſind. Unter allen ihren irrigen Lehren und Meinungen, die Chriſtus in ſeinen Reden anführt und mißbilligt, iſt beynahe keine einzige, die man nicht in dieſen Schriften gleichfalls vorgetragen fände. Den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit des gemeinen Volks wußten ſie zur Vergrößerung ihres Anſehns ſehr vortheilhaft zu benutzen. Sie gaben vor, daß einige unter ihnen göttliche Offenbarungen und die Gabe der Weiſſagung hätten. (Joſeph. Alt. 17, 3.) Auch gab es nach Matth. 12, 27. Teu-

felsbeſchwörer unter ihnen. Die Mittel, die ſie zur Heilung oder Linderung ſolcher Krankheiten, die man der Einwirkung böſer Dämonen zuſchrieb, brauchten, lernt man größtentheils aus dem Joſephus (Alt. 8, 2. Jüd. Kr. 7, 6.) kennen.

Von der innern Einrichtung und Regierung der Phariſäerpartey findet man beym Joſephus nicht viel Befriedigendes. Weit umſtändlicher redet er von der Verfaſſung der Eſſener. Von den Phariſäern ſagt er (vom jüd. Kr. 2, 7.), ſie hielten ſehr zuſammen und ſtänden in genauer Verbindung unter einander. Dieſe Einigkeit, dieſes Zuſammenhalten der Phariſäer, gab ihnen die größte Stärke und den mächtigſten Einfluß. Verſtellungskunſt beſaßen ſie im hohen Grade, und gegen alle, die nicht zu ihrem Orden gehörten, waren ſie ſehr zurückhaltend und verſchwiegen. Auf Subordination und Ordensgehorſam hielten ſie mit vieler Strenge. Die Jüngeren betrugen ſich ſehr ehrerbietig gegen die Alten; ſie durften nicht antworten, oder widerſprechen, wenn ſie von ihnen erinnert wurden. (Joſephus, vom jüd. Kr. 18, 2.) Die Oberen und Häupter der Partey (οἱ πρωτοι των Φαρισαιων) werden beym Joſephus von den übrigen unterſchieden, die zu den gemeinen Mitgliedern, oder zu den Lehrlingen der Phariſäer gehörten, welche letztere im N. T. μαθηται τῶν Φαρισαιων heißen, Matth. 22, 15. 16. Wer ein Eſſener werden wollte, mußte

nach

nach Joſephus Bericht gewiſſe Probejahre aushalten. Vielleicht war bey den Phariſäern etwas Aehnliches. Daß es unter ihnen verſchiedne Grade gegeben hat, und daß nicht alle, die Phariſäer hießen, darum auch in alle Geheimniſſe der Geſellſchaft eingeweiht waren, iſt aus der Geſchichte unleugbar. Zu den Phariſäern werden, wie es ſcheint, oft diejenigen ſchon gerechnet, die nur phariſäiſche Schulen beſucht und phariſäiſche Lehrer gehört hatten. Mehrere Juden bekannten ſich bloß äußerlich zur Phariſäerparthey, um der Vortheile willen, die ſie dadurch zu erlangen hofften, ohne darum eifrige Vertheidiger ihrer Meinungen zu ſeyn. Selbſt Joſephus ſcheint zu dieſer Gattung zu gehören. Nach ſeiner eigenen Nachricht in ſeiner Lebensbeſchreibung hielt er ſich zu dieſer Secte. An einigen Orten macht er eine ſehr vortheilhafte Beſchreibung von ihr, ſagt z. B. (Alterth. 18, 2.): daß ſie ihr großes Anſehen in allen Städten des jüdiſchen Landes ihrer Tugend, ihrer Einſicht und mäßigen Lebensart zu verdanken habe. Aber anderwärts urtheilt er deſto nachtheiliger von ihnen. Kurz vorher (Alterth. 17, 3.) beſchreibt er ſie als Leute voller Liſt und Stolz, die ſich ſelbſt Königen widerſetzten und ſie beſtritten.

Es iſt viel, daß dies ſelbſt ein Phariſäer ſagt: aber ſein Urtheil wird durch die Geſchichte vollkommen gerechtfertigt. Eine kurze Ueberſicht der vornehmſten Begebenheiten und Veränderungen, die

ſich

ſich mit dieſer Partey zugetragen haben, wird hier am rechten Ort ſtehn. Man wird daraus den Geiſt dieſer Secte, ihre Grundſätze und Abſichten beurtheilen lernen. Im Jahr vor Chriſti Geb. 135 kam der jüdiſche Ethnarch und Hoheprieſter Johann Hyrkanus zur Regierung. Er war ein Schüler der Phariſäer geweſen, und begünſtigte ſie auch nach ſeinem Regierungsantritt ſo ſehr, daß ihre Macht und ihr Einfluß in Staats- und Kirchenſachen immer größer wurde. Dafür wurde Hyrkan wieder von ihnen unterſtützt und in der Gunſt des Volks befeſtigt. Er gab ihnen die Erlaubniß, ihm ſeine Fehler freymüthig anzuzeigen. Ein Phariſäer, Namens Eleazar, wollte Gebrauch davon machen, und that ihm einſtmals bey einem Gaſtmahl den Antrag, daß er ſein Hohesprieſterthum niederlegen und bloß Ethnarch bleiben ſolle, weil er, als Sohn einer Gefangenen, nicht Hoherprieſter ſeyn könne. Seine Mutter ſollte, nach einem unter den Juden ausgeſtreuten falſchen Gerücht, unter Antiochus Epiphanes in der Gefangenſchaft geweſen ſeyn. Hyrkan fand ſich hierdurch ſehr beleidigt. Jonathes, ein Sadducäer, hatte ſich Hyrkans Freundſchaft und Zutrauen erworben, und nutzte dieſen Vorfall, die Phariſäer zu ſtürzen. Er wußte beym Hyrkan den Verdacht zu erwecken, daß dies Gerücht mit Vorwiſſen der übrigen Phariſäer ausgebreitet ſey. Vergeblich ſuchten dieſe ihre Unſchuld

dar-

darzuthun. Sie beſtraften zwar den Eleazar; aber eben dadurch machten ſie ſich beym Hyrkan noch verdächtiger, da ſie ihm nicht Todesſtrafe, ſondern bloß Schläge und Gefängniß zuerkannten. Hyrkan verließ die Phariſäerpartey, und ging zu den Sadducäern über. Nun wurden die von den Phariſäern gemachten Anſtalten und Einrichtungen, nebſt allen eingeführten Traditionen und Satzungen gänzlich aufgehoben, ja es wurde ſogar Strafe darauf geſetzt, wenn ſie ferner jemand beybehalten würde. (Joſephus, Alterth. 13, 18.) Dieſer Schritt hatte für Hyrkan, für ſeine Familie und Söhne, die nach ihm regierten, ſehr nachtheilige Folgen. Die Ungnade des Fürſten minderte die Gunſt und Achtung der Phariſäer beym Volke nicht: den Phariſäern aber war es ſehr leicht, ihn, nebſt ſeiner ganzen Familie, allgemein verhaßt zu machen. Die Partey der Sadducäer war nicht ſo zahlreich, als die Phariſäiſche; aber gerade die Vornehmſten, Angeſehenſten und reichſten Juden hielten es mit der Secte der Sadducäer. (Joſephus, Alt. 13, 18. B. 18, 2.) Die Urſachen davon ſind leicht einzuſehn. Der Despotiſmus, den die Phariſäer übten, mußte den Vornehmern nothwendig verhaßt ſeyn. Sie glaubten, daß es unter ihrer Würde ſey, dem Volk zu ſchmeicheln und ſich von ihm und ſeinen Führern abhängig zu machen. Daher mißbilligten ſie die Mittel, wodurch die Phariſäer den Beyfall des Volkes

zu

zu erhalten ſuchten. Die falſche Höflichkeit und ſcheinbare Herablaſſung, wodurch ſich jene zu empfehlen ſuchten, war ihnen verhaßt. Daher kam es auch wohl, daß ihnen die Phariſäer Härte und Rauhigkeit im Betragen vorwarfen. (Joſephus vom jüd. Kr. 2, 7.) Die freyere Denkungsart, die unter den Sadducäern herrſchte, trug ſehr viel dazu bey, ihnen bey dem vornehmern und aufgeklärtern Theil der Nation Beyfall zu verſchaffen. Bey den Phariſäern ging alles nach den einmal angenommenen Satzungen, die ſie für Geſetz Gottes ausgaben. Was die Lehrer behaupteten, mußte ohne Widerrede und ohne weiter nach Gründen zu fragen, blindlings angenommen werden. Die Sadducäer hingegen entſchieden nach Moſes Geſetz, nicht nach den Erklärungen und Zuſätzen der Lehrer. Jeder hatte die Freyheit, in ſolchen Dingen, die im Geſetz nicht genau beſtimmt waren, verſchiedener Meinung zu ſeyn. Bey ihnen war es, nach Joſephus Zeugniß (Alt. 18, 2.), ſehr gewöhnlich, über gelehrte Materien mit ihren Lehrern zu diſputiren und ihre Meinungen dafür oder dawider freymüthig vorzutragen. Unter den reichen und angeſehenen Juden fehlte es auch nicht an ſolchen, die Wollüſtlinge waren und ein ausſchweifendes, üppiges Leben führten. Dieſe brauchten die Sadducäiſche Lehre, daß mit dieſem Leben alles aus ſey, zur Entſchuldigung und Vertheidigung ihrer Lebensart. Solche praktiſche Sadducäer

ſchil-

ſchildert das Buch der Weisheit im zweyten Capitel.

Hyrkans Nachfolger in der Regierung blieben bey ſeinen Grundſätzen, die er in ſeinen letzten Jahren angenommen hatte, und ſuchten die Phariſäerparten zu unterdrücken. Aber ihre Macht wurde dadurch nicht geſchwächt. Auf ihr Anſtiften brach unter der Regierung des jüdiſchen Königs, Alexander, eine fürchterliche Empörung gegen den König aus. (Joſeph. Alt. 12, 21 f.) Es entſtand ein bürgerlicher Krieg, der 6 Jahre dauerte, worin auf beiden Seiten viel Blut vergoſſen wurde. Endlich ſiegte Alexander, und ließ 800 der vornehmſten Empörer kreuzigen *). — Kurz vor ſeinem Tode, im Jahr vor Chr. Geb. 78 rieth er ſeiner Gemahlin, Alexandra, die ihm in der Regierung folgen ſollte, ſich mit den Phariſäern auszuſöhnen. Alle Unglücksfälle während ſeiner Regierung, und die Erbitterung des Volks gegen ihn, erklärte er für eine Folge des Haſſes dieſer Partey. Sie folgte ſeinem Rath,

*) Dies iſt das erſte Beyſpiel in der jüdiſchen Geſchichte, daß dieſe Art der Todesſtrafe von Juden vollzogen wird. Sie hatten ſie vermuthlich unter den Perſern kennen gelernt, bey denen ſie üblich war. Seit der Zeit wurde ſie unter ihnen ſehr gewöhnlich, beſonders nachdem ſie unter Römiſche Herrſchaft gekommen waren. Denn auch bey den Römern war ſie üblich. Es wurden Sclaven, Majeſtätsverbrecher und Rebellen gekreuzigt. Daher auch Jeſus, weil man ihn als einen ſolchen Verbrecher angeklagt hatte.

Rath, berief nach ſeinem Tode die Häupter der Pha=
riſäer zuſammen und erklärte, daß ſie ohne ihre Ein=
willigung nichts unternehmen werde. Sie überließ
es ihnen auch gänzlich, was für ein Schickſal der
noch unbegrabne Leichnam ihres Gemahls haben ſolle.
Dieſes that die erwünſchte Wirkung. Die erklärten
Feinde Alexanders wurden nun mit einem Mal ſeine
Lobredner beym Volk und ſein Leichnam wurde mit
großem Gepränge beerdigt. Nun regierten die Pha=
riſäer wieder, und alle Staats= und Kirchenſachen
gingen durch ihre Hände. Die Traditionalſatzungen,
die Hyrkan aufgehoben hatte, erlangten ihre vorige
Gültigkeit wieder; alle Verbannten und Gefangenen
unter der vorigen Regierung wurden zurückberufen
und in Freyheit geſetzt. Sie drangen auf die Be=
ſtrafung und Hinrichtung derer, die dem König
Alexander zur Kreuzigung der 800 Rebellen gerathen
hatten. Unter dieſen befanden ſich gerade die Häup=
ter der Nation, die bisher den größten Antheil an
der Staatsregierung gehabt hatten und die ſich mei=
ſtentheils zur Sadducäerſecte bekannten. Es wurden
auch wirklich mehrere nach einander hingerichtet,
und noch auf mancherley andere Art an der Gegen=
partey Rache geübt. Selbſt Joſephus tadelt dies
Verfahren der Alexandra. Er urtheilt von ihr (Alt.
13, 24.), ſie habe ſich den Feinden ihres Hauſes
anvertraut, habe den Staat ſeiner Stützen beraubt,
und zu vielen Uneinigkeiten, die erſt nach ihrem Tode

aus=

ausbrachen, den Grund gelegt. Ihr jüngerer Sohn, Ariſtobul, war den Phariſäern nicht günſtig, und bemächtigte ſich, mit Hülfe ihrer Gegner, der Regierung. Aber ſein älterer Bruder, Hyrkan II. — der nicht zum Herrſchen, ſondern zum Gehorchen geboren war — wurde von den Phariſäern unterſtützt, und mit ihnen verband ſich Antipater, aus Idumäa, der Günſtling Hyrkans. Zwiſchen beiden Brüdern entſtand ein Krieg: beide riefen den Römer, Pompejus, zu Hülfe. Pompejus nahm den Ariſtobul gefangen, eroberte den Tempel, beſtätigte den Hyrkan als Fürſten und Hohenprieſter der Juden, und unterwarf ihn der römiſchen Oberherrſchaft. Von der Zeit an blieben die Juden beſtändig von den Römern abhängig. Die Phariſäer ſahen es nun wohl ein, daß ſie am meiſten Schuld daran waren. Aber es war zu ſpät. Je mehr ſie ſich beſtrebten, der Nation Freyheit und Erleichterung zu verſchaffen, deſto ſchwerer und drükkender wurde ihr Joch und die aufrühreriſchen Grundſätze, die durch ſie immer allgemeiner gemacht wurden, zogen dem jüdiſchen Staat endlich den völligen Untergang zu. Das Mißvergnügen und die Unzufriedenheit der Juden wurde ſonderlich ſeit Herodes des Großen Zeit immer größer und allgemeiner. Wider den Willen der Nation wurde er — ein Ausländer, ein geborner Idumäer! — von den Römern, 40 Jahr vor Chriſti Geburt, zum König

über

über Judäa ernannt. Die Römer ſuchten die ausländiſchen Nationen, die von ihnen abhängig waren, zur Verlaſſung ihrer bisherigen Sitten und Gebräuche zu bewegen und nach und nach römiſche bey ihnen einzuführen. Beſonders war ihnen jüdiſche Religion und Gebräuche verhaßt. Dieſes wußte Herodes. Um ſich bey den Römern beliebt zu machen, faßte er den Entſchluß, das Volk von dem jüdiſchen Aberglauben (wie ihn die Römer nannten) abzuziehn und allmählig zu römiſchen Sitten zu gewöhnen. Dies war gerade die empfindlichſte Saite, die man nie berühren konnte, ohne die Juden zum höchſten Grad der Erbitterung zu reizen. Dazu kam noch ſein äußerſt ſchlechter Charakter und ſein faſt unglaublicher Argwohn, der ihn zur Tyranney und zu den fürchterlichſten Grauſamkeiten aller Art verleitete. Bey dieſen Umſtänden wurde es den Phariſäern leicht, Freyheitsliebe und Religionseifer beym Volk immer mehr anzufachen. In kurzer Zeit verbreitete ſich unter der Nation ein faſt allgemeiner Enthuſiasmus, den die Phariſäer nährten und ſtärkten, weil ſie ihren Vortheil dabey zu finden glaubten. Man ſah unter der Oberherrſchaft der Römer und unter der Regierung Herodes, die Zeiten eines Antiochus Epiphanes wiederkehren. Der heldenmüthige Eifer der Aſmonäer, des Prieſters Mattathias und ſeiner tapfern Söhne, der Maccabäer, rettete die Juden damals von der Tyranney ihrer

Feinde, und gab ihnen Religionsfreyheit und Unabhängigkeit wieder. Durch dieſe, und ähnliche Begebenheiten, glaubten ſie auch jetzt zu gleichen Erwartungen berechtigt zu ſeyn. Sie zweifelten auch gar nicht an der augenſcheinlichſten Hülfe Gottes, die er ſeinem Lieblingsvolke nicht verſagen könne. Hieraus läßt ſich die große Abneigung der Juden gegen die Römer und die von ihnen geſetzten Regenten, und die bis zum Unſinn weit getriebene Widerſetzlichkeit ſehr leicht erklären. Herodes kannte die Macht der Phariſäer. Er bot alle ſeine Liſt und Verſchlagenheit auf, ihre nachtheiligen Entwürfe zu vereiteln. Bald ſuchte er aus den Uneinigkeiten, die unter ihnen entſtanden waren, Vortheil zu ziehn (Joſephus, Alterth. 15, 1 f.), bald verſuchte er ſie durch Strenge und Härte zu ſchrecken, bald durch Gelindigkeit und Nachgeben zu gewinnen. Aber er konnte ſeinen Zweck nicht völlig erreichen. Als er ſich von dem Volke den Eid der Treue und des Gehorſams ſchwören ließ, wurden auch die Phariſäer dazu angehalten. Allein ſie waren durch nichts dazu zu bewegen und Herodes ſah ſich ihres Anhangs und anderer Umſtände wegen genöthigt, ſie ungeſtraft zu laſſen. (Joſeph. Alt. 15, 13.) Noch größer war ihre Widerſetzlichkeit mehrere Jahre nachher, als die Juden dem Kaiſer Auguſt und dem König Herodes den Eid der Treue leiſten ſollten. Alle bequemten ſich dazu; nur die Phariſäer nicht. Die

Zahl

Zahl der Eidweigerer belief ſich an 6000 Perſonen. Auch diesmal fand es Herodes nicht für gut, nach der Strenge mit ihnen zu verfahren. Er belegte ſie bloß mit einer Geldſtrafe, welche die Gemahlin ſeines eigenen Bruders Phreroras für ſie bezahlte. Sie hatte die Phariſäerparthey immer heimlich begünſtigt und unterſtützt. Dafür weiſſagten die Phariſäer ihr und ihrer Familie das Königreich. Endlich legten ſie den Grund zu einer förmlichen Verſchwörung wider Herodes, brachten von ſeinen eigenen Hofleuten viele auf ihre Seite, und beſtachen ſie mit Gelde. Noch zu rechter Zeit entdeckte Herodes ſcharfſichtiges Auge ihre Entwürfe und ließ einige der vornehmſten Theilnehmer unter ihnen hinrichten. (Joſephus, Alterth. 17, 3.)

Nach der Abſetzung und Verweiſung des Königs Archelaus wurde Judäa im ſechsten Jahr nach Chr. Geb. zu einer Römiſchen Provinz gemacht, das Vermögen der Einwohner regiſtrirt und ihnen Tribut aufgelegt. Von der Zeit an wuchs der Haß der Juden gegen die Römer immer ſichtbarer, und der Geiſt der Widerſetzlichkeit wurde immer allgemeiner. Zuletzt brach eine förmliche Empörung aus, die ſich im Jahr Chr. 70 mit dem gänzlichen Untergang des jüdiſchen Staats endigte. Es iſt wahr, daß der Untergang des Staates durch die Bedrückungen der Römer und durch die Habſucht und Tyranney ihrer Statthalter, die ſie nach Syrien und Judäa ſchick-

ſchickten, beſchleunigt wurde. Aber, wenn ſie auch wirklich mehr Billigkeit und Gerechtigkeit bewieſen hätten: ſo iſt doch kaum glaublich, daß die Juden jemals willig gehorcht und die Pflichten guter Bürger erfüllt haben würden. Es war ihnen unerträglich, unter fremden Oberherren zu ſtehn. Aufrühreriſche Grundſätze wurden ihnen, ſonderlich von den Phariſäern, von Jugend auf eingeprägt. Man nahm die Religion, die Geſchichte der Vorzeit und alles übrige zu Hülfe, wodurch Muth und Freyheitseifer erweckt werden konnte und harrete nun nur auf einen günſtigen Augenblick, ſich in den Beſitz der längſt gewünſchten Unabhängigkeit zu ſetzen. Man gab vor, es ſey unrecht, Heiden und Unbeſchnittenen zu gehorchen, und gründete dieſe Behauptung auf eine unrichtige, völlig im Phariſäiſchen Geiſt gemachte Auslegung der Stelle, 5 Moſ. 17, 14. 15. Wie konnte Gott auch ihnen — ſeinen Geliebten, und Abrahams Kindern — ſeinen Beyſtand verſagen? Je drückender die Noth wurde, deſto größer wurde der Enthuſiasmus, deſto allgemeiner und ſehnlicher die Erwartung eines Anführers und Regenten, der noch mehr leiſten ſollte, als die heldenmüthigen Heerführer zu den Zeiten ihrer Vorfahren, mehr, als Moſes, die Richter und Maccabäer. Der Meſſias, aus dem Königsſtamm Davids (dem ein ewiges Königreich verheißen war, 2 Sam. 7, 13. Pſ. 89 fg.) ſollte, nach ihrer Meinung, dieſer Held

und

und Befreyer ſeyn. Aber er ſollte nicht bloß Retter und Befreyer ſeyn, ſondern Weltbeherrſcher und Univerſalmonarch. Eine falſche Deutung vieler dichteriſchen Stellen des A. T., die frohe Blicke in die Zukunft enthalten und das Glück künftiger Zeiten unter dem Bilde des wiederkehrenden goldenen Weltalters ſchildern (z. B. Jeſ. 11, 6—16.), ſcheint dieſer Schwärmerey immer mehr Nahrung gegeben zu haben. Zur Zeit des jüdiſchen Krieges traten viele Enthuſiaſten auf, die ſich bald für den Meſſias ſelbſt, bald für ſeine Herolde, die ihm den Weg bereiten ſollten, ausgaben. Die ſchwärmeriſchen Erwartungen unter den Juden im römiſchen Reich innerhalb und außerhalb Paläſtina waren ſo allgemein und ſo bekannt, daß ſelbſt römiſche Schriftſteller davon reden *). Als Judäa zu einer römiſchen Provinz gemacht wurde, gab es mehrere Empörer, welche behaupteten, man müſſe den Römern keinen Tribut geben (φορον Ῥωμαιοις οὐ τελειν), und, außer Gott, niemand als Oberherrn anerkennen. Unter dem gemeinen Volk bekamen ſie viel Anhang, ſonderlich ſeit Geſſius Florus Zeiten, bis endlich die Empörung gegen die Römer völlig ausbrach. (Joſeph. Alterth. 18, 2.) Joſephus rechnet,

 außer

*) Die Stellen im Sveton, Veſpaſ. C. 4. und im Tacitus, Geſchichtb. V. Cap. 13. ſind bekannt. Letzterer erwähnt auch *antiquas ſacerdotum literas*, worauf man ſich berufen habe.

außer dem Galiläer Simon (vom jüd. Kr. 2, 7.), beſonders den Judas Gaulonites, oder Galiläus, unter die Hauptanführer dieſer Empörer. (Alt. 18, 1. 2.) Judas verband ſich mit einem Phariſäer, Namens Sadduk. Beide forderten das Volk zum Abfall von den Römern auf, und raubten und mordeten unter dem Vorwand des Eifers für die Freyheit ihres Vaterlandes. Joſephus nennt die Partey dieſer Aufrührer die vierte jüdiſche Secte und erweiſt ihr die unverdiente Ehre, ſie φιλοσοφιαν und ihre Mitglieder φιλοσοφους zu nennen. Nach ſeiner ausdrücklichen Verſicherung ſtimmten ſie übrigens völlig mit den Phariſäern überein, nur daß ſie einen ganz außerordentlichen Freyheitseifer zeigten, und behaupteten, Gott allein ſey ihr Regent und Oberherr. Ehe ſie ſich entſchloſſen, irgend einen Sterblichen dafür zu erkennen, ſtanden ſie lieber die ausgeſuchteſten Martern aus. Es iſt ſichtbar, daß dem Joſephus viel daran gelegen iſt, dieſe Leute von den Phariſäern zu unterſcheiden. Aber er kann es ſelbſt nicht leugnen, daß ſie phariſäiſche Grundſätze gehabt haben. Er bewundert auch ihren Muth, ihre Freyheitsliebe und Standhaftigkeit. In Meinungen und Grundſätzen waren die Phariſäer gewiß nicht von ihnen unterſchieden. Auch ſie wünſchten nichts mehr, als Befreyung von römiſcher Oberherrſchaft und unterließen auch nicht, dem Volke Hoffnung dazu zu

machen.

machen. Nur ſahen die Klügern unter ihnen wohl ein, daß dies ſo ſchnell nicht geſchehn, noch auch durch ſo gewaltſame Mittel bewerkſtelligt werden könne. Sie riethen ſogar oft öffentlich zum Gehorſam und Frieden, nicht, als glaubten ſie, daß das Streben nach Unabhängigkeit unrecht ſey; ſondern weil ſie einſahen, daß dies vorjetzt unzeitig ſeyn und die Sclaverey der Nation vergrößern werde. Man ſehe Joſephus eigene Lebensbeſchr. im Anfang und vergleiche damit die Geſch. des jüd. Kr. II, 16. V, 9. auch die Stelle, Joh. 11, 48. — Doch gingen ſie dabey ſehr behutſam zu Werke. Den Römern wollten ſie nicht als Theilnehmer und Beförderer der Empörung verdächtig werden: aber ihre Landsleute ſollten auch nicht glauben, daß ſie es mit ihren Unterdrückern hielten. Einen ſehr deutlichen Begriff, von ihrer Art zu denken und zu handeln, giebt die vom Matthäus Cap. 22, 15 fg. und vom Lucas C. 20. erzählte Geſchichte. Sie fragten Jeſum: ob es recht ſey dem Kaiſer Tribüt zu geben, oder nicht? Antwortete er, es ſey recht, ſo war es ihnen leicht, ihn beym Volke, und ſelbſt bey ſeinen bisherigen Anhängern, verhaßt zu machen. Denn in der Perſon des Meſſias erwartete man eben den großen Befreyer der Nation. Sagte er: es ſey unrecht Tribut zu geben, ſo konnten ſie ihn als Empörer und Aufwiegler bey den Römern verklagen. Daß dies ihre Ab-

ſicht

ſicht war, ſagt Lucas (20, 20.) ausdrücklich. Jeſus ſagte keins von beiden, ſondern antwortete ſo, daß ſie ihm nichts anhaben konnten, und ſeine Klugheit bewundern mußten. Und dennoch verklagten ſie ihn nachher als Empörer, ſagten: er habe verboten Tribut zu zahlen, habe ſich zum König aufgeworfen und ſich Anhang unter dem Volke gemacht. Luc. 23, 2.

Nun iſt noch übrig, daß ich von zwey Meinungen handle, worin Phariſäer und Sadducäer von einander abgingen. Die eine betrifft die Lehre vom Fatum, die andere: von der menſchlichen Seele und ihrem Zuſtand nach dem Tode.

Die Lehre der Phariſäer vom Fatum trägt Joſephus an drey verſchiedenen Orten vor. (Alterth. 13, 9. B. 18, 2. Jüd. Kr. 2, 7.) Auf den erſten Blick ſcheinen ſich dieſe Stellen zu widerſprechen. Denn einmal ſagt er, ſie behaupteten: alles geſchehe durchs Fatum; ein andermal aber: einiges, aber nicht alles, ſtehe in der Gewalt des Verhängniſſes. Doch erklärt er ſich ſo darüber, daß ſich beides vereinigen läßt, wie ſich hernach zeigen wird. In allen dieſen Stellen braucht er das Wort ειμαρμενη, deſſen ſich auch die Stoiker und andere griechiſche Philoſophen bedienten, die eine abſolute Nothwendigkeit behaupteten. Er hat die Gewohnheit, Religion, Gebräuche und Gelehrſamkeit der Juden und Griechen mit einander zu vergleichen, um den Auswärtigen von der jüdi-

ſchen

ſchen Nation vortheilhaftere Begriffe, als ſie gewöhnlich hatten, beyzubringen. Daher vergleicht er die Phariſäerſecte mit den Stoikern und verſichert, daß ſie ihr ſehr nahe komme (im Anf. ſeiner Lebensbeſchr.), die Partey der Eſſener hingegen mit den Pythagoräern. (Alterth. 15, 13.) Seitdem die Griechen und ihre Literatur den Juden etwas bekannter geworden war: gab es immer einige unter ihnen, die verſchiedene Sätze der griechiſchen Philoſophen annahmen, und mit ihren Lehren und Meinungen zu verbinden ſuchten. Ohne Zweifel wären zu Joſephus Zeiten auch unter den Phariſäern einige, die dies thaten, und ſelbſt Joſephus gehört zu dieſer Claſſe. Aber ſehr übereilt wäre es, wenn man dies von der ganzen Partey behaupten wollte. Aus der bloßen Uebereinſtimmung der Worte läßt ſich noch nicht auf die Uebereinſtimmung der Meinungen ſchließen. Denn die griechiſchredenden Juden brauchen manche Ausdrücke, die ſie von den Griechen entlehnen, in einem ganz andern Sinn, als dieſe. Auch in den Schriften der Griechen ſelbſt hat das Wort εἱμαρμενη verſchiedene Bedeutungen. Die Aehnlichkeit beider Secten, die Joſephus behauptet, iſt ſicher nicht in Lehren und Meinungen zu ſuchen, ſondern eigentlich darin, daß beide in ihrem äußeren Betragen eine gewiſſe Strenge und geſetzliche Pünctlichkeit beobachteten. Faſt alle ſolche Secten unter allen Nationen ſind mit den Stoikern verglichen worden,

den, ohne auf die Verſchiedenheit ihrer Grundſätze, wonach ſie handelten, Rückſicht zu nehmen. Selbſt nach dem Joſephus dachten die Phariſäer über das Fatum ganz anders, als die Stoiker. Wenn die jüdiſchen Rabbinen von Prädeſtination, von göttlichen Rathſchlüſſen und deren Einfluß auf menſchliche Handlungen und Schickſale reden, ſo brauchen ſie das Wort גְּזַר und גְּזֵרָה. Auch in den Chaldäiſchen Umſchreibungen des A. T. bedeutet dies Wort: Geſetz, Edict, Rathſchluß, und das Stammwort גזר, beſchließen, beſtimmen, anordnen. Dieſes hebräiſche Wort ſcheint dem griechiſchen ειμαρμενη beym Joſephus zu entſprechen. Letzteres wählte er darum mit Fleiß, weil es bey den griechiſchen Philoſophen ſo gewöhnlich war. Das Neue Teſtament druckt es durch die populären Worte: ὁριζειν, προοριζειν, ὡρισμενη βουλη, το ὡρισμενον, προγνωσις, προθεσις aus, Luc. 22, 22. Apgeſch. 2, 23. C. 4, 28. C. 10, 42. C. 17, 26. 31. Röm. 8, 29. 30. Eph. 1, 5. 11.

In dem Vortrag der Lehren: von Gottes Vorſehung, von ſeinem Einfluß und Mitwirkung bey den Handlungen der Menſchen, und von der Freyheit des menſchlichen Willens — wird man bey den Juden und ihren verſchiednen Secten wohl keine recht deutliche Begriffe und beſtimmte Ausdrücke erwarten. Dies iſt wohl die wahre Urſach, warum Joſephus Worte ſo ſchwankend und zweydeutig ſind,

und

und eben dies verurſachte ſo verſchiedne Hypotheſen zu ihrer Erklärung. Die Meinungen der Juden über die göttliche Vorſehung und Mitwirkung bey den Handlungen und Schickſalen der Menſchen laſſen ſich, nach meiner Einſicht, in drey Claſſen bringen. I. Viele begnügten ſich zu ſagen: alles ſtehe in der Hand Gottes, ohne ſeinen Willen könne der Menſch nichts thun, ohne ſeinen Willen könne ihm nichts begegnen. Bey dieſer einfachen und populären Vorſtellung blieben, unter andern Juden, auch die Eſſener ſtehn, ohne ſich in Grübeleyen und Spitzfindigkeiten darüber einzulaſſen. Joſephus ſagt von ihnen, ſie lehrten: von Gott hange alles ab (Alterth. 18, 2.), oder, wie er es anderwärts gelehrter ausdrückt (Alt. 13, 9.): alles ſtehe in der Gewalt des Verhängniſſes (εἱμαρμενη); Aus Zuſammenhaltung beider Stellen erhellt zugleich, daß bey ihm θεος (βουλη θεου) und εἱμαρμένη im Grunde einerley iſt, gerade ſo, wie bey den Rabbinen גזירה mit אלהים, oder עצה אלהים als gleichbedeutend verwechſelt wird. II. Andere wollten dabey nicht ſtehen bleiben. Sie meinten, man könne dadurch auf den Gedanken kommen, Gott ſey Urheber, Theilnehmer und Beförderer des Böſen in der Welt; die menſchliche Freyheit werde dadurch aufgehoben und abſolute Nothwendigkeit behauptet. Sie ſagten alſo: Gott wirkt bey dem Böſen nicht mit. Ferner: Gutes und Böſes, Glück und Unglück iſt in der Gewalt

walt des Menſchen und hängt von ſeinem Verhalten ab. So lehrten die Sadducäer. Ihre Behauptung ſtand noch mit einer andern Lehre ihres Syſtems in Verbindung, nämlich mit der: daß es nach dem Tode keine Belohnungen und Strafen gebe. Daß ſie die Vorſehung geleugnet haben, iſt unerweislich. Zwar ſagt Joſephus (Alt. 13, 9.): die Sadducäer leugnen das Verhängniß, ſie halten es für ein Nichts. Aber in welchem Sinn ſie es leugneten, lehrt die gleich darauf folgende Erklärung, ſonderlich wenn man ſie mit einer andern Stelle dieſes Schriftſtellers (vom jüd. Kr. 2, 7.) vergleicht. Nach der erſten Stelle behaupteten ſie: der Menſch wäre ſelbſt Urheber ſeines Glücks, und wäre auch an ſeinem Unglück durch eigene Unbeſonnenheit Schuld. Die zweyte iſt noch deutlicher: Gott nehme nicht Theil an böſen Handlungen, und wirke dabey nicht mit. Bloß von dem Menſchen hange die Wahl des Guten oder Böſen ab: eins von beiden werde jedem zu Theil, nach ſeinem eigenen Willen. Konnte einer, der ſo lehrte, nicht auch behaupten, das Verhängniß ſey ein Nichts, ohne darum die Vorſehung zu leugnen? Wenn ſich ein Unglücklicher, oder ein Verbrecher damit entſchuldigte, oder tröſtete: das Verhängniß habe es ſo über ihn beſchloſſen;

ſo

ſo konnte der Sadducäer zu ihm ſagen: „Das Verhängniß iſt ein Nichts! Du biſt ſchuld an deinem Unglück, die böſe That hing von deinem Willen ab.“ Der Sadducäer konnte ſich hierin ſehr *irren*: aber leugnete er darum die Vorſehung? — Man fand aber bald, daß beide Vorſtellungsarten nicht hinreichten die Sache zu erklären, und daß beide auf zwey entgegenſtehende Extreme hinführten. Die *erſte* ſchien abſolute Nothwendigkeit vorauszuſetzen, die Freyheit des menſchlichen Willens aufzuheben und Gott zum Urheber des Böſen zu machen. Die *andere* ſchien der Erfahrung zu widerſprechen. Dieſe beweiſt, daß der Menſch nicht immer Urheber ſeines Glücks oder Unglücks ſey, daß er für das Gute nicht immer belohnt, und für das Böſe nicht immer beſtraft werde. Allerdings konnte dieſe Lehre auch auf den Gedanken führen, daß Gott für die irdiſchen Angelegenheiten nicht ſorge, wenn dies gleich die Urheber derſelben damit nicht ſagen wollten. Daher wählten III. andere einen Mittelweg zwiſchen beiden, und dieſen betraten auch die *Phariſäer*. Sie behaupteten zwar, nach *Joſephus* (Alt 18, 2), *alles* (τα παντα) *geſchehe durchs Verhängniß*, oder, wie ers anderwärts *) ausdrückt: ſie ſchrie-

*) Jüd. Kr. 2, 7. das dort gebrauchte και in den Worten: θεω και ειμαρμενη iſt bloß ein erklärendes και und bedeutet, wie oft beym *Joſephus*, ſo viel als ἢ, oder τουτ᾽ ἐστι.

ſchrieben alles Gott und ſeinem Verhängniſſe zu. Allein die gleich darauf folgenden Einſchränkungen in beiden Stellen lehren, was er eigentlich ſagen wolle, nämlich: alles geſchehe unter der Regierung und Zulaſſung Gottes. Denn am erſten Ort ſetzt er hinzu: Doch leugnen ſie die Freyheit des menſchlichen Willens nicht. Sie lehren, Gott habe zwar die Einrichtung gemacht, daß alles geſchehen müſſe, was er wolle; aber auf des Menſchen Willen komme es doch an, tugendhaft oder laſterhaft zu handeln. Am zweyten angeführten Ort heißt es: ſie ſchreiben Gott oder dem Verhängniß alles zu, und zwar ſo, daß es meiſtens (κατα το πλειστον) in des Menſchen Gewalt ſtehe, recht oder unrecht zu handeln. (Dies iſt den Sadducäern entgegengeſetzt. Es giebt Fälle, wo es nicht in unſrer Gewalt ſteht, und der Gebrauch unſrer Freyheit aufhört — wo folglich keine Zurechnung Statt findet.) Doch komme in einzelnen Fällen das Verhängniß zu Hülfe (z. E. wir werden durch Dazwiſchenkunft außerordentlicher oder unerwarteter Umſtände vor Fehltritten oder Unglück bewahrt). — Freylich vermißt man hier beym Joſephus recht deutliche Begriffe, und darum fehlt es ihm auch an Deutlichkeit und Beſtimmtheit im Ausdruck. Den Ausdruck: alles ſtehe beym Verhängniß, braucht er

hier

hier bloß im Gegenſatz gegen die Sadducäer. An einem andern Ort (Alt. 13, 9.), wo er zugleich von den Eſſenern redet, die dies eigentlich behaupteten, fühlte er ſelbſt das Unbequeme dieſes Ausdrucks, und ſagt daher mit deutlichern Worten: „die Phariſäer behaupten, etwas, aber nicht alles (τινα και ου παντα) ſtehe beym Verhängniß; etwas aber ſtehe auch in des Menſchen Gewalt, ob es geſchehen ſolle, oder nicht.

Epiphanius (adverſ. haereſ. L. I. Haereſ. 16.) behauptet auch, daß ſich die Phariſäer mit Aſtrologie beſchäftigt hätten. Ihm folgen Druſius und einige andere Neuere. Brucker hingegen verwirft dieſe Meinung gänzlich. (Hiſt. crit. philoſ. Th. II. S. 752 fg.) Wahr iſt es, daß ſich weder im N. Teſt. noch im Joſephus die geringſte Spur davon findet, und daß Epiphanius Nachricht gar nicht als hiſtoriſches Zeugniß gelten kann. Indeſſen iſts unleugbar, daß ſeit den Zeiten des babyloniſchen Exils viele Juden an den Einfluß der Geſtirne in die menſchlichen Schickſale geglaubt, und ſich daher mit Sterndeutung beſchäftigt haben. (Vergl. Philo de migrat. Abrah. S. 415.) Sollte es alſo nicht auch unter den Phariſäern Leute gegeben haben, die dieſe Kunſt getrieben hätten, zumal da ſie nicht leicht ein Mittel unbenutzt ließen, wodurch man ſich Zutrauen und Anſehen beym Volk erwer-

erwerben konnte? Daraus würde aber freylich nicht folgen, daß es eine Unterſcheidungslehre ihrer Partey geweſen wäre. Mit ihren Grundſätzen vom Verhängniß ließe ſich übrigens dieſe Lehre wohl vereinigen. Es iſt merkwürdig, daß das oben angeführte Wort גזירה bey den Rabbinen bisweilen auch vom Einfluß der Geſtirne gebraucht wird, obgleich das Wort מזל bey ihnen noch häufiger in dieſer Bedeutung vorkommt.

Ueber die Lehren: vom Daſeyn geiſtiger Weſen, von der Natur der menſchlichen Seele, ihrer Fortdauer nach dieſem Leben, ingleichen von der Wiederherſtellung des Körpers nach dem Tode, und von Belohnung und Strafe in einer andern Welt — waren die Meinungen der Juden gleichfalls verſchieden.

Einige behaupteten, es könne kein lebendiges Geſchöpf ohne Körper gedacht werden, und leugneten überhaupt das Daſeyn unkörperlicher Weſen gänzlich. So die Sadducäer. Sie lehrten nach Apgeſch. 23, 8. es gebe keinen Engel und keinen Geiſt. Nach der gewöhnlichen Meinung unter den Juden gab es Engel und Geiſter; und dieſer traten auch, wie in jener Stelle deutlich geſagt wird, die Phariſäer bey. Joſephus ſagt (Alt. 18, 2.): nach der Meinung der Sadducäer hört die Seele mit dem Körper zugleich auf; und an einem andern Orte (vom J. Kr. 2, 7.): die Sad-

Sadducäer leugnen die Fortdauer (διαμονη) der Seele und die Belohnung und Strafe in der Unterwelt. Nach dieſen Stellen ſollte es ſcheinen, als hätten ſie nicht das Daſeyn, ſondern nur die Fortdauer der Seele bezweifelt. Aber ſie können, wie andere Materialiſten, den Ausdruck Seele gebraucht haben, ohne darunter etwas Geiſtiges und vom Körper verſchiedenes zu verſtehn. Sie verſtanden bloß das Leben darunter. Die Sadducäer gaben vor, daß ſie bloß diejenigen Lehren annähmen, die ſie im A. Teſt. und ſonderlich in Moſes Schriften fänden. Alles übrige erklärten ſie für Menſchenſatzung. Dahin rechneten ſie auch die gewöhnliche jüdiſche Meinung von der Seele. Die Worte, die man damals brauchte, um den Begriff Geiſt damit auszudrücken und die Seele als etwas vom Körper verſchiedenes zu charakteriſiren, werden in den Büchern des A. T. alle häufig vom Odem, vom Leben und der Lebenskraft gebraucht, z. B. רוח, נפש, נשמה, ψυχη, πνευμα u. ſ. w. Selbſt da, wo von Schöpfung des Menſchen die Rede iſt, heißt es: Gott habe ihm ſeinen Lebensodem eingehaucht, 1 Moſ. 2, 7. Pſ. 104, 29. 30. Ja, es fanden ſich ſogar einige Stellen, worin geſagt zu werden ſchien, daß die Fortdauer des Menſchen mit ſeinem Odem aufhöre, als Pred. 3, 19. 20. Jeſ. 38, 18. Pſ. 6, 6. Pſ. 30, 10. Pſ. 88, 11. Pſ. 115, 17. Aus den Schriften

der

der Rabbinen erhellt auch, daß diejenigen Juden, die nach Chriſti Zeiten der Meinung der Sadducäer beytraten, ſich auf dieſe und ähnliche Schriftſtellen berufen haben.

Es iſt allerdings wahr, daß im Moſes und andern Alttestamentiſchen Büchern Stellen vorkommen, worin die Lehre von der Fortdauer des Menſchen nach dem Tode vorausgeſetzt wird. Aber da ſie gleichſam nur Fingerzeige enthalten und nicht mit der Deutlichkeit davon reden, wie ſo viele im N. Teſtament: ſo wurden ſie von den Sadducäern anders erklärt. Sie lehrten: der Menſch ziehe ſich durch ſeine Handlungen Glück oder Unglück zu, er werde in dieſem Leben belohnt oder geſtraft: da aber kein künftiges Leben ſey, ſo falle alle Belohnung und Strafe nach dem Tode weg. Joſephus vom jüd. Kr. 2, 7. Auch hier ſcheinen ſie ſich auf das A. Teſt. und vorzüglich auf Moſes Geſetzbuch, wo meiſtens nur von Belohnung und Strafe in dieſem Leben die Rede iſt, berufen zu haben *). In den erſten chriſtlichen Gemein-

*) Chriſtus widerlegt die Meinung der Sadducäer aus Moſes Schriften, Matth. 22, 31 f. und zeigt, daß ſich aus 2 Moſ. 3, 6. die Fortdauer der Seele nach dem Tode ſchließen laſſe. Da es in andern Büchern des A. T. noch deutlichere Stellen giebt: ſo haben viele behauptet, er führe darum eine Stelle aus Moſes an, weil die Sadducäer die übrigen Bücher des A. T. nicht angenommen hätten. Aber dieſes Vorgeben, das man zuerſt bey einigen chriſtlichen Kirchenſchriftſtellern findet, iſt ganz unge-

meinden gab es zu Paulus Zeiten Leute, welche die Auferſtehung (die beym Paulus mit Unſterblichkeit der Seele einerley iſt) leugneten, 1 Cor. 15, 12. Noch deutlicher redet er davon 2 Timoth. 2, 18. wo es von ihnen heißt, ſie hätten behauptet: die Auferſtehung ſey ſchon geſchehn. Dieſe Leute hatten ohne Zweifel ſadducäiſche Grundſätze und erklärten die Stellen des A. Teſt. die von Auferſtehung zu handeln ſchienen, uneigentlich von Wiederherſtellung in einen glücklichern Zuſtand, Befreyung aus dem Exil u. dgl. gerade ſo, wie ſie die ſadducäiſchgeſinnten Juden ſpäterer Zeit, nach des Rabbi Abarbanel's Bemerkung, auslegten. Es iſt

ungegründet. Chriſtus widerlegt darum aus dem Moſes, weil ſeine Schriften den Sadducäern, ſo wie den übrigen Juden, die wichtigſten im ganzen A. T. waren und die eigentliche Erkenntnißquelle der jüdiſchen Religionslehren. Was im Moſes ſtand, oder daraus hergeleitet werden konnte, gehörte unter die völlig ausgemachten Wahrheiten. Nun meinten die Sadducäer, beym Moſes fände ſich nichts von dieſer Lehre: ſie brauchten alſo ſein Stillſchweigen zu Beſtätigung ihrer Meinung. Dies iſt der wahre Grund, warum ſie Chriſtus aus dem Moſes widerlegt. Uebrigens ſcheint es, als wäre den Sadducäern die Erklärung, die Chriſtus von der Stelle 2 Moſ. 3, 6. gab, damals neu und unerwartet geweſen, weil ſie nichts dagegen einwenden. Aber in den ſpätern jüdiſchen Schriften nach der Zerſtörung Jeruſalems findet man dieſe Stelle gleichfalls zu Widerlegung der Sadducäer angeführt. Man vergleiche Wetſteins Anmerk. bey Matth. 22.

iſt auch nicht zu leugnen, daß die Ausdrücke: wiederbelebt werden, und: aus dem Grabe auferſtehn, im A. T. oft in dieſer Bedeutung vorkommen, z. E. Jeſ. 26, 19. 20. Ezech. 37.

Nach der Wiederkehr aus Babylon wurden die Lehren von der Seelenunſterblichkeit und künftigen Vergeltung in einer andern Welt, unter den Juden immer allgemeiner, beſonders ſeit der Zeit, da ſie unter die Herrſchaft der Nachfolger Alexanders des Großen, der griechiſchen Könige über Syrien und Aegypten kamen. Bey ihrem damaligen Leiden und Druck fanden ſie viel Beruhigung in dem Gedanken an Unſterblichkeit und künftige Vergeltung. Der Verfaſſer des zweyten Buchs der Maccabäer legt den Märtyrern unter ihnen gewöhnlich ſolche Reden in den Mund, worin ſie ſich mit Hoffnung der Unſterblichkeit und Auferſtehung tröſten und zur Standhaftigkeit ermuntern, als 2 Macc. 6, 26. Cap. 7, 9. 11. 14. 23. 29. 36. vergl. Cap. 12, 43—45.

Mit der Lehre von der Seelenunſterblichkeit verbanden die meiſten Juden auch die Lehre von der Wiederherſtellung oder Auferſtehung des Leibes. Der größte Theil derſelben trennte nicht einmal eins von dem andern, ſondern dachte ſich vielmehr bey der Fortdauer der Seele nach dem Tode beſtändig die Wiedervereinigung derſelben mit dem Körper, den ſie in dieſem Leben bewohnt hatte. Ich ſage: der größte Theil derſelben. Denn was die

Eſſe-

Eſſener betrifft, ſo behaupteten ſie zwar die Seelenunſterblichkeit; aber es ſcheint nicht, daß ſie die Auferſtehung des Leibes geglaubt haben. Nach dem Joſephus (vom jüd. Kr. 2, 7.) betrachteten ſie den Körper als ein Gefängniß der Seele, aus welchem ſie durch den Tod befreyt werde. Nach ihrer Befreyung erhübe ſich die Seele zur Oberluft, zum reinſten Aether, woher ſie ihren Urſprung habe. Was ſie, nach Joſephus Erzählung, von den Gefilden der Seligen, wo weder Kälte noch Hitze, ſondern ewiger Frühling herrſche — und von dem kalten, ſtürmiſchen Tartarus, dem Wohnſitz der Verdammten, lehrten, war vermuthlich bloß exoteriſche Bilderſprache, worin ſie das Glück der Frommen und das Unglück der Laſterhaften ſchilderten. Die meiſten Juden, die die Lehre von der Auferſtehung des Leibes glaubten, nahmen ſie unſtreitig darum an, weil ſie ſich zu ihren ſinnlichen Vorſtellungen von dem Glück und den Freuden der Seligen in jener Welt ſo gut zu ſchicken ſchien. Mit körperlichen und ſinnlichen Vergnügungen waren ſie ſehr wohl bekannt: deſto unbekannter aber mit den höhern und geiſtigen Freuden, für welche die meiſten unter dieſem ungebildeten Volke keinen Sinn hatten. Das Leben nach dem Tode dachten ſie ſich dem Leben in dieſer Welt ſo ähnlich als möglich, nur daß ſie Trübſale und unangenehme Empfindungen davon abſonderten. Viele behaupteten im vollen Ernſt, daß die auferſtan-

denen Seligen im Himmel eben ſo eſſen und trinken und Kinder zeugen würden, wie die Menſchen hier auf Erden. Noch nach den Zeiten Chriſti war dies die Lehre einiger der angeſehenſten Rabbinen, die auch vom Maimonides und vielen andern vertheidigt wird. Solche ſinnliche Vorſtellungen, die zu wirklichen Ungereimtheiten führten, ſuchten die Sadducäer lächerlich zu machen und trieben ihren Spott damit. Sicherlich war dies auch damals ihre Abſicht, als ſie Jeſu den Fall von der Frau, die mehrere Brüder nach einander zu Männern gehabt habe, vorlegten, Matth. 22, 24 f. — Um ſolchen Einwendungen und Ungereimtheiten auszuweichen, lehrten andere Juden: wir würden zwar in jenem Leben unſern Körper wiederbekommen, aber er würde feiner gebauet ſeyn, als gegenwärtig, und alle grobe, materielle Theile würden davon geſchieden werden. Zu ſeiner Erhaltung würden wir keiner Speiſe, keines Tranks bedürfen, würden auch unſer Geſchlecht nicht fortpflanzen. Auf dieſe Art erklärten ſich die meiſten jüdiſchen Lehrer auch nach Chriſti Zeiten darüber, wie man unter andern aus den von Wetſtein geſammelten Stellen in ſeiner Anmerk. bey Matth. 22, 30. ſehen kann. Es ſcheint, daß die Sadducäiſchen Einwendungen Gelegenheit gaben, dieſe Lehre genauer zu beſtimmen und die allzu ſinnlichen Vorſtellungen davon abzuſondern. Chriſtus war gleichfalls dieſer Meinung,

Matth.

Matth. 22, 30. doch hat niemand unter den erſten chriſtlichen Lehrern die Lehre von der Auferſtehung des Leibes ſo vollſtändig vorgetragen, als Paulus, 1 Cor. 15, 35 f. Dieſe Stelle iſt gleichſam Commentar über jene Worte Chriſti und der ganze Vortrag iſt offenbar ſo eingerichtet, daß den ſadducäiſchen und heidniſchen Einwendungen begegnet, und zugleich die groben ſinnlichen Vorſtellungen vieler Juden davon geſchieden werden ſollen.

Daß die Phariſäer Seelenunſterblichkeit und Auferſtehung geglaubt haben, iſt aus dem ſchon oben angeführten ausdrücklichen Zeugniß des Lucas (Apgeſch. 23, 8.) gewiß; und daß ſie — wenigſtens die vernünftigſten unter ihnen — über die Lehre von der Auferſtehung und dem Zuſtand der Auferſtandenen, mit Jeſu in der Hauptſache einſtimmig gedacht haben, ergiebt ſich aus Luc. 20, 39. wo ſie die Antwort, die Jeſus den Sadducäern giebt, vollkommen billigen und loben. Hiemit läßt ſich auch vereinigen, was Joſephus (Alterth. 18, 2.) von ihnen ſagt: „ſie glauben, daß die Seelen unſterblich wären (ἀθάνατον), und daß ſie unter der Erde gerichtet und nach ihren Werken entweder belohnt oder beſtraft würden. Dieſe würden in ein ewiges Gefängniß verſchloſſen, jene könnten leicht wieder ins Leben zurückkehren (ἀναβιουν).“ Hieher gehört

hört noch eine andere Stelle (vom jüd. Kr. 2, 7.), wo es heißt: „die Seele ſey, nach der Phariſäer Meinung, ganz unzerſtörbar (ἀφθαρτον).“ Aber dieſe letztere Stelle iſt wegen eines Zuſatzes merkwürdig, über deſſen Sinn die Ausleger verſchiedner Meinung ſind. Er ſagt nämlich: die Phariſäer behaupteten, die Seele gehe in einen andern Körper über (μεταβαινειν εἰς ἑτερον σωμα), doch nur allein die Seele der Frommen; die Seele der Gottloſen werde mit ewiger Strafe (ἀϊδιῳ τιμωριᾳ) gezüchtigt. Dieſe Worte können von der Seelenwanderung verſtanden werden, und einige Neuere haben ſie wirklich davon erklärt. Ihnen iſt auch Brucker beygetreten. (Hiſt. crit. philoſ. T. II. p. 754.) Aber ſie laſſen auch, wie ſich gleich zeigen wird, einen andern Sinn zu, der ſich zum Zuſammenhang ſehr gut ſchickt. Die Lehre von der Seelenwanderung war einige Jahrhunderte nach Chr. Geb. unter den Juden ſehr allgemein. Daß ſie aber ſchon zu Chriſti Zeiten und bald nachher unter den Paläſtiniſchen Juden anzutreffen ſey, davon finden ſich keine Spuren im N. Teſtament, und eben ſo wenig im Joſephus und Philo's Schriften. Die Stellen des N. T. Matth. 14, 2. und Marc. 16, 14. worauf ſich einige berufen haben, gehören gar nicht hieher — und Joh. 9, 2. 3. iſt aus der jüdiſchen Meinung von Sünden, die in

Mut-

Mutterleibe begangen ſeyn ſollen, zu erklären. Die Phariſäer zu Jeſu und der Apoſtel Zeiten behaupteten allerdings Auferſtehung des Leibes (ἀναστασιν), wie ſich aus den vorhin angeführten Zeugniſſen des N. Teſt. deutlich ergiebt, und dieſe iſt von der Seelenwanderung ſehr verſchieden. Es ſcheint, daß Joſephus das unter den griechiſchen Juden von Wiederherſtellung des Leibes gebräuchliche Wort ἀναστασις und ἀναστηναι recht gefliſſentlich vermeidet. Ohne Zweifel geſchieht dies deswegen, um ſeinen griechiſchen und römiſchen Leſern nicht zu mißfallen, und nachtheilige Begriffe von den ſo hoch geprieſenen jüdiſchen Secten, die er ſogar mit den philoſophiſchen Schulen unter den Griechen vergleicht, zu veranlaſſen. Denn die Lehre von der Auferſtehung des Körpers, die damals unter Juden und Chriſten gelehrt wurde, war den heidniſchen Philoſophen immer ſehr anſtößig und kam ihnen nach ihren Grundſätzen ſogar ungereimt vor. Daher wurde auch Paulus in Athen verſpottet, als er in ſeiner Rede die Auferſtehung von den Todten erwähnte, Apgeſch. 17, 32. Um dieſen Anſtoß zu verhüten, braucht Joſephus in der erſten Stelle den Ausdruck ἀναβιουν, und in der andern: μεταβαινειν εἰς ἑτερον σωμα. Beide Ausdrücke ſind ſo allgemein und ſo unbeſtimmt, daß ſie jüdiſche und griechiſche Leſer ihren Meinungen gemäß erklären konnten, ſo verſchieden und von einander abgehend

dieſe

dieſe auch immer waren. Griechiſche Leſer dachten dabey ganz natürlich an die Lehre von der Seelenwanderung, ſonderlich wenn ſie die letztere Stelle laſen: jüdiſche Leſer aber, an ganz etwas anderes, nämlich an Auferſtehung des Leibes. Denn ein anderer Leib kann auch derjenige vollkommene und unzerſtörbare Körper genannt werden, den wir in jenem Leben erhalten, und ſelbſt Paulus beſchreibt ihn 1 Cor. 15. als einen andern, vom gegenwärtigen verſchiedenen Leib, V. 39—53.— Dergleichen nicht bloß zufällige, ſondern mit Fleiß geſuchte Zweydeutigkeiten im Ausdruck ſind beym Joſephus in ſolchen Fällen gar nichts ſeltenes.

Doch nur von den Seelen der Frommen behaupteten die Phariſäer, daß ſie wieder einen Körper bekommen würden: die Seelen der Gottloſen hingegen werden, nach ihrer Meinung, in ein ewiges Gefängniß verſchloſſen und mit ewigen Strafen gezüchtigt. Dies ſagt Joſephus an den oben angeführten Orten. Die Lehre, daß die Seelen der Gottloſen keinen Körper wieder erhalten würden, iſt zwar unter den Juden nie völlig allgemein geweſen, vielleicht auch ſelbſt unter den Phariſäern nicht: aber ſie hat unter ihnen, auch nach Chriſti Zeiten, immer viele Vertheidiger gefunden. In den chaldäiſchen Umſchreibungen des A. Teſt. und in den Schriften der Rabbinen kommen hin und wieder ſehr deutliche Stellen davon vor. Wie iſt man aber darauf

gekom-

gekommen, dergleichen zu behaupten? Dies läßt ſich aus dem, was oben geſagt iſt, ſehr leicht erklären. Von dem Leben in jener Welt hatten die Juden ſehr ſinnliche Begriffe. Sie meinten, die Seligkeit der Frommen könne ohne Körper nicht vollkommen ſeyn, und das Unglück und die Strafe der Gottloſen nach dem Tode werde eben zum Theil mit darin beſtehen, daß ſie keinen Körper wieder bekämen. Dazu kam noch, daß ſie dieſe Meinung ſelbſt in einigen Stellen des A. T. beſtätigt zu finden glaubten. Die Auferſtehung hieß bey den Juden הקימה und man brauchte das Zeitwort קום davon. Weil aber die alexandriniſchen Ueberſetzer das Wort קום faſt immer durch ἀναστηναι und ἀναστασις überſetzen, ſo brauchten auch die griechiſchen Juden dieſe Worte beſtändig, wenn ſie von der künftigen Wiederherſtellung des Leibes redeten. Nun giebt es verſchiedene Stellen im A. T., wo von Sündern und Gottloſen geſagt wird, ſie würden nicht ſtehen bleiben, oder beſtehen (קום), z. B. Pſ. 1, 5. לא יקמו רשעים. Hier und in ähnlichen Stellen erklärten ſie das Wort קום von der Auferſtehung, und fanden darin eine Beſtätigung ihrer Meinung. Mehrere Rabbinen erklären jene Stelle im erſten Pſalm auf dieſe Weiſe, und die Alexandriner überſetzen: οὐκ ἀναστησονται οἱ ἀσεβεις; ob ich gleich nicht behaupten will, daß die alten Ueberſetzer ſelbſt bey dem Wort ἀναστηναι wirklich an die Auferſtehung gedacht haben.

Eini-

Einige jüdiſche Lehrer nach Chriſti Zeiten gingen noch weiter, und behaupteten eine gänzliche Vernichtung der Gottloſen nach Leib und Seele. — Aber wie geſagt, dieſe Meinungen ſind unter den Juden nie allgemein geweſen. Es gab immer viele, welche behaupteten, daß die Seelen der Frommen und Gottloſen einen Körper wiederbekommen würden. Dies erwieſen ſie aus Daniel 12, 2. und einigen andern Stellen des A. T. Mit ihnen ſtimmte auch Chriſtus und ſeine Apoſtel überein. Chriſtus unterſcheidet in ſeinen Reden ausdrücklich die Auferſtehung zum künftigen Glück (ἀναςασις ζωης) von der Auferſtehung zu künftigen Strafen (ἀναςασις κρισεως). Jene iſt für die Frommen; dieſe iſt das Loos der Gottloſen, Joh. 5, 29. Der Ausdruck ἀναςασις ζωης iſt ſichtbar aus Daniel 12, 2. genommen. In eben dem Sinn ſteht auch ἀναςασις εἰς ζωην 2 Macc. 7, 14. vergl. Cap. 12, 43—45. Dieſes muß auch noch zu Paulus Zeiten die gewöhnliche Meinung unter den Juden und ſelbſt unter den Phariſäern geweſen ſeyn, wie ſich aus 23 und 24 Capitel der Apoſtelgeſchichte ſchließen läßt, Paulus wurde vor dem jüdiſchen Gericht zu Jeruſalem verklagt. Unter den Beyſitzern deſſelben waren Phariſäer und Sadducäer. Paulus ſagte öffentlich vor Gericht: man wolle ihn verurtheilen, weil er die Lehre von der Auferſtehung behaupte und vortrage, Cap. 23, 6. Hierüber entſtand ein lan-

langer Streit zwiſchen den Phariſäern und Sadducäern, ſo, daß in dieſer Sitzung des Synedriums nichts ausgemacht werden konnte. Endlich wurde Paulus nach Cäſarea gebracht und von den Juden bey dem römiſchen Procurator Felix verklagt. Hier ſagt er in ſeiner Vertheidigungsrede, in Gegenwart ſeiner Ankläger, Cap. 24, 15: „Ich habe die Hoffnung zu Gott, der ſie ſelbſt auch beyſtimmen, daß eine Auferſtehung der Todten ſeyn werde — der Tugendhaften und Laſterhaften.“ Hieraus ſcheint deutlich zu erhellen, daß die Lehre von der Auferſtehung der Gottloſen damals ſelbſt unter den Phariſäern die gewöhnliche geweſen iſt.

Nach Lucas Bemerkung leugneten die Sadducäer auch das Daſeyn der Engel, Apgeſch. 23, 8. Nur Lucas ſagt dieſes; beym Joſephus findet man nichts davon: es ſtimmt aber mit ihrem ganzen Syſtem ſehr gut überein. Seitdem die Juden aus Babylon zurückgekommen waren, finden wir bey ihnen ganz andere Vorſtellungen von den Engeln, ihrer Natur, Eigenſchaften und Wirkungen, als vorher. Ihre Begriffe davon waren zum Theil von der Art, daß ſie auf ſehr abergläubiſche Meinungen führten, die von den angeſehenſten Lehrern, und ſonderlich von den Phariſäern in Schutz genommen und unter dem Volk immer mehr verbreitet wurden. Die Sadducäer gaben ſich das Anſehn ſtarker Geiſter und verwarfen daher dieſe abergläubiſchen Vorſtel-

lun-

lungen von den Eigenſchaften und Wirkungen der Engel und mit ihnen auch die ganze Lehre von ihrem Daſeyn, ſo wie ſie überhaupt das Daſeyn aller geiſtigen Geſchöpfe leugneten. Nach ihrem Vorgeben aber hielten ſie ſich genau an die Schrift, und verwarfen die menſchlichen Zuſätze, womit andere die Schriftlehren verunſtalteten. Sie werden ſich alſo gewiß bemüht haben, auch in dieſer Lehre ihre Uebereinſtimmung mit der Schrift zu zeigen. Der Ausdruck Engel oder Boten Gottes kommt in der Schrift oft von allen Dingen vor, welche die göttliche Vorſehung braucht, ihre Entwürfe und Abſichten auszuführen, entweder Unglück zu verhängen und zu ſtrafen, oder zu belohnen und zu ſchützen. Daher heißen ſelbſt lebloſe Dinge oft Engel oder Boten Gottes: gute Engel, wenn ſie gute, böſe Engel, wenn ſie böſe Botſchaft bringen, z. E. Krankheiten und andre Unglücksfälle. Es giebt im A. T. ſehr viele Stellen, wo das Wort Engel in dieſer Bedeutung vorkommt, z. B. Pſ. 34, 8. Pſ. 78, 49. vergl. V. 50. 51. Pſ. 103, 20. Pſ. 104, 4. Pſ. 148, 2. 3. 8. Jeſ. 37, 36. 2 Kön. 6, 16. 17. Nach dieſen und ähnlichen Stellen ſcheinen die Sadducäer die übrigen im A. T. erklärt zu haben, die von Engeln handeln.

2.

2.

Gehört die Lehre von dem ſittlichen Naturverderben des Menſchen in den Religionsunterricht für Volk und Jugend? und wie iſt ſie darin vorzutragen?

(Ein Fragment aus einer Vorleſung.)

Was die heilige Schrift vom Daſeyn des ſittlichen Verderbens, welches allen Menſchen von Jugend auf eigen ſey, und ſich im Uebergewichte der Sinnlichkeit (des Fleiſches) über die Vernunft ſichtbar zeige, ſo oft und ſo deutlich behauptet, und worauf ſie ihr Lehrgebäude von unſrer ſittlichen Wiederherſtellung gründet, dies alles wird durch unleugbare Erfahrungen aus allen Zeitaltern vollkommen beſtätigt; und Jeden, der auf ſich ſelbſt merkt, wird ſeine eigene Erfahrung täglich davon überzeugen. Die Summe aller dieſer Erfahrungen iſt Röm. 7, 18 f. in wenige, aber ſehr nachdrückliche Worte zuſammengefaßt, bey denen wohl jeder aufmerkſame Leſer ſich ſelbſt das Bekenntniß — ge-

ſchehe es auch noch ſo ungern — wenigſtens im Stillen ablegen wird: ja, auch bey mir finde ich's ſo; es iſt, als wäre dies aus dem Innerſten meines Herzens herausgeſchrieben! Ich weiß, (aus Erfahrung), daß in mir, das iſt in meinem Fleiſche, nichts Gutes wohnt; das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht ꝛc. Auch ganze heidniſche Nationen, und die vorzüglichſten Philoſophen älterer und neuerer Zeiten, chriſtliche und nichtchriſtliche, die nicht von grundloſen Grübeleyen, ſondern von ſichern Erfahrungen — von unparteyiſcher Menſchenbeobachtung — ausgegangen ſind, haben das Daſeyn dieſes Uebels anerkannt. Mit den Benennungen deſſelben ging es in den Schulen der Theologen und Philoſophen eben ſo, wie mit den Namen der Krankheiten bey den Aerzten; ſie waren anders in jedem Zeitalter, anders in jeder Schule, indeß daß die Krankheit dieſelbe blieb. Alles kommt hier auf die Kenntniß der Krankheitszufälle und der Heilmittel, und auf die zweckmäßige Anwendung der letztern an. Wird nur die Krankheit ſelbſt recht gekannt und recht behandelt, ſey es nun unter dieſer oder einer andern Benennung, ſo lohnt es die Mühe nicht, über Namen zu ſtreiten, obgleich allerdings der eine richtiger und ſchärfer bezeichnend, und wenigern Mißdeutungen ausgeſetzt ſeyn mag, als der andere. Erbſünde, Erbübel,

übel, natürliches, angeerbtes, angebornes sittliches Verderben, oder, wie es ein griechiſcher Philoſoph nannte, das angeborne Böſe, oder, nach Kant, das radicale Böſe, u. ſ. f., ſind lauter ſolche Ausdrücke, die offenbar einerley ſittlichen Krankheitszuſtand andeuten. Die ſcharfſichtigſten und unbefangenſten Beobachter des Menſchen ſtimmen auch darin überein, daß die Geneigtheit zur Uebertretung des Sittengeſetzes, von der kein Sterblicher in keinem Alter und auf keiner Stufe der Bildung frey ſey, ſo wenig aus dem Fehlerhaften unſerer Vernunft, oder aus Irrthümern derſelben, und Mangel der Erkenntniß, als aus den Fehlern der Erziehung, und aus der Nachahmung böſer Beyſpiele, allein erklärt werden könne. Sie bemerken ferner, daß in den Aeußerungen dieſes Uebels in ſo fern eine große Verſchiedenheit ſtatt finde, daß mancher zu gewiſſen Uebertretungen nicht geneigt, oder doch weniger geneigt ſey, zu denen ein Anderer ſtarke Neigung bey ſich fühle; bey allen aber zeige ſich der Hang, gewiſſe Handlungen, die von ihnen ſelbſt für ſchädlich und ſündlich erkannt werden, zu vollbringen. So mannichfaltig geſtaltet alſo auch dies Uebel bey einzelnen Menſchen erſcheine, ſo ſehe es ſich doch in der Abneigung von gewiſſen Pflichten und in der Zuneigung zu gewiſſen verbotenen Dingen, bey Allen gleich.

 Kurz,

Kurz, bey Allen, wiewohl nicht bey Allen in gleichem Grade, äußere ſich das Uebergewicht irgend eines ſinnlich vorgeſtellten Gutes, über das, was uns die Vernunft als das wahre Gut erkennen und achten lehre.

Ueber den Urſprung dieſes Uebels giebt die Philoſophie keine Auskunft. Alle Vernunfterklärungen darüber, von Plato und Ariſtoteles an, bis auf Leibnitz und Kant herab, beruhen — wie dieſe Forſcher auch ſelbſt zum Theil willig eingeſtehen, — auf unſichern Gründen, und gnügen ſo wenig, daß dabey immer eine unbeantwortliche Frage über die andere entſteht. Indeſſen zeigt ſich bey allen Völkern, ſo bald ſie über Gott und über ſich ſelbſt nachzudenken anfangen, das Gefühl eines dringenden Bedürfniſſes, anzunehmen, und gleichſam zum voraus zu ſetzen, daß das Menſchengeſchlecht in einem weit vollkommneren ſittlichen Zuſtande von Gott hervorgebracht ſeyn müſſe, als der iſt, worin es ſich gegenwärtig befindet. Aber das Räthſel ſelbſt wurde von ihnen nicht befriedigend gelöſt; nur die heilige Schrift, die von jenem Gefühle des Bedürfniſſes gleichfalls ausgeht, war allein im Stande, es ſo zu löſen. Wer dieſe bibliſche Löſung für eine bloße Lehrdichtung, oder Mythus, erklärt, und kein Bedenken trägt, dies auch dem Volke und der Jugend vorzutragen, der nimmt

etwas weg, wofür er keinen Erſatz wieder geben kann; er untergräbt das Anſehn der Bibel bey Volk und Jugend, beraubt andre bibliſche Lehren, die mit dieſer in unzertrennlicher Verbindung ſtehen und auf dieſem Grunde ruhen, ihrer Stützen; und ſtiftet dadurch einen Schaden, den er hinterher durch nichts wieder gut machen kann. Der Vorwurf, daß in dem gewöhnlichen Lehrbegriffe vieles mit der göttlichen Gerechtigkeit und Güte nicht vereinbar ſey, trifft nicht die bibliſche Lehre ſelbſt, ſondern nur einige ſchriftwidrige Vorſtellungen, die man freylich oft genug mit der Schriftlehre verbunden, und ihr in verſchiednen theologiſchen und philoſophiſchen Schulen untergelegt hat. Weder dieſe, noch auch die anderweitigen tiefſinnigen und gelehrten Forſchungen und Beſtimmungen über die Beſchaffenheit des Naturverderbens, der Art und Weiſe ſeiner Fortpflanzung u. ſ. f., gehören für den Volks- und Jugendunterricht. Genug iſt es, in dieſem bey der einfachen Bibellehre zu bleiben, daß nämlich die Menſchen von ihren erſten Stammeltern her, nachdem dieſe Gottes Gebot übertreten hatten, insgeſammt ſo beſchaffen geweſen wären, und daß in dieſen Stammeltern der Grund liege, warum alle ihre Nachkommen ſo ſind; daß ſie aber Jeſu Chriſto allein die Verbeſſerung ihres Zuſtandes, und die Wiederherſtellung der verlornen Unſchuld, Heiligkeit und Seligkeit zu verdanken hätten, indem uns

die-

dieſer ſowohl von der Macht und Herrſchaft der Sünde, als auch von den Strafen derſelben erlöſet, und auf dieſe Art jenes große Uebel zu unſerm Beſten gewendet habe, wenn anders von unſrer Seite den vorgeſchriebenen Bedingungen des Glaubens und der Sinnesänderung ein Genüge geleiſtet werde. Röm. 5. 6. 7. 25. 8. f. ꝛc.

Die Lehre von unſerm großen ſittlichen Verfall, wie wir ſie in der heil. Schrift dargeſtellt und in der Erfahrung beſtätigt finden, iſt eine beugende und unſern Stolz demüthigende, folglich eine uns unangenehme Wahrheit. Denn es iſt freylich keine vortheilhafte Beleuchtung, keine erfreuliche Geſtalt, in der wir uns vor dieſem Spiegel erblikken. So ſehr es auch zu unſerm Heil dient, daß wir uns ſo kennen lernen, ſo will doch der ſinnliche, oder, wie die heilige Schrift ihn nennt, der fleiſchliche oder fleiſchlichgeſinnte Menſch, ſolche demüthigende und ihn in ſeinem Sinnengenuß ſtörende Gefühle in ſich nicht aufgeregt wiſſen. Er bekämpft dieſe ihm unangenehmen Empfindungen, ſinnt auf Ausflüchte, und weiß endlich ſinnreich genug zu beweiſen, daß nicht er ſelbſt, ſondern der ihm vorgehaltene Spiegel fehlerhaft ſey. Er iſt dem Kranken gleich, der es nicht eingeſtehen will, daß er krank iſt, weil er ſich ſchämt es zu ſeyn, und weil ihm die verordneten bittern Heilmittel zuwider

ſind.

ſind. Denn der ſinnliche Menſch, der ſich bey ſei-
ner Seelenkrankheit keiner gründlichen Kur unter-
werfen will, ſcheut jede herbe Aufopferung, die er
bey der Sinnesänderung und Heiligung übernehmen
zu müſſen fürchtet. Ihm wird es daher leicht, ſich,
und auch wohl Andere ſeines Gleichen — die ſich
dadurch auch entſchuldigt und geſchmeichelt fühlen —
zu bereden, daß er gut ſey, oder daß es wenigſtens
bey weitem nicht ſo ſchlimm um ihn ſtehe, als es
dem allzuſtrengen Sittenrichter ſcheine. Glaubt
aber jemand, daß er nicht krank ſey, ſo glaubt er
auch nicht, daß er eines Arztes und Arzneymit-
tels bedürfe; oder meint er, ſeine Krankheit ſey
leicht und bald vorübergehend, ſo hofft er, ſich
ſchon ſelbſt helfen zu können, oder ohne Gebrauch
der ihm verordneten Heilmittel zu geneſen. Wer
nun auf gleiche Art über ſeinen ſittlichen Zuſtand
denkt, der kann wohl nicht anders als kalt und
gleichgültig gegen die Mittel ſeyn, die uns die Lehre
Jeſu zu unſrer Wiederherſtellung vorſchreibt; er
wird ſie alſo wenigſtens als überflüſſig verſchmähen:
aber er wird auch leicht noch weiter gehen, er wird
ſie wohl gar für unbrauchbar und undienlich erklären,
und Haß gegen ſie hegen und äußern, wie der Kranke
gegen die Arzney, die ſeinem Geſchmack zuwider iſt.
Joh. 3, 19. 20. Es iſt alſo ſehr begreiflich, und
aus der Natur unſerer Seele leicht zu erklären, war-
um theils die Behauptung, daß der Menſch keines-

wegs

wegs ſo fehlerhaft und verderbt ſey, als es die heilige Schrift in ſo vielen Stellen — wenn ſie in ihrem unverkünſtelten Wortverſtande genommen werden — aufs deutlichſte beſagt, theils die dieſer Vorausſetzung gemäße Umformung der urſprünglichen chriſtlichen Heilsordnung, gerade in ſolchen Zeitaltern am meiſten gedeihet und begünſtigt wird, die ſich durch Eigenſucht und ſtolze Selbſtgenügſamkeit und durch den Hang zum bloß ſinnlichen Genuß (Luxus) vor andern auszeichnen.

Befremden kann es alſo nicht, daß die bibliſche Lehre vom Verderben des Menſchen auch jetzt von vielen im Volks- und Jugendunterrichte entweder ganz beyſeite geſetzt, oder doch entkräftet, und nur beyläufig, oberflächlich und nachdruckslos berührt wird. Häufig geſchieht dies unter dem Vorwande, daß durch die ehedem gewöhnliche (altchriſtliche) Vorſtellung dem Menſchen Abneigung gegen Gott eingeflößt werde, daß ſie ihn unthätig, verzagt und muthlos zu allem Guten mache, ihn zur unwürdigen Verachtung ſeiner ſelbſt führe, und ſogar zur Verzweiflung, die alle Beſſerung für immer ausſchließe. Aber man kann dreiſt behaupten, daß von dem Allen nichts zu fürchten ſey, wenn ſie anders nur ſo vorgetragen wird, wie es in der heil. Schrift geſchieht. Wer vermag es, auch nur mit einem Beyſpiele darzuthun, daß dieſe Lehre dies je bewirkt habe? Vielmehr beſtätigt die Erfahrung

durch

durch Beyſpiele zu Tauſenden, daß ſie bibliſch richtig dargeſtellt, und in ihrem wahren Zuſammenhange mit andern ſchriftmäßigen Wahrheiten aufgefaßt und angewendet, die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringe; daß ſie nämlich den Menſchen zum Guten, zur Anſtrengung der ihm verliehenen Kräfte, und zum dankbaren Gebrauch der von Gott dargebotenen Mittel, tugendhaft, froh und glücklich zu werden, mächtig anfeuere. — Jeder Religionslehrer, der ſich durch vermeinte gute Gründe bewogen glaubt, in ſeinen Vorträgen wenig oder nichts von dieſer Lehre laut werden zu laſſen, hat Urſach, ſich ernſtlich zu prüfen, ob hier nicht die Einſichten ſeines Verſtandes von den Neigungen ſeines Willens abhängig ſind. Denn ſo ungern man ſichs auch ſelbſt eingeſteht, ſo wahr iſt es doch, daß der Wille des Menſchen oft der Beherrſcher ſeines Verſtandes iſt. Könnte alſo nicht vielleicht der eigentlich wirkſame, tief im Innerſten des Herzens, wie im Hinterhalte verborgene Grund, bey ihm dieſer ſeyn, daß er vielen ſeiner ihn beurtheilenden Hörer oder Leſer, denen dieſe Lehre aus den vorhin angezeigten Urſachen mißfällt, ſelbſt nicht mißfallen und ihren ſchmeichelhaften Beyfall verſcherzen will? Was Johannes (12, 43.) von vielen jüdiſchen Lehrern ſagt, die zu Jeſu Zeiten bey dem großen Haufen ihrer vornehmen und geringen Zeitgenoſſen ſehr beliebt waren, das iſt ſicherlich

auch bey vielen chriſtlichen Lehrern zu allen Zeiten wahr geweſen: Sie hatten lieber die Ehre bey den Menſchen, denn die Ehre bey Gott. Viele, die ſich dem Lehrſtande widmen, oder ſchon ſelbſt lehren, geben ſich auch keine Rechenſchaft von den Gründen ihrer Meinungen und ihrer Lehrart; ſie folgen bloß dem Vorgang Anderer, beſonders wenn es berühmte und hochgeprieſene Namen ſind. Sie gehen nicht ihren Gang, ſo ſehr ſie auch für Selbſtdenker angeſehn zu werden wünſchen, und haben keine eigene Meinung, ſondern ſind jedem Machtgebote und ſelbſt jedem leiſen Winke des Führers, dem ſie mit ihrer Partey gehuldigt haben, folgſam. Auch können wirs uns nicht verbergen, daß, leider, in Kirchen und auf höhern und niedern Schulen die Zahl ſolcher Lehrer groß iſt, die nie zur Erkenntniß ihrer ſelbſt, und zur wahren Herzensbeſſerung nach chriſtlichen Grundſätzen gelangt ſind; deren Verbildung und tiefer ſittlicher Verfall oft ſchon im elterlichen Hauſe begann, und auf Schulen und Univerſitäten vollendet ward; die zwar hernach, wenn nicht ein noch ſchlimmerer Fall eintritt, im Amtskleide die Form ihrer Sitten und die äußere Aufführung, nicht aber das Innere ihres Herzens ändern, und dabey gar nicht ahnden, was ihnen eigentlich mangelt. Solche ſind dann freylich blinde Führer der Blinden; und es iſt unglaublich, wie viel ſie

ihren Anvertrauten durch Wort und Wandel ſchaden.

Diejenigen, welche der Lehre vom natürlichen Verderben abgeneigt ſind, pflegen dagegen den fleißigen Vortrag der Lehre von der Würde oder dem hohen Adel der menſchlichen Natur angelegentlich zu empfehlen. Dies findet mehr Eingang als jenes, weil es unſrer Eigenliebe willkommen iſt. Es wird daher über dieſen Gegenſtand oft gepredigt, und man geht im Jugendunterrichte jetzt häufig davon allein aus. Man glaubt den Menſchen dadurch zu heben, ihm, wie man ſagt, Muth zur Tugend zu machen, Abſcheu gegen das ſeine Natur ſchändende Laſter in ſein Herz zu pflanzen, und ihn durch Ehrgefühl zu einem edlen Menſchen auszubilden. — Und ſollte es denn unrecht ſeyn, unſre Anvertrauten darauf aufmerkſam zu machen, und dieſes ihnen mit Nachdruck einzuſchärfen? Nein, das wird nicht behauptet, und iſt auch, meines Wiſſens, nie behauptet worden. Es iſt vielmehr Pflicht, davon zu reden und zu ſchreiben; ſo wie dies auch in der heil. Schrift bey jeder ſchicklichen Gelegenheit geſchieht. Nur dieſes ſoll man thun, und jenes nicht unterlaſſen. Wenn die Bibel die Hoheit und Würde des Menſchen preiſet, ſo thut ſie dies mit ſtetem Hinblick auf ſeine mannichfaltigen Mängel, und beſonders auf ſeine ſittliche Fehlerhaftigkeit. Weicht man

von

von dieſer höchſt vernünftigen und zweckmäßigen Lehrart ab, ſo wirkt jene Lehre offenbar nachtheilig. Denn ſie iſt es eben, die, vereinzelt und unverbunden mit dieſer Wahrheit, dem Stolze und der Eigengerechtigkeit des Menſchen zur Nahrung dient, ihn leicht an der höchſtnöthigen Selbſterkenntniß hindert, ihn in Selbſtzufriedenheit und träger Unthätigkeit ſorglos dahinſchlummern, und die laute zur gründlichen Herzensbeſſerung auffordernde Stimme Gottes und ſeines eignen Gewiſſens überhören läßt. Denn wie ſollte er, der ſich ſchon für gut, für würdig, für vollkommen, und der Beſſerung nicht mehr bedürftig hält, — und wie leicht wird es dem menſchlichen Eigendünkel, ſich davon zu überreden! — wie ſollte er ſich überzeugen, daß dieſe Weckſtimme auch für ihn erſchalle? Wie leicht wird er glauben, ſie gehe eher jeden ſeiner Nachbarn, als ihn ſelbſt an? Offenb. 3, 17. 18. Luc. 18, 11. Wer nun vollends unerfahrne Kinder und Jünglinge ſo einſeitig belehrt, weiß in der That nicht, was er thut. Er hat wohl nie die Augen aufgethan, um zu ſehen, was für ſchädliche Wirkungen dieſes Verfahren ganz unvermeidlich hervorbringen müſſe, und in einem Zeitalter, wo Selbſtvertrauen und Eigendünkel herrſchende Krankheit, auch unter der Jugend geworden iſt, ſchon wirklich hervorgebracht hat? — „Die heilige Schrift iſt in ihrem ganzen vielartigen

In-

Inhalte ein Buch an die Menſchheit, und ſie ſpricht allenthalben aus menſchlicher Erfahrung an das menſchliche Herz, wo jeder ſich, und Lehre für ſich findet. Wie kein anderes Buch auf der Erde erhebt ſie auf der einen Seite die Würde der menſchlichen Natur — und ſetzt den Menſchen auf der andern Seite, in Rückſicht auf ſeine moraliſche Beſchaffenheit, ſo weit herab, daß ihm, durch ſich ſelbſt, keine Hoffnung zur Rettung übrig zu bleiben ſcheint. Sie nennt ihn einen Sohn der Gottheit, und einen Sclaven der Sünde. Wenn er ſich erheben will, ſo demüthigt ſie ihn durch das Geſetz, und will er hoffnungslos verſinken, ſo richtet ihn das Evangelium wieder auf. Gleich jenem Spieße des Homeriſchen Helden verwundet ſie tief, und heilet unfehlbar. Sie führt den Menſchen zur wahren Demuth auf der goldenen Mittelſtraße des Urtheils über ſich ſelbſt, nicht zu viel und nicht zu wenig von ſich zu halten, und jede Anwandlung des Uebermuths und der Verzweiflung, durch den Gedanken an ſein Verderben oder an ſeine Herrlichkeit zu unterdrücken. Wo iſt ein Buch, das dieſem gleich wäre! Das Evangelium iſt ſo ganz verſchieden von den menſchlichen Lehrgebäuden, die oft als Summe der Weisheit angeprieſen werden, daß man unmöglich dieſe und jenes zugleich lieben, oder für beide mit gleicher Hochachtung

tung eingenommen ſeyn kann: eines oder die andern muß man vorziehen *).“

Alles dieſes lehrt uns, daß es Pflicht eines chriſtlichen Religionslehrers ſey, dieſe Wahrheit ohne Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit im Volks- und Jugendunterrichte ſo vorzutragen, wie uns darin die bibliſchen Lehrer im Alten und Neuen Teſtamente mit ihrem Muſter vorgegangen ſind. Die Zeit hat hier nichts verändert. Die menſchliche Natur iſt jetzt noch eben ſo, wie ſie vormals war; und die Beherzigung und heilſame Anwendung dieſer Lehre iſt in aufgeklärten Zeitaltern nicht weniger nöthig, als in unaufgeklärten. Die Nothwendigkeit einer gänzlichen ſittlichen Umänderung des menſchlichen Herzens wird dadurch, für alle Zeiten, dem Gebildeten und Ungebildeten ins hellſte Licht geſetzt; vor dieſem untrüglichen Spiegel kann jeder, wer es auch ſey, ſeine wahre ſittliche Geſtalt erblicken, und demüthig von ſich denken lernen. Hier lernt er die Schwierigkeiten und mächtigen Hinderniſſe der Beſſerung deutlich einſehn und lebhaft fühlen, und gelangt auf dieſem Wege am gewiſſeſten zu

*) J. G. Müller's Worte, in einer Schrift, die beſonders denen, für die ſie eigentlich beſtimmt iſt, vor ſo manchen andern, auch für ſie geſchriebenen Büchern, empfohlen zu werden verdient, Theophil, oder Unterhaltungen über die chriſtliche Religion mit Jünglingen von reiferm Alter, Th. 1. (Zürich, 1801. 8.) S. 254 f.

zu der heilſamen Ueberzeugung, daß ihm Hülfe nöthig ſey, und daß er ohne göttlichen Beyſtand in einer ſo wichtigen Angelegenheit nichts vermöge. Sehr wahr, ſagte Epikur, nach Seneca *): Der Anfang des Heils iſt Kenntniß der Sünde. „Denn wer nicht weiß — ſetzt der letztere hinzu — daß er ein Sünder iſt, der will auch nicht gebeſſert ſeyn: ehe du dich beſſern kannſt, mußt du dich ſelbſt erſt ganz gekannt haben.“ Dies ſind auch die Grundſätze der Bibel; und es giebt keine bewährtere Lehrart, als dieſe. Man findet ſie unter andern auch in Jeſu Unterredung mit Nicodemus (Joh. 3, 2 — 21.) durchgängig befolgt, ſo befremdend es auch dieſem anfangs vorkam, daß er, — ein Meiſter in Iſrael, und dazu berufen, Andern den Weg zur Seligkeit zu zeigen, — der Neugeburt des Herzens ſelbſt noch bedürfe.

Soll aber der Unterricht in dieſer Lehre heilſam ſeyn, ſo iſt es nicht genug, ſie aus der heil. Schrift bündig zu erweiſen, und auf eine dem Verſtande einleuchtende Art im Allgemeinen darzuſtellen, ſondern es muß damit gleich die nöthige Anwendung und Zueignung verbunden werden. Denn ſonſt bleibt es leicht bey einem kalten unwirkſamen Beyfall, der auf das Herz keinen weitern Einfluß hat; wie man ihn wohl ſo manchen gutbewieſenen und

*) Epiſt. XXVIII, 7.

und für wahr gehaltenen Lehrmeinungen giebt. Der Zuhörer muß nicht bloß lernen, daß der Menſch von Natur verderbt ſey, ſondern er muß einſehen und fühlen, daß auch er es ſey. Den allgemeinen Wahrheiten wird dadurch eigentlich erſt der Zugang zum Herzen gebahnt, daß ſie ſogleich auf einzelne dem Lehrer und Zuhörer nahe liegende Fälle und beſtimmte Erfahrungen angewendet werden. So verfährt auch überall, und namentlich bey dieſer Lehre, die Bibel, welche überhaupt nie anders, als mit der ſpeciellſten Beziehung ihres Inhalts auf uns ſelbſt, und als recht eigentlich für uns geſchrieben, geleſen ſeyn will *). Wenn man bey der Unterweiſung in dieſer Lehre damit anfängt, daß man den Zuhörer auf ſich ſelbſt merken lehrt, um ihn zu überzeugen, daß auch ſeine Sinnlichkeit ſeine Vernunft überwiege, ſo kann man dadurch auch dem, der Zweifel gegen dieſe Lehre hegt, oder ihrer wohl gar ſpottet, ſeine Vorurtheile am leichteſten benehmen, und ihm ein beſchämendes Stillſchweigen auflegen. Selbſt mit dem gegen bibliſche

Beleh=

---

*) 2 Timoth. 3, 16. Röm. 4, 23. 24. C. 15, 4. 1 Cor. 10, 11 ꝛc. — Joh. Newton ſagt irgendwo in ſeinen Briefen: „Man muß die heil. Schrift nicht ſo leſen, wie der Advokat ein Teſtament lieſt, ſondern ſo, wie der Erbe es lieſt.“ Und dieſes gilt nicht nur von ihren Verheißungen, ſondern auch von ihren Vorſchriften. Wer dieſen ein Gnüge leiſtet, nur der iſt berechtigt, ſich jene zuzueignen. 1 Joh. 3, 22—24.

Belehrungen überhaupt eingenommenen Zuhörer kommt man leichter, als auf andern Wegen, zum Ziele, wenn man die Erfahrungen, welche die heil. Schrift, z. B. Röm. 7, 7—23., als Beweis unſers ſittlichen Verderbens aufſtellt, mit ihm, in beſtändiger Hinſicht auf das, was er bey ſich ſelbſt wahrnimmt, einzeln durchgeht, ohne ihm die Quelle, aus der man ſchöpft, ſogleich zu nennen. Er wird eingeſtehen müſſen, daß er dies alles auch bey ſich ſo und nicht anders finde, und daß er alſo freylich nicht ſo ſey, wie er ſeyn ſollte, um ſeine erhabene Beſtimmung, der Würde ſeiner Natur gemäß, erfüllen zu können. Wenn ihm dann gezeigt wird, daß die Bibel eben ſo davon lehre, ſo wird er ihr wenigſtens das Zeugniß nicht verſagen können, daß ſie keine idealiſche Abbildung von unſerm gegenwärtigen ſittlichen Zuſtande mache, ſondern vielmehr eine ſolche, die der Wirklichkeit völlig entſpricht. Iſt aber jemand erſt dahin gebracht worden, daß er ſich gedrungen fühlt zu bekennen: auch ich bin in dieſem Bilde ganz getroffen! ſo hat man Urſach zu hoffen, er werde auch geneigt werden, die Rettungsmittel anzunehmen und zu gebrauchen, welche die heilige Schrift, und vornehmlich die darin enthaltene chriſtliche Lehre, vorſchreibt; beſonders wenn ihm deutlich gezeigt wird, wie und warum ſie unter göttlichem Beyſtande ſo höchſt wohlthätig wirken; und wenn man

Halle,

gedruckt in der Buchdruckerey des Waiſenhauſes.

UNIVERSITY OF CHICAGO
47 634 971

UNIVERSITY OF CHICAGO
47 634 971